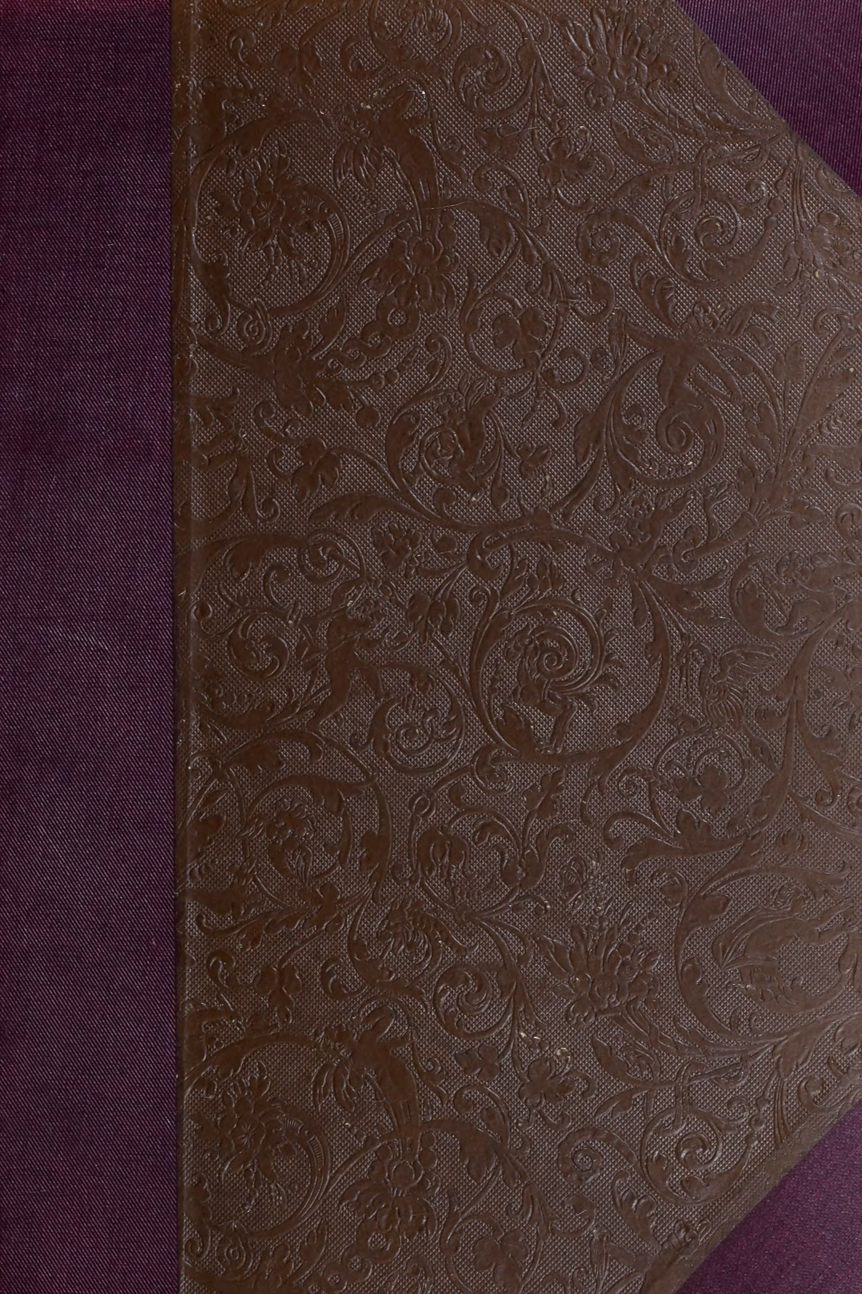


Historische Novellen

von

George Hilt'l.

Zweite Reihe.

Inhalt:

Berlin.
J. Jolowicz.

Inhalt.

Zwei Libelle.

Der Spreefluß glänzte im hellen Sonnenlichte. Die kleinen Buchten, welche seine Ufer in verschiedenen Zwischenräumen bildeten, waren mit dichtem Rohre angefüllt, dessen Kronen und Spitzen im sanften Winde rauschten. Einige Schiffe zogen geräuschlos den Fluß entlang, in der Richtung gegen Spandau, die weißen Segel blähten sich allmählig, je frischer der Wind blies, und die Schiffer begannen ihre schweren Ruderstangen langsamer zu handhaben. Am jenseitigen Ufer erschien zuweilen ein Trupp Menschen, sie wandelten nach Berlin, dessen Thürme und Mauern, Wälle und Thore in dem scharfen Sonnenlichte so deutlich hervortraten, daß man die Uhren und die Schießscharten, so wie einzelne Geschützstücke, welche auf den Werken standen, deutlich zu erkennen vermochte. Im Uebrigen war es ringsum ganz still und einsam, nur hin und wieder stieg aus dem Röhricht ein Vogel auf, schwebte einige

Zeit über der Wasserfläche und kehrte dann in seine grüne Behausung zurück.

Es war eine Stelle, eine Umgebung, welche so recht zum angenehmen Träumen einluden, zu jener Beschäftigung, die der Italiener das dolce far niente, der Deutsche in derberer Weise: „Faullenzen“ oder „Zeit todtschlagen“ nennt. Diese Stelle lag hart an der Landstraße von Berlin nach Lietzenburg oder Charlottenburg. Letzteren Namen führte der Ort, seitdem ihn der erste König von Preußen, Friedrich, also getauft hatte. Der Name Lietzenburg war ausgestrichen, denn die Königin Sophie Charlotte besaß nun ein reizendes Schloß nebst prachtvollem Parke daselbst und der schönen geistvollen Gemahlin zu Ehren mußte die neue königliche Wohnung den Namen der gefeierten Eigenthümerin tragen, um so mehr als Lietzenburgs Schloß noch zu jener Zeit erbaut worden war, wo der nunmehrige König von Preußen den Kurhut trug. Mit der Königskrone sollten viele neue Dinge geschaffen, viel alte beseitigt werden, der König wollte nicht mehr an den Kurfürsten erinnert sein und nur das Dorf Lietze, welches sich neben dem Schlosse hinzog, mahnte daran, daß der ganze Ort ehemals einen anderen Namen geführt hatte.

Aber der schöne dichte Laubwald, dessen Ausläufer

sich bis zum Thore von Berlin erstreckten, war in seiner ganzen Fülle erhalten, wenngleich breite Wege von der königlichen Wohnung bis zum Charlottenburger Schlosse durch die Waldung gehauen waren. Diese dehnte sich denn auch behaglich längs des Flusses aus, zog sich nordwärts über die lange Fläche gegen Lietze, faßte einen Theil des Spreeufers ein und bildete den großen bäumereichen Bezirk, welcher den Namen „Thiergarten" führte, dessen Ueberbleibsel noch heute eine Zierde der Umgebung der mächtig emporgewachsenen Residenzstadt bilden.

Es war also recht still und heimlich unter den Baumgruppen, welche zunächst des Spreeufers sich ausdehnten, an deren Fußenden, zwischen den dicken Stämmen das Gras üppig wucherte, und eine solche Gruppe nebst allem landschaftlichen Zubehör war ganz geeignet, um bei oder unter ihr jener obengenannten Beschäftigung des süßen Nichtsthuns nachgehen zu können.

Das schien denn auch ein junger Mann zu empfinden, der sich bequem in das Gras gestreckt hatte und, die Hände unter das Haupt gelegt, zu den rauschenden Baumwipfeln emporstarrte, welche, in beträchtlicher Höhe ihre Zweige zusammenschlingend, eine Laube über dem Haupte des Ruhenden bildeten, der — so weit man

auch umher schauen mochte — zur Zeit das einzige menschliche Wesen war, das in der Einsamkeit des Waldes ein Plätzchen aufgesucht hatte. Neben dem Träumer lag ein kleines Heft, wie es etwa die Schulkinder zu ihren schriftlichen Arbeiten benutzen, ein Griffel oder Schreibstift war zwischen die Blätter geklemmt, der Hut des Ruhenden lag neben dem Hefte.

Eine Zeit lang machte der junge Mann keine Bewegung, dann hob er ein wenig den Kopf, sein rechter Arm dehnte sich aus und ergriff die Schreibmaterialien, hob sie empor und bald hatte der Mann einige Zeilen auf das Papier geworfen.

„Hm! — das wird's thun," sagte er vor sich hin. „Es wollte heute gar nicht recht gehen. Ein seltsames Ding, diese Muse — sie ist beim besten Willen nicht immer zu fesseln. Heut war sie mir recht untreu — nun — sie hat sich bekehrt — so — so —." Bei diesen letzten Worten fügte er dem bereits Geschriebenen noch einige Worte hinzu, erhob sich dann und änderte seine Lage dergestalt, daß er, im Grase sitzend, den Rücken an den Stamm einer Buche lehnte.

„Nun noch einmal das Ganze durchfliegen," sagte er und entfaltete das Heft, worauf er mit lauter Stimme zu lesen begann, was er niedergeschrieben hatte.

Es war — wie ein Lauscher hätte wahrnehmen können — ein Gedicht und zwar ein Glückwunsch in Versen, der bei einer Hochzeit glänzen sollte. Der Dichter schien vollkommen mit seinem Erzeugniß zufrieden, denn während des Lesens verzog sich sein Antlitz zu einem Lächeln und als er die letzten Strophen sich selbst vorgetragen, klappte er sein Heft zusammen und schob es in die Tasche seines Rockes, wobei er ausrief: „finis coronat opus.“ —

Hierauf gab er sich einer anderen Beschäftigung hin, denn er nahm aus der linken Rocktasche ein Packet, welches nach geschehener Oeffnung ein starkes Butterbrod sehen ließ, das der Poet sofort zu verzehren begann. Während dieses Vorganges summte der junge Mann ein Liedchen vor sich hin und bemerkte nicht, daß sich ihm eine Person näherte, die schon der Vorlesung des Gedichtes aus einiger Entfernung gelauscht hatte und nun langsam näher trat. Es war ein Mann, etwa in der Mitte der fünfziger Jahre stehend. Er trug dunkle, aber sehr elegante Kleidung. Seine Schuhe waren mit silbernen Schnallen und breiten Bandrosen geziert, in der Hand hielt er ein schönes, spanisches Rohr mit dickem goldenen Knopfe.

Er näherte sich dem Einsamen schrittweise und möglichst geräuschlos, aber ein leichtes Räuspern, wel-

ches ihm entfuhr, veranlaßte den Schmausenden, sich umzuwenden. Er gewahrte den Lauscher und zog artig seinen Hut, der Gruß wurde sogleich erwidert.

„Ich sehe,“ begann der Herr, „Sie haben sich ein treffliches Placement ausersehen, um poetische Arbeiten zu vollenden.“

„Mein Herr,“ entgegnete der Dichter, „Sie haben, wie es scheint, mich belauscht?“

„Nichts für ungut. — Ich promenirte hier, da ich vom Hauptwege abkam, um den Pfad längs des Wassers zu benutzen, und hörte Ihre Stimme. Da ich in dieser Solitüde sonst kein menschliches Wesen wahrnahm, blieb ich stehen, um zu horchen; Sie würden an meiner Stelle dasselbe gethan haben.“

„Ei,“ lachte der Dichter. „Ich nehme es auch nicht übel. Möchte vielmehr wünschen, daß mein Carmen Ihnen gefallen habe.“

„Das ist wirklich der Fall gewesen. Was ich davon gehört habe, hat meine volle Anerkennung gefunden. Sie dichten zu Ihrem Plaisir, mein Herr?“

Er ließ sich bei diesen Worten auf einen Baumstumpf nieder, der, mit wilden Ranken und Moos überwuchert, nicht weit von dem Ruheplatze des Dichters stand.

„Hm!“ sagte dieser, „zum Plaisir eben nicht —

oder doch — wie Sie wollen. Es muß bei der Arbeit freilich Vergnügen sein, insofern dichte ich zum Plaisir. Sie wissen, daß es in Berlin, insbesondere seit es eine Königsstadt geworden, lustig hergeht, da brauchen die Leute denn häufig genug Poeme, heute ist es ein Kindtaufsschmaus, morgen ein Begräbniß, am nächsten Tage eine Hochzeit oder eine Feierlichkeit beim Richten eines Hauses und bei all solchen Gelegenheiten will man doch mit einem Carmen aufwarten, dafür bin ich zur Stelle.“

„Also Gelegenheitsdichter,“ sagte der fremde Herr seinen Hut auf's Neue lüftend.

„So ist es, Mosjeh. Ich dichte für Geld.“

„Sie haben das Aussehen eines Bruder Studio.“

„Getroffen — aber mit dem Studiren hat es seinen Haken gehabt. Sie haben mich von Leipzig — so — so — was man sagt fortgewünscht, meine Mittel sind von Hause aus gering gewesen. Ich bin genöthigt gewesen, mein Brod anderswo zu suchen, und trat als Factor in die Druckerei der Wittwe Naumann und dort hielt ich nicht lange aus. Es blieb nichts übrig, als mich durch Unterrichtgeben zu ernähren. Ich kam nach Berlin, um Präceptor zu werden — ein verteufeltes Brod für einen jungen Kerl — nun versuch' ich's nebenbei mit der Poesie — das wirft zuweilen einen

ganz hübschen Braten ab — da haben Sie meine Historie."

Der Fremde betrachtete den Studenten und Dichter einige Sekunden recht aufmerksam, dann sagte er: „Sie gefallen mir wohl. Ihr Name?"

„Friedrich Heller — ein karges Wort — ha! ha! — ich mache meinem Namen alle Ehre."

„Wo leben Sie denn in Berlin?"

„Ich wohne in der Grünstraße, im Hause des Tischlers Dreyer, — Heller und Dreyer beisammen — das giebt eine gute Rechnung, das paßt." Er wischte sich mit dem Taschentuche den Mund, denn sein Frühstück war beendet. „Dreyer ist ein guter Wirth," fuhr er fort. „Er hat viel Nachsicht mit mir — nur sind seine Zimmer verdammt klein und eng, und im Frühjahr, wie Sommer halte ich es nicht gern lange dort aus. Die Luft ist mir zu dick, der Wassergraben macht sie auch nicht angenehm; wenn das Wetter gut ist, ziehe ich ins Freie, da kommen die Gedanken besser."

„Wie viel — wenn ich fragen darf — erhalten Sie nun beispielsweise für solch ein Gedicht, wie das soeben vollendete?"

„Dies hier," sagte der Dichter, auf die Rocktasche klopfend, „sind doch so gegen zwei Thaler — in Versen."

„Es ist nicht allzuviel. Sie müssen Ihr Talent besser verwerthen.“

„Es kommt auf die Personen an. Je höher und reicher diese sind, desto größere Preise fordere ich, die Juden müssen am Meisten zahlen.“ Er erhob sich, auch der Fremde verließ seinen Sitz und Beide richteten ihre Schritte unwillkürlich nach dem Ufer.

„Vielleicht könnten Sie einmal Ihre geistige Waare bei Hofe absetzen?“ meinte der Fremde nach einer Pause.

„Das wäre ein besonderer Glücksfall freilich,“ entgegnete Heller. „Es werden dort die Gedichte gut bezahlt, so habe ich mir sagen lassen, aber es ist schwer anzukommen. Dort sind allerlei Herren, welche sich mit der Poesie beschäftigen, und die Königin hat ihre Dichter für sich. Es ist beinahe wie in Paris, wo die Poeten in Menge vorhanden sind und den König in allen Weisen ansingen.“

In diesem Augenblick erschallte aus der Ferne eine Musik. Sie schien vom Wasser herzukommen, die beiden Fußgänger blieben am Uferrande stehen. —

Es währte nicht lange, so erschien auf dem Flusse ein prächtig decorirtes Fahrzeug.

Es bog mit schneller Wendung um die Biegung, welche die Spree oberhalb der Stelle machte, an wel-

cher die Beiden standen. Das Fahrzeug war eine Jacht. Die Seitenwände der Galerie waren mit kostbaren Teppichen behangen, in deren Feldern der königliche Adler sich zeigte, die Galerie selbst erschien reich vergoldet. Den Bugspriet zierte ein vergoldeter Neptun, über dessen Haupte der Mast des Buges hinausragte. Die Fenster waren mit reichgeschnitzten und vergoldeten Rahmen umgeben — von dem Hauptmaste flatterte die königliche Fahne und am Spiegel prangte ebenfalls das Wappen von Preußen mit der königlichen Krone darüber. Eine Anzahl reich gekleideter Ruderer war beschäftigt, die roth lackirten Stangen zu handhaben, mit denen das Fahrzeug bewegt wurde.

Das Musikcorps hatte im Vordertheil des Schiffes Platz gefunden, während auf dem Hinterdeck, unter einem reich gefalteten Baldachin eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen versammelt war, die sich lebhaft unterhielten und deren Lachen man deutlich am Ufer vernehmen konnte, wenn die Musik eine kurze Pause machte, oder piano spielte. Der ganze Anblick des Fahrzeuges war ein majestätischer, der noch durch die Ruhe der Natur und die ganze Umgebung gehoben ward. Die Sonne blitzte von den prachtvollen Ornamenten zurück und warf ihren Schein auf die seidenen Roben und goldgestickten Röcke der Herren und Damen

— auf die funkelnden, im Feuer vergoldeten Hellebarden der Schweizergarden — das Alles bot ein reich geschmücktes Bild königlicher Pracht und des geschmackvollen Luxus. —

Die Jacht glitt dem Ufer gegenüber dahin — ihr folgte ein zweites minder prachtvolles Fahrzeug. Auf demselben hatte sich eine weniger zahlreiche Gesellschaft niedergelassen, aber dennoch konnte auch dieses Schiff immerhin ein prunkvolles genannt werden. Die Musik fehlte hier, die königlichen Adler waren nicht auf den Teppichen zu sehen, aber eine Fülle reicher Verzierungen aller Art ließ sich auch an dem zweiten Fahrzeuge bemerken, dessen Fahne ein Wappen zierte. An den Rand der Galerie gelehnt stand eine promphaft gekleidete Dame, über ihrem Haupte spannte sich ein Sonnenschirm, welchen ein Mohr hielt. Mehrere Herren und Damen hatten auf Sesseln Platz genommen.

„Es ist die königliche Jacht, welche nach Charlottenburg fährt,“ sagte der Fremde, mit seinem Stocke auf das erste Fahrzeug deutend. „Seht Ihr — dort? Das ist die Königin — der, welcher neben ihr steht, ist der berühmte Leibnitz — die Dame in dem weißen, mit gestickten Blumen gezierten Kleide ist Fräulein von Pöllnitz — die andere, welche soeben ein Bouquet zusammenbindet, ist Frau von Krosigk. — Sehen Sie

den König? Der ist's — an dem Maste – jetzt plaudert er mit dem Grafen Lottum, neben diesem steht Schmettau." Die Jacht verschwand hinter dem hohen Röhricht, nur die Wimpel und die königliche Flagge blieben sichtbar.

Das zweite Schiff war jetzt vor den beiden Beobachtern angelangt.

„Das ist ein schönes schlankes Ding," sagte Heller. „Es ist geschmackvoll decorirt."

„Bemerken Sie die Dame, hinter welcher der Mohr mit dem Sonnenschirm steht?" fragte der Fremde.

„Ich erkenne sie deutlich," sagte Heller.

„Es ist die schlimme Frau," entgegnete der Erstere, indem seine Stimme zu einem Flüstern herabsank, als ob die Bäume Ohren hätten oder hinter den Büschen ein Lauscher verborgen sei. „Die Gräfin Wartenberg — der dort, unter dem kleinen Gezelte ist ihr Gemahl; der Oberkämmerer Graf Kolbe mit seinen Freunden. Wartensleben und Einsiedel sind bei ihm."

„Ah —" machte Heller. „Das ist sie also, die Tochter des Kneipwirths und Schiffers zu Emmerich!" rief er laut und höhnisch.

„St!" fiel der Fremde ein. „Reden Sie dergleichen Dinge nicht, junger Mensch. Sie sind sehr leichtfertig. Wie können Sie solche Phrasen laut in die Luft schreien?"

„Eh — was ist da weiter? Die ganze Welt spricht von der eitlen und herrischen Frau, die sich am Hofe und in der Stadt verhaßt machte — ich denke —“

„Denken Sie darüber, was Sie wollen — aber sprechen Sie es nicht aus. Wie — wenn ich nun zum Hause der Wartenbergs gehörte, wenn ich Sie angäbe? — Sie kennen mich nicht — Sie wissen nicht wer ich bin.“

„Alle Wetter, Sie haben Recht,“ erwiderte Heller fast kleinlaut, indem er betroffen einen Schritt zurück trat und den Fremden anstarrte. „Ich bin — ja — ich bin unvorsichtig gewesen.“

„Nun,“ lachte der Andere. „Besorgen Sie nichts. Ich bin ebenfalls ein Gegner der Wartenbergs — aber deshalb rathe ich Ihnen gerade zur Vorsicht. Diese Gräfin ist eine schlimme Feindin — sie kann Jedem gefährlich werden.“

„Sie scheinen, mein Herr,“ sagte Heller, „mit den Verhältnissen des Hofes und den Personen sehr vertraut zu sein.“

„Ich bin es auch — durch Freunde, welche den Herrschaften da auf den Schiffen nahestehen. Die Wartenbergs werden immer mächtiger,“ fuhr er wieder einlenkend fort. „Sie müßten aber, wenn es eine höhere Gerechtigkeit gäbe, in ihr Nichts zurückfallen, freilich —

dazu wäre ein starkes Gewitter, ein Blitz nöthig, der die ganze Clique zerschmetterte."

„Und finden sich dergleichen Blitzleute nicht?" fragte Heller.

„Ei — das wohl, aber es hält schwer, einen Mann zu stürzen, der nicht nur den König für sich hat, dessen Ansehen auch selbst die Königin nicht untergraben kann. Dazu müßte Vielerlei helfen."

„Der König achtet doch sonst die öffentliche Meinung hoch," wendete der Dichter ein.

„Das muß man zugeben," bestätigte der Andere. „Aber — was wollt Ihr? Dergleichen Stimmen kommen vereinzelt. Schon einmal hatte man gewagt, die öffentliche Meinung wider die Wartenbergs zu erregen — das war vor langer Zeit, als in den curiosen Staats- und Sitten-Präsenten, dem wohlbekannten Zeitungsblatte, verschiedene boshafte Gedichte erschienen — was nützte es? Die Drucker und der Dichter kamen übel weg und nur mit Mühe gelang es, den König milde zu stimmen. Eine Person wie Wartenberg kann nur gestürzt werden, wenn Alles zusammenhält, wenn die Herren und Damen vom Hofe, die Offiziere des Königs, die Räthe und die Zeitungsschreiber, die Dichter und Maler sich wider solche In-

triguanten verbinden — aber es ist schwer, diese Gegner unter einen Hut zu bringen."

„Ich würde gegen die Wartenbergs auftreten, wäre ich ein größeres Licht," rief Heller, keck das Haupt zurückwerfend. „So aber bin ich zu unbedeutend und der König würde meine Stimme nicht hören."

„Wer weiß, was der Zufall fügt," sagte der Fremde. „Es ist schon Großes geschehen durch kleine Leute — nun aber, mein Freund — Herr Studiosus — Praeceptor, — Dichter — meine Zeit ist vorüber, ich muß den Heimweg antreten. Lebt wohl! Vielleicht treffen wir hier wieder einmal zusammen, es soll mich freuen." Er reichte Heller die Hand.

„Auch mich, mein Herr. — — Ihr seid ein freundlicher Mann — gehabt Euch wohl."

„Addio, mein Dichter," lachte der Fremde, als Beide schieden. Er schritt den Weg am Ufer in der Richtung nach Charlottenburg entlang. — Heller schlug sich seitwärts, um nach Berlin zu kommen. Er blickte noch einige Male dem Fremden nach, der artig grüßend hinter den Bäumen verschwand. —

Der große Saal des Erdgeschosses im Schlosse zu Charlottenburg war bereits ganz von der Menge der

Gäste angefüllt, welche die soeben beschriebene Jacht von Berlin aus an der Stelle gelandet hatte, wo heutzutage ein kleiner Pavillon im Parke sich erhebt, dessen Fenster auf den Spreefluß hinausgehen. Von dort hatte sich der König, gefolgt von seinem ganzen Hofstaate, in das Schloß begeben.

Gleich nach seinem Eintritte ward ein Frühstück servirt und hierauf begaben sich die königlichen Herrschaften in die für sie bestimmten Gemächer.

Die Zimmer der Königin lagen auf der rechten Seite des Schlosses. In dem mit grünem Damast ausgeschlagenen Cabinete, dessen Möbel aus feinstem Cedernholze hergestellt waren, befand sich Sophie Charlotte, nachdem die Gesellschaft den großen Saal verlassen und von den Herrschaften Urlaub genommen hatte.

Die Königin blieb nicht lange unthätig. Wenn es ihr vergönnt war, dem Lärmen des Hofes in Berlin zu entfliehen, dann eilte sie nach Charlottenburg, um dort mit den auserwählten Freunden einige Tage in stiller, geisterfrischender Ruhe zu verbringen.

Da die schöne und geistvolle Frau in stetem Verkehr mit den hervorragendsten Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern ihrer Zeit blieb, so wurden literarische Erzeugnisse aller Art ihr zugesendet und diese Zusen=

dungen nahmen den Weg nach dem Charlottenburger Schlosse, wo die Königin stets die beste Muße hatte, dergleichen Producte zu lesen — sich an ihnen zu erfreuen.

Sie fand deshalb auf ihrem Schreibtische eine genügende Anzahl von Büchern, Briefen und kleinen Packeten vor, deren Musterung sie sofort nach ihrem Eintritte begann. Sie hatte noch nicht lange in einigen Schriften geblättert, einige Briefe erbrochen und gelesen, als die Thür des Gemaches leise geöffnet ward und eine junge, schöne Dame mit lautlosem Tritt über die Schwelle huschte.

Die Königin sah auf. „Ah — bon jour, ma chère princesse,“ sagte sie, das Buch, welches sie in der Hand hielt, bei Seite legend. „Ich habe Sie heute nur flüchtig begrüßt, — wie geht es? Wie ist Ihre Laune?“

Die Dame machte eine tiefe Verbeugung. „Man ist immer de bonne humeur, wenn man, wie ich heute, das Glück hat, zum Dienst Eurer Majestät befohlen zu werden. Ich wollte mich melden und Höchstihre Befehle erwarten,“ sagte sie.

„Also für mich anwesend,“ sagte lächelnd die Königin. „Das freut mich. Ich habe Ihnen Grüße von der Mama zu bringen, die in Berlin zurückblieb

— mais mon dieu — was ist das? Sie sehen bleich aus, — Ihre schönen Augen sind voll Thränen."

Die Prinzessin wendete leicht den Kopf und zwang sich zu einem matten Lächeln.

„Nein — nein — Sie täuschen mich nicht, Marie," fuhr die Königin fort. „Sie sind trübe gestimmt. Was giebt es denn?"

„Majestät," begann nun die Prinzessin, ihren Thränen freien Lauf lassend, „ich halte es für einen Wink des Himmels, daß ich zu Dero Dienst befohlen wurde. Retten Sie mich."

„Ciel!" rief die Königin. „So schlimm steht es? Sprechen Sie doch!" Sie nahm Platz in einem Sessel und gab der Prinzessin einen Wink, ebenfalls sich niederzulassen.

„Euer Majestät wissen," begann Prinzessin Marie, „daß, nach dem Willen Seiner Majestät des Königs, die Heirath meiner Mama mit des Markgrafen Ernst von Baireuth Durchlaucht beschlossene Sache ist. Sie wissen, daß Mama diese Heirath nur mit dem größten Widerwillen eingeht, daß sie, die Schwester Seiner Majestät des Königs von Preußen, dem Bruder gehorchen muß."

„Ich weiß nur," fiel die Königin ein, „daß die Heirath ein Project Seiner Majestät war — daß sie

keineswegs beschlossene Sache ist. Ad zwei — sehe ich nicht ein, weshalb Ihre Mama durchaus gehorchen muß."

„Euer Majestät fühlen und handeln stets so edel und gut, Ihre ganze Denkweise ist eine so hohe, daß kleinliche Rücksichten Dero Gesichtskreise sich entziehen. Sie werden aber dennoch mit dem Ihnen eignen Scharfsinne wohl bemerkt haben, warum wir gehorchen müssen, — warum der König befiehlt."

Die Königin blickte die Prinzessin fragend an — sie schien eine Bestätigung, eine Erklärung zu erwarten.

„Nun?" sagte sie nach einer Pause. „Ich kann mir wohl denken, was Sie antworten werden — ich möchte mich gern irren —"

„O nein — leider nein," fiel die Prinzessin ihr ins Wort, „Euer Majestät irren nicht. Was Sie nicht als wahr anerkennen möchten — es ist wirklich. Meine Mutter, die Schwester des Königs von Preußen, die verwittwete Herzogin von Curland, ist dem Bruder zur Last. Nach dem Tode meines Vaters waren wir, die Hinterbliebenen, die Mutter, der Bruder, meine Schwestern und ich — arme — sehr arme Fürsten. Wir erhielten von Curland aus, das von Schweden, Rußland und Polen geplündert ward, keine Apanagengelder — wir waren auf die Mildthätigkeit Seiner

Majestät von Preußen angewiesen — wir sind Kostgänger an diesem Hofe geworden."

„Ich weiß das — hélas — es ist so," sagte die Königin ungeduldig. „Und nun weiter?"

„Es bleibt nicht mehr viel zu melden. Man ist unsrer überdrüssig — will die lästigen Personen entfernen — deshalb diese befohlene Heirath."

Die Königin hatte sich erhoben und machte erregt einen Gang durch's Zimmer.

„Sie melden mir da etwas Neues, mon enfant," sagte sie. „Ich habe vorgestern noch die Gewißheit erhalten, daß der König die Heirath Ihrer Mutter hinausgeschoben hat."

„Leider sind Euer Majestät nicht recht berichtet worden — ich habe von meiner Mama ein Schreiben erhalten, welches die neue Gewißheit giebt und mich anweist, noch einmal bei Eurer Majestät Hülfe zu suchen."

„Aber wer kann den König so plötzlich wieder umgestimmt haben?"

„Auch darüber vermag ich Euer Majestät Bericht zu erstatten. Gestern früh hatte die Gräfin Wartenberg eine lange Unterredung mit Seiner Majestät — der Gegenstand der Unterhaltung war jenes Heirathsproject — es liegt im Interesse des Grafen und der Gräfin von Wartenberg, daß Alle vom Hofe entfernt

werden, welche der Graf als Ueberlästige bezeichnet — zu diesen gehören auch wir — die Gräfin hat es durchgesetzt, daß der König die Heirath bestimmte und damit meine Mutter und uns Alle vom hiesigen Hofe entfernt — dieser schlimmen Dame ist Alles möglich."

Die Königin stieß einen zornigen Laut aus, ihr Antlitz bedeckte sich mit einer flüchtigen Röthe des Unmuthes. „Immer und immer wieder dies erbärmliche Weib," murmelte sie. „Es wird Zeit, daß man der Gewalt des Grafen entgegentritt. Es ist schwer, gegen die Günstlinge anzukämpfen," sagte sie laut. „Aber verlieren Sie noch nicht den Muth — und wenn es sein müßte, bedenken Sie immer, daß Ihre Mama eine Markgräfin wird — daß Sie Alle an einem Hofe glänzen können."

„Ach," fuhr die Prinzessin heraus. „Das ist eben mein Kummer, Majestät. Ich werde von Berlin entfernt."

Die Königin trat näher zu dem schönen Mädchen und hob dessen gesenktes Haupt sanft empor.

„Gestehen Sie es offen, Marie," sagte sie mit mildem Ton, „es ist nicht allein die Ihrer Mutter desagreable Heirath, welche Sie schmerzlich berührt — Sie haben noch andere, besondere Gründe, welche Ihnen

das Verbleiben an diesem Hofe höchst wünschenswerth machen."

„Ja — ja, — die Person Eurer Majestät — —"

„Kleine Heuchlerin," lachte die Königin. „Ich bin es nicht. — Sie haben triftigere Gründe — eh! parlez donc. — Es fesselt Sie eine andere Persönlichkeit hier, Sie dürfen es nicht läugnen, wenn ich einmal sehen will, sehe ich Alles. Sie lieben — Sie lieben einen Mann, der zur Familie des Königs gehört, dem Sie nicht entrissen werden wollen — Sie lieben den Markgrafen Albrecht, des Königs Bruder."

„Um Gottes willen, Majestät," fuhr die Prinzessin erschrocken auf. „Wenn man es hörte! — Ach — es ist wahr. Euer Majestät entgeht selten Etwas."

„Ich habe es längst bemerkt," sagte die Königin. „Und der Prinz? Hat er bereits sich entschieden?"

„Ja — ja, Majestät," begann die Prinzessin leidenschaftlich. „Der Prinz liebt mich, er hat mir seine Liebe gestanden, er ist entschlossen, Alles zu versuchen, zu entsagen, zu opfern, wenn der König ihm meine Hand geben will — er hat den Muth, dem Könige frei und offen seine Liebe zu gestehen. — Seine Majestät werden gnädig wie immer sein."

„Pauvre enfant," sagte die Königin mitleidig, die Wange der Prinzessin streichelnd. „Ich fürchte, Sie

täuschen sich. Der König ist gütig und gnädig — c'est vrai — aber sein Wille ist unerschütterlich, wenn es gilt, die Rechte, die Würde seiner königlichen Stellung zu behaupten, wenn ein Plan durchgeführt werden soll, den er selbst entworfen, den er für den besten hält — ein solcher ist von ihm bezüglich des Markgrafen Albrecht entworfen — der Prinz soll nach dem Willen des Königs ledig bleiben."

Prinzessin Marie drückte das Tuch vor ihre feuchten Augen. —

„Fassen Sie sich jetzt, mon enfant," tröstete die Königin. „Wir wollen hoffen. Ein glücklicher Zufall ändert so oft die ganze schlimme Situation — ich werde versuchen die Sache zu führen — wenn es mir nicht gelingt, die Heirath der Mutter zu hintertreiben, vielleicht bin ich so glücklich, das Herzensbündniß der Tochter zu Stande zu bringen." Sie drückte einen Kuß auf die Stirn der Prinzessin.

„Ich habe nicht die nöthige Ruhe, mich mit diesen reizvollen Dingen zu beschäftigen," sagte sie, auf die Bücher und Briefe deutend. „Auch zu einer Unterhaltung mit Leibnitz bin ich nicht gesammelt genug — was so eine personnage wie diese Wartenberg nicht Alles vermag!" setzte sie leise hinzu. „Ich muß Luft schöpfen — das Zimmer wird mir zu eng — begleiten

Sie mich zu einem Spaziergange, wir werden plaudern, werden nichts Unangenehmes erfahren. Hier in meinem und des Königs Lustschlosse sind wir im Kreise von Freunden."

„Die Wartenberg ist in der Nähe," sagte die Prinzessin.

„Sie kam mit ihrem Gemahl, dem Oberkämmerer, nach Lietze, weil der Herr Graf in der Nähe des Königs sein muß; aber ich habe Befehl gegeben, daß nur die Herren und Damen des Hofes Zutritt in Schloß und Park haben, welche mit dem König und mir gekommen sind. Die Schiffer-Gräfin wohnt im Dorfe — sie kann die Umgebung des Schlosses nicht betreten." Die Königin zog die Glocke, worauf der Kammerdiener eintrat.

„Ich will eine Promenade durch den Park machen. Fräulein von Pöllnitz möge sich bereit halten — wenn der Herr Graf Lottum mich begleiten will, ist seine Gesellschaft mir willkommen," befahl die Königin.

Kurz darauf sah man Sophie Charlotte, Fräulein von Pöllnitz, die Prinzessin Marie und den Grafen von Lottum durch die Alleen des Parkes wandeln. Hinter ihnen gingen zwei Lakaien, zwei Pagen schlossen sich an, um etwaige Befehle der Königin auszuführen. Die kleine Gesellschaft hatte sich durch

den Gartensaal in den Park begeben. Der König befand sich in seinem Cabinete in Berathung mit dem Grafen von Wartenberg — im Parke war außer einigen Damen, welche ganz in der Ferne durch die Laubgänge schwebten, Niemand zu erblicken.

Die Königin nahm den Weg durch die Anlagen linker Hand vom Schlosse, um an den großen Teich zu gelangen, über welchen eine chinesische Brücke führte. Sie schien wieder vollkommen heiter, scherzte mit den Damen und ließ sich von Lottum einige Neuigkeiten erzählen. Der Graf tischte soeben eine seltsame Geschichte auf. Er berichtete von einem Manne aus Nauen, der Geistererscheinungen gehabt haben wollte.

„Das müssen Sie für Leibnitz aufsparen," rief lachend die Königin. „Er hört dergleichen sehr gern."

„Ich fürchte seinen Spott," meinte Lottum.

„Nicht doch," entgegnete die Königin. „Der bedeutende Mann sammelt Alles, um aus Allem zu lernen. Er verlacht vorläufig Nichts — bis er es untersucht hat — dann freilich — indessen, Graf — Sie halten mich ja wie alle Welt für einen argen Freigeist, dennoch warum sollte man nicht dazu kommen an dergleichen Dinge zu glauben? Es giebt Erscheinungen, die so schlimm und in so affreuser manière in unser Leben treten, daß man in der That zu dem

Glauben kommen möchte, sie würden uns von Dämonen gesendet.“ Sie fächelte sich schnell mit dem breiten, japanischen Fächer Luft zu. —

„Nun, hier ist Ruhe vor solchen Geistern,“ sagte Fräulein von Pöllnitz.

„Wer weiß?“ scherzte die Königin. „Sehen Sie par exemple — dort kommt eine kleine Gesellschaft — es sind sicherlich von unseren Damen einige — aber wer weiß, ob sie uns nicht eine fatale Viertelstunde bringen.“

Die Begleiter der Königin lachten. Man war vor der Brücke angelangt, die Gesellschaft, welche die Königin bezeichnet hatte, befand sich am entgegengesetzten Ende, so daß beide Gruppen, wenn sie die Brücke passirten, in der Mitte des sehr schmalen Bogens aufeinander stoßen mußten. Wirklich hatten beide die Brücke beschritten — plötzlich zuckte die Königin auf — sie blieb eine Sekunde stehen.

„Ich hatte Recht,“ flüsterte sie den ebenfalls erschrockenen Damen zu. „Es ist die Wartenberg — sie wagt es, in meinem Parke zu lustwandeln.“

Es war kein Zweifel mehr. Die Gräfin hatte trotz der Anwesenheit der sie hassenden uud verachtenden Königin die Kühnheit gehabt, in Begleitung zweier ihr befreundeten Damen, der Freiin von Rebel und der

Madame Heidekampf, eine Promenade in den Park zu unternehmen. Die Begegnung konnte nicht mehr vermieden werden — noch ehe Lottum vermochte, vor die Königin zu treten, um der Gräfin einen Wink zu geben, daß sie sich entfernen möge, waren beide Frauen einander gegenüber getreten. Bei der Enge der Brückenpassage mußte entweder eine der Parteien den Rückzug antreten, oder sich dergestalt gegen das Brückengeländer pressen, daß die Vorübergehenden hart und dicht anstreifend die Brücke passirten.

Die Königin war jedoch keineswegs gesonnen, den letzteren Ausweg zu suchen. Sie befand sich in einem Zustande der Erregung, welcher sofort von ihren Begleitern bemerkt wurde, die einen Ausbruch des Zornes herannahen sahen, auf den um so gewisser zu rechnen war, als die Gräfin keine Miene machte, die Brücke zu verlassen. Die Königin richtete sich hoch empor, ihr schönes Antlitz war auffällig verändert, die Verachtung wölbte ihre Oberlippe, der Zorn machte ihre Augen hervortreten — die Hände bebten und ließen den Fächer in vibrirende Bewegung gerathen. Es war nicht die für eine Frau von Sophie Charlottens Werth so unbedeutende Persönlichkeit der Wartenberg, welcher der Zorn galt — die Königin war empört über den Trotz, der ihr auf eigenem Boden entgegengebracht wurde,

auch stiegen ihr die letzten vor wenig Minuten von der Prinzessin vernommenen Klagen, der Bericht über die neue Dreistigkeit, mit welcher die Gräfin sogar in die zartesten Angelegenheiten der königlichen Familie zu greifen wagte, in den Sinn und ohne sich länger mäßigen zu können, rief sie, eine wegweisende Geberde machend:

„Geben Sie Raum, Madame — die Königin von Preußen will die Brücke ihres Parkes ungehindert passiren.“

War es nun wirklich Trotz, oder war es Betroffenheit und die Beschämung, vor ihren Begleiterinnen von der Königin so scharf angefahren zu werden, — genug die Gräfin von Wartenberg rührte sich nicht von der Stelle, was nunmehr die Königin wieder für Ueberhebung und Herausforderung ansah; zwar stammelte die Gräfin einige Worte — aber Sophie Charlotte schien sie nicht zu hören, sondern wendete sich, ohne weiter von der Gegnerin Notiz zu nehmen, zu Lottum:

„Herr Graf,“ rief sie, von der Wartenberg abgewendet, indem sie mit dem Fächer nach ihr deutete. „Ich ersuche Sie, kraft Ihres Amtes, als Gouverneur des Kreises, diese Person zu entfernen, welche sich in meinen Besitz gedrängt hat — thun Sie Ihre Schuldigkeit.“

Die Gräfin taumelte zurück. Lottum schritt artig auf sie zu und sagte:

„Ich muß bitten, die Passage freizugeben für die Majestät.“

Die Gräfin schien niedersinken zu wollen — ihre Begleiterinnen waren todesbleich, sie verneigten sich so tief, daß die Königin nicht in ihre starren Züge zu schauen vermochte, als sie bei ihnen vorüberschritt.

In dem nächsten Gebüsch angekommen, warf die Königin sich auf eine Bank. Die Damen und Lottum umstanden sie. Sophie Charlotte athmete mühsam, sie preßte heftig die Hand der Prinzessin.

„Das ist unerhört,“ rief sie aus. „Das ist zu viel! Ich muß den König sprechen, dieses Weib darf nicht geduldet werden.“

Lottum hatte bereits die Lakaien und die Pagen entfernt. Er blieb am Eingange des Gebüsches, um jedem Unberufenen den Eintritt zu weigern, bis die Königin sich einiger Maßen erholt hatte.

Die Prinzessin Marie zitterte wie Espenlaub, sie war noch niemals Zeugin einer solchen Scene gewesen, selbst Fräulein von Pöllnitz befand sich in höchster Erregung — die erfahrene Hofdame ahnte, daß aus diesem Rencontre der beiden Damen ein folgenschweres

Ereigniß hervorgehen werde, wenn der König erst die Sache erfahren hatte.

„Beruhigen sich Euer Majestät," bat nun Lottum, näher tretend. „Ich werde Sorge dafür tragen, daß Niemand davon etwas erfahre."

„Nicht doch, Graf," entgegnete die Königin, welche bereits ihre ganze Fassung wieder gewonnen. „Ich will absolument, daß Seine Majestät von dieser Sache unterrichtet werde. Der Streit, welcher bisher en secret geführt ward, muß publique werden — damit endlich dergleichen Dinge aufhören, durch die ein königliches Hoflager eine schlechte réputation erlangt. Es ist das erste Mal, daß jene Dame — oder besser Frau — es gewagt hat, sich mir, der Königin, gegenüber zu stellen — es darf nicht zum zweiten Male geschehen."

Lottum gab den beiden Damen einen leichten Wink, sich zu entfernen. Die Damen gehorchten und traten in den Laubgang, so daß Lottum und die Königin allein blieben. „Majestät haben vollkommen Recht," begann der Graf, „aber es wird nicht leicht sein — Seine Majestät, der König, lieben dergleichen querelle nicht — es wird eine Beilegung versucht werden."

„Man muß dem Könige von allen Seiten mit Klagen nahe treten. Ich werde mich nicht scheuen —"

„Ich wage dringend zur Vorsicht zu mahnen. Der König hat für den Grafen Wartenberg Außerordentliches gethan, ich erinnere Sie nur an Danckelmann.“

„Sie haben Recht — leider nur allzu Recht,“ rief die Königin heftig. „Wir sind ohnmächtig dieser crapule gegenüber.“

„Der König glaubt, daß lediglich der Neid die Triebfeder aller der Angriffe ist, welche seine Günstlinge erfahren, und daß nur am Hofe eine Partei wider den Grafen und dessen Gattin arbeitet — er hält dafür, daß die allgemeine Stimmung mit dem Oberstkämmerer sich wohl zufrieden erkläre.“

„Das ist es!“ fuhr die Königin auf. „Der König ist ein Ehrenmann, dessen Güte gemißbraucht wird — er muß erfahren, wie die Welt urtheilt; wenn der Spott die freche Person antastet, wenn der König die Ueberzeugung gewinnt, daß man auch außerhalb der Kreise seines Hofes das anmaßende Benehmen der ehemaligen Schifferstochter mißbilligt — dann wird er anders gestimmt sein; — ich weiß: der König giebt viel auf die öffentliche Stimmung, es würde ihm nicht gleichgültig sein, wenn aus dem Volke sich Stimmen gegen die Wartenbergs erheben. Ein Mal war schon dieser Versuch gewagt worden, der König hat eine Scheu vor Personen, welche dem Gespötte verfallen

sind. Tritt dann noch eine Anklage hinzu, so können wir den Sieg erringen."

Lottum schüttelte ein wenig das Haupt. „Wir wollen es versuchen," sagte er. „Wenn ich genau überlege — es wäre möglich. Des Königs Majestät sind äußerst empfindlich, sobald es sich um die Behauptung der königlichen Würde handelt — es ist dem Herrn ein horreur, wenn die Meinung verbreitet wird: es gäbe eine Person, die seine Entschlüsse bestimmen, auf ihn einen beherrschenden Einfluß ausüben könnte — ich werde handeln, Majestät — haben Sie die Gnade, mich zum Feldherrn in diesem Treffen zu ernennen."

„Sie haben meine volle Zustimmung — ich nehme Sie in Dienst, Graf. Die Frucht scheint reif. Der König hat bereits sich mißfällig geäußert über des Kämmerers Auftreten; wenn ihm schnell und eindringlich die Folgen solcher Ueberhebung vorgestellt werden, dann können Sie auf Erfolg rechnen, ich werde mich Ihnen, den öffentlichen Klagen anschließen."

„Ich säume nicht länger, Majestät — geruhen Sie jetzt, den Heimweg anzutreten. Ihre Damen dürfen kein Wort von dem Vorfalle verlauten lassen."

Eine Viertelstunde später betraten die Königin und die Damen den Saal des Schlosses wieder und Sophie Charlotte zeigte die heiterste Stimmung.

Der Graf Lottum war in die Cavalierszimmer geeilt. Er hatte im Vorbeigehen einen Lakaien beordert, die Grafen von Dönhoff und Dohna, so wie den Hofmarschall von Wensen in sein Zimmer zu bescheiden, und alle Drei stellten sich sofort ein. Graf Lottum trug den Herren vor, was sich soeben im Parke ereignet hatte. „Sie sehen," schloß er seine Rede, „daß der Moment gekommen ist, wo wir zu handeln haben. Wir sind Vertheidiger der Königin, welche schwer beleidigt wurde; bis zu dieser Stunde hat Sophie Charlotte sich noch niemals an einem Complotte gegen die Wartenbergs betheiligt, jetzt aber tritt sie ernstlich dem Günstling entgegen. Wir haben Freiheit zu handeln, die Person der Königin ist unser Schild, hinter welchem wir sicher sein werden. Es muß genützt werden, lassen wir nicht den jetzigen Augenblick verstreichen."

„Sie haben vollkommen Recht," rief Dohna. „Diese Wartenbergs sind zum Falle reif."

„Aber, Messieurs," wandte Dönhoff ein. „Was soll geschehen? Ueberlegen Sie recht genau. Man muß mit allen Kräften bei der Sache sein."

„Ich wende mich an Sie, Wensen," sagte Lottum. „Der König bezeugt Ihnen viele Gunst, Sie müssen ihm frei und offen die Wahrheit sagen — Sie müssen

zur gelegenen Stunde die Anmaßungen des Oberkämmerers aufdecken."

„Ich bin bereit," sagte Wensen, das Haupt stolz zurückwerfend. „Aber nicht meine Stimme allein muß an des Herrn Ohr dringen — der Vorfall im Parke muß auf irgend eine, recht verletzende, möglichst boshafte Weise ausgebeutet werden. In der Gemahlin ist der König selbst beleidigt und er kann nicht gleichgültig bleiben, wenn er erfährt, daß die Dreistigkeit der Schiffergräfin über den Kreis des Hofes hinaus bekannt wurde, er muß ihr die Annäherung verbieten und damit ist Viel gewonnen. Der Verdacht: man wolle ihn beherrschen, ihn stillschweigend zum Untergebenen eines Anderen machen, genügt, um seinen Zorn aufzustacheln, ich habe genug Stoff für den König — eine Stimme von außen her muß das Uebrige thun, der Spott muß uns helfen."

Eine Pause trat ein, Lottum unterbrach dieselbe:

„Ich denke mir, es wird ein Blitzstrahl zu schleudern sein — Vorfall der im Parke ist ganz dazu angethan, eine zündende Wirkung zu thun — bringen wir ihn zu des Königs Kenntniß in Form eines Libells oder Pamphlets — ein Spottgedicht muß die freche Gräfin geißeln — ihren Uebermuth, ihre Niederlage verhöhnen, dazu dann eine Anklage, welche

direct dem Könige zukommt, und wir werden triumphiren."

„Hm!" machte Dohna. „Es ist eine bedenkliche Affaire, es gehört Muth dazu. Wer wagt dies Alles?"

„Wer? Ich! — ich allein," fuhr Wensen kühn blickend auf. „Ich werde Seiner Majestät die affreusen Gerüchte mittheilen, von der Anmaßung des Grafen Wartenberg sprechen — und nicht zögern, Alles zu bestätigen, was von ihm gesprochen wird."

„Und das Spottgedicht? — das ist eine heiklige Aufgabe."

„Sie werden es ebenfalls verfassen, Wensen," sagte Lottum schnell. „Ein Mann mit Ihren Talenten wird dergleichen bald entworfen haben, Sie dichten ja — wie man allgemein weiß — trefflich. Machen Sie sich schnell an die Arbeit. Die Blamage muß eine öffentliche sein und das Fest, welches der König in den nächsten Tagen hier im Schlosse zu geben gedenkt, wird der beste Moment sein. Das Gedicht muß an jenem Tage circuliren, in verschiedenen Exemplaren verbreitet werden — nehmen Sie die Arbeit auf sich."

Herr von Wensen konnte nicht mehr zurückweichen. Er hatte sich erboten, den gefährlichen Angriff zu unternehmen, und der Edelmann hielt sich den Standesgenossen gegenüber verpflichtet; auch war er ebenfalls

von der Nothwendigkeit, den Anmaßungen der Wartenbergs einen Damm zu setzen, überzeugt. Er schritt also, nachdem die Verschwörer sich getrennt, in sein Zimmer, um daselbst mit sich allein Rath zu pflegen.

Nun war Herr von Wensen nach einigem Sinnen fest entschlossen, das gewünschte Spottgedicht zu verfertigen, von dem die Herren Cavaliere sich so ungeheure Erfolge versprachen, nur stellte sich der Ausführung dieses Projectes ein großes Hinderniß entgegen — Herr von Wensen vermochte nicht Verse zu machen. Wenn der Graf Lottum ihm einige Schmeicheleien über seine dichterische Begabung gesagt hatte — so waren diese insofern unverdient, als Herr von Wensen alle Gedichte, welche er in die Welt geschickt und für eigne Fabricate ausgegeben hatte — von Anderen, von bezahlten Lohndichtern hatte verfassen lassen.

Herr von Wensen hätte nun leicht wiederum einen jener Poeten auffinden und diesem die Ausführung übertragen können, allein er sagte sich sehr wohl, wie ein solcher Auftrag große Gefahren im Gefolge habe. Der Dichter des Libells gegen die Wartenberg mußte ganz im Verborgenen leben, von der großen Welt nicht gekannt sein, er durfte nicht einmal genau von dem Vorhaben der Cavaliere unterrichtet werden — das Alles waren Bedingungen, welche geeignet schienen,

die Unruhe zu rechtfertigen, die sich des Herrn von Wensen bemeisterte.

Er verfiel in ein tiefes Brüten, aus welchem ihn erst der Eintritt seines Kammerdieners aufschreckte. „Eh — Du bist es, Hartwig?“ sagte er, sich umschauend.

Hartwig war seit seiner Jugend im Dienste der Familie Wensen, als diese noch in der Gegend von Celle ansäßig war, er konnte sich daher schon Etwas erlauben.

„Euer Gnaden sind mißlaunig,“ begann er. „Es ist wohl wieder eine unangenehme Geschichte passirt? Ja — ja — sobald die Wartenbergs in dem Hause verweilen —“

„Nein — nein — das ist es nicht,“ entgegnete Wensen zerstreut.

„Ich denke mir doch mein Theil,“ fuhr der Kammerdiener fort. „Sie sind sonst immer heiter und gut gestimmt, aber solche Intriguen greifen an's Herz.“

„Ach — nicht doch,“ entgegnete Wensen. „Es ist — es soll — nun, Hartwig, Du bist ein alter Freund mehr als ein Diener — es soll Dir nichts verborgen sein. Weißt Du, weshalb ich traurig bin?“

„Nun?“

„Ich soll dichten.“

„Ei!“ lächelte Hartwig. „Und darum so ernst? Was kann Ihnen denn das für Kummer machen?“

Wensen fühlte das Bedürfniß, sich auszusprechen, und entdeckte dem Kammerdiener die ganze Angelegenheit. Während er sprach, schmunzelte Hartwig recht gutmüthig, und als der Hofmarschall geendet hatte, sagte er: „Wenn es weiter nichts ist — da kann ich helfen.“

„Was? Du könntest — —“

„Gewiß. Ich wage nicht, Sie auf die gefährlichen Folgen zu verweisen — da Sie nun einmal die Sache übernommen haben — aber ich glaube, einen Mann gefunden zu haben, der Ihnen ein solches Gedicht fertigen kann.“

Die Angelegenheit ward zwischen Beiden weitläufig besprochen, der Diener wurde mit aller Vollmacht ausgerüstet und Herr von Wensen verließ viel heiterer sein Zimmer, um sich in das Schloß zu begeben. — — —

Der König war nach der Unterredung mit Wartenberg ebenfalls in den Park gegangen. Er lenkte seinen Schritt nach der Abendseite, wo die Alleen dichter und noch entlegener sich ausdehnten, als auf den andern Punkten der großartigen Anlage. Friedrich liebte es, sich hier einsam zu ergehen. Er hatte verschiedene

Stellen mit Durchbrüchen versehen lassen, von denen aus malerische Fernsichten sich dem Auge des Ruhenden darboten.

Von seinen zwei schönen, kleinen Hunden begleitet, ließ er sich auf eine Bank nieder, von welcher aus er in der Richtung nach Berlin schauen konnte. Er hatte noch nicht lange diese Ruhe genossen, als ein Rauschen im Gebüsche ihn stutzig machte, gleich darauf trat eine Dame aus dem Seitenwege.

„Ciel — Sie sind es, Gräfin Wartenberg?“ rief der König, sich erhebend. „Hier — an dieser Stelle? Ich bitte Sie, lassen Sie uns weiter gehen — man würde wieder Stoff zu den curieusesten Gesprächen haben, sähe man uns hier.“ Die Gräfin fuhr betroffen auf — der König fürchtete also die öffentliche Meinung, wenn es sich um eine Zusammenkunft mit ihr handelte.

„Sire,“ begann sie mit bebender Stimme. „Ich will nicht lästig fallen, ich werde mich aus einem Bezirke entfernen, in dem ich nicht geduldet bin.“

„Ah — Sie übertreiben. Weshalb nicht geduldet? Sie die Gattin meines Premiers?“

„Dieser Park gehört Ihrer Majestät der Königin — weiter bedarf es keines Wortes.“

„Die Königin würde Ihnen nicht die Promenade im Parke verbieten.“

„Doch, Sire — doch," fuhr die Gräfin in Thränen ausbrechend fort. „Ich bin ausgewiesen, aus diesem Parke — ich bin beschimpft worden — ich — ich —" heftiges Schluchzen erstickte ihre Worte, der König blickte zornig.

„Was? von der Königin?" sagte er.

„Es ist so. Wenn Euer Majestät gestatten wollen — so werde ich sprechen."

„Ich will Alles wissen — reden Sie."

Die Gräfin, welche trotz ihrer geringen Bildung einen scharfen Verstand und die Gabe der Rede besaß, schilderte nun in ihrer Weise die Scene auf der Brücke. Sie wußte die Einzelnheiten mit so grellen Farben zu malen, daß die Wirkung dieser Effecte auf den König nicht ausbleiben konnte, der am Schlusse des Berichtes unwillig ausrief:

„Aber, mon dieu — weshalb das Alles? weshalb der Zorn der Königin?"

„Oh!" fiel die Gräfin gewandt ein. „Das ist mit wenig Worten gesagt. Man setzt mich herab, weil Euer Majestät mich ein wenig höher stellen, als es den Herrschaften lieb ist — man maltraitirt mich, weil Euer Majestät mich und meinen Gatten ehren — das ist die Ursache alles Hasses gegen mich."

Der König biß erzürnt die Lippe, er wendete sich

ab. Die Röthe des Zornes stieg ihm in die Wangen und er stampfte mit seinem Stocke den Boden. Die Gräfin hatte den wunden Fleck getroffen: eine Person, welche der König geehrt wissen wollte, ward deshalb mit Verachtung behandelt — das hieß den König selbst angreifen.

„Ich werde zeigen,“ rief er, „daß man Ihnen solchen Affront nicht anthun darf, ohne meiner Ungnade gewiß zu sein — ich werde Sie in Schutz nehmen. Ha — c'est trop fort — die Gattin meines Oberstkämmerers — ich dulde es nicht. Calmez-vous — Gräfin. Sie werden Revanche erhalten. Zunächst lade ich — ich selbst — Sie zum Feste, welches hier in den nächsten Tagen stattfinden wird. Ich will Sie dabei sehen —“

„Majestät Gnade und Huld richten mich wieder empor — es ist ein Balsam auf die Wunde, welche mir geschlagen wurde,“ betheuerte die Gräfin mit gut gespielter Zerknirschung.

„Man kommt — gehen Sie jetzt. Ich wünsche nicht, daß dieses Rencontre den müßigen Zungen einen neuen Grund zum Schwatzen gebe.“ Er winkte gnädig mit der Hand und die Gräfin eilte befriedigt von dannen.

Der König verstand es, vor den Cavalieren seine

Bewegung zu bemeistern. Er ging — um seine Erholungsstunde gebracht — aus dem Bosquet und traf auf einen Kammerherrn, welcher ihn offenbar gesucht hatte.

„Was giebt es, Fink?“ fragte er. „Ich hörte Schritte und komme Ihnen entgegen.“

„Majestät!“ sagte Herr von Fink. „Ich sollte auf Höchst Ihren Befehl Meldung machen, sobald der Courier aus Baireuth angelangt ist.“

„Ah — c'est ça!“ sagte der König. „Gehen wir.“ Er ging hastig nach dem Schlosse zurück. In seinem Cabinete lag schon, auf dem vergoldeten Gueridon das erwartete Schreiben. Der König öffnete es und durchlas es schnell.

„Die Mariage ist also abgemacht,“ sagte er vor sich hin. „Dieu merci — ich werde die gute Herzogin anständig ausstatten — sie ist in guter Versorgung.“ Er zog die Glocke.

„Ich lasse die Prinzessin Marie zu mir bitten,“ befahl er dem Pagen. Hierauf beschäftigte er sich mit dem Lesen einiger anderer Schriftstücke bis der Page meldete:

„Ihre Hoheit, Prinzessin Marie von Curland.“ Gleich darauf trat die Prinzessin mit tiefer Verbeugung ein.

„Mon enfant!“ begann der König, ein Papier bei

Seite legend. „Ich kann Ihnen die erfreuliche mention thun, daß die von mir protegirte Heirath zwischen dem Herrn Markgrafen von Baireuth und Ihrer Mama, meiner theuren Schwester, vollzogen werden wird — soeben trifft ein Schreiben des Markgrafen ein, welches das letzte obstacle beseitigt. Sie werden einen Vater, eine Familie haben und ich weiß, meine geliebte Schwester wird glücklich sein. Sie verdanken dies den Bemühungen des Herrn Grafen von Wartenberg," setzte er mit scharfer Betonung hinzu, „der mir alle Vortheile jener Alliance zu schildern wußte."

Die Prinzessin schwankte. Ihre letzte Hoffnung war vernichtet; ehe die Königin noch ihren Einfluß geltend machen konnte, war der Schlag bereits geführt worden.

Prinzessin Marie verbarg ihre, mit Thränen gefüllten Augen durch eine noch tiefere Verbeugung. „Majestät Gnade fühle ich gar wohl," sagte sie. „Wie Mama über das, was Eure Majestät Glück zu nennen geruhen — denkt — ich weiß es nicht genau — ich aber — ich wage zu bekennen, daß die Heirath mich mit Schmerz erfüllt."

„Eh donc!" fuhr der König heraus. „Weil Ihre Mutter eine Markgräfin wird?"

„Ach nein, Majestät — es ist das die Sache meiner

Mama — nein — nur deshalb, weil ich den Hof von Berlin verlassen muß."

„Allerdings. Sie haben Ihrer Mama zu folgen. Eine passende Mariage wird sich auch für Sie, mon enfant, finden lassen."

„Ich muß die Königin verlassen — die mir so theuer geworden. Ich lasse noch Vieles hier zurück, woran mein Herz hängt — gewähren Majestät mir die Bitte in Gnaden: Lassen Sie mich am Hofe zu Berlin bleiben."

„Nein," entgegnete der König kurz. „Sie werden der Mama folgen."

„Ich flehe Eure Majestät an — mein Herz ist schwer bei dem Gedanken, von hier scheiden zu müssen."

„Ihr Herz ist schwer, Prinzessin," fiel der König ihr ins Wort. „Weil Sie eine Liebe darin bergen, die ich nicht billigen kann — Sie lieben meinen Bruder, den Markgrafen Albrecht."

Die Prinzessin richtete sich stolz empor. „Ja, mein König," sagte sie, den scharfen Blick des Monarchen aushaltend. „Ich liebe den Markgrafen, ich habe die Ehre, das Glück, von ihm wieder geliebt zu werden — seien Sie gnädig wie immer — wenn geschäftige unheilvolle Hände bemüht sind, ein Band der Herzen zu

zerreißen — so knüpfen Sie es, indem Sie in Ihrer Gnade das Jawort sprechen."

Vielleicht wäre der König milder gestimmt worden, hätte die Prinzessin nicht die unglückliche Phrase von den „unheilvollen Händen" in ihre Bitte verflochten. Nach den soeben von der Gräfin vernommenen Berichten, nach der Schilderung des allgemeinen Bündnisses wider die Wartenbergs mußte der König jene Andeutung auf die Gräfin und ihren Gatten beziehen. Sein Stolz zwar verletzt, da er erfahren hatte, daß man Personen haßte und verfolgte, denen er zugethan war, und diese Empfindung besiegte seine angeborne Milde.

„Ich habe entschieden," warf er kalt hin. „Ich nehme diese Entscheidung nicht zurück. Meine Einwilligung zur Heirath mit Ihnen, Prinzessin, erhält der Markgraf Albrecht nicht. Ihre Angelegenheiten werde ich mit all der Accuratesse und Application ordnen, welche ich meiner Nièce schuldig bin — wenn Sie gehorsam sind. — Notre entretien est fini. Sie werden Ihre schönen Augen trocknen und besonders auf dem Feste freundlich und heiter erscheinen, welches wir hier begehen. Ich wünsche das — Adieu, mon enfant."

Die Prinzessin wankte zur Thür hinaus —

Das Haus des Tischlermeisters Dreyer, an der Ecke der Grünstraße gelegen, war eins der alten Gebäude, welche noch aus der Zeit des großen Kurfürsten stammten, als dieser die Befestigungen Berlins durch Memhardt bewirkt hatte. Bei dieser Gelegenheit war ein Theil der Gebäude abgetragen worden, diejenigen, welche stehen blieben, befanden sich dicht an den Werken, so daß man von den Hinterfenstern aus auf die Schanzen und über diese hinweg auf den Spree-graben blicken konnte. Die Gegend war nicht allzu einsam, weil die Verbindung mit Neu-Cöln durch die Brücken hergestellt wurde und von dort aus, zwischen den kurfürstlichen Salzhäusern hindurch, der Weg zum Cöpnicker Thor führte.

Die Seite des Hauses jedoch, welche gegen den Graben blickte, bildete einen sehr stillen Winkel mit dem kleinen, zwischen dem Hause und den Schanzen gelegenen Damm. Die Zimmerchen des Gebäudes, deren Fenster auf diesen Theil der Umgebungen hinaus-gingen, waren daher sehr ruhig und lagen von dem Geräusche der Straße entfernt genug, um den Be-wohnern vollständige Abgeschiedenheit und die nöthige Stille für ihre Arbeiten zu gewähren.

Eines dieser Zimmer hatte der ehemalige Student, nunmehr Schriftsteller und Gelegenheitsdichter Heller

inne, dessen Bekanntschaft wir im Thiergarten gemacht haben. Heller war bei einer sehr bescheidnen Lebensweise im Stande, sich nothdürftig zu ernähren. Er hatte dem fremden Herrn, den wir unterdessen als den Kammerdiener Wensen's kennen lernten, keine übertriebene Schilderung seiner beschränkten Lage gemacht. Der ehemalige Student saß denn auch jetzt wieder, eifrig mit der Anfertigung eines Trauerliedes beschäftigt, das für die Beerdigung eines Mitgliedes der Nicolai-Gemeinde bestimmt war, an seinem kleinen Tische und blickte zuweilen sinnend durch das Fenster, dann begann er wieder zu schreiben.

Nachdem er diese Beschäftigung eine Zeit lang fortgesetzt hatte, legte er seine Feder nieder, streckte die Beine von sich und begrub seine Hände in die Taschen seiner Beinkleider. Er starrte zur Decke empor und unterbrach diese Pause in der Arbeit nur, um mechanisch eine sehr schlaff gewordene Börse zu ergreifen, die ihren Platz neben dem Dintenfasse des Scribenten hatte. Er schwenkte sie in der Luft herum, durch welche Bewegung ihm ganz klar wurde, daß der Inhalt des Beutels nur aus einigen Kupfermünzen bestand.

„Es sind die letzten,“ murmelte er. „Was soll da werden? Ich habe in der That kein Geld mehr — und obenein umsonst gearbeitet, denn da liegt das ver-

wünschte Gedicht, das die Bestellerin nicht abholt — ich will aber des Teufels sein, wenn ich wieder ein Poëm auf Credit hin mache. Bezahlen müssen sie — vorher bezahlen. Wo finde ich nun die Bestellerin auf? Die holt es nicht — ich habe umsonst mir die Verse gezimmert und die Nicolai-Gemeinde zahlt schlecht — hätte ich dieses Gedicht da bezahlt erhalten — es ginge wieder eine Woche lang — aber so — —" Der Student erhob sich und ging zum Fenster, blickte in den trüben Fluß und seufzte. Aber wie es so oft geschieht, daß im schlechten Momente eine kleine Besserung näher tritt, so auch hier. Es ward an die Thür gepocht und auf des Studenten Ruf: „Herein!" erschien ein allerliebstes Mädchen im Zimmer. Sie trug kurze, seidne Kleider, auf dem Haupte eine kleine Mütze mit getollten Streifen, um ihre Schultern einen schwarzen kurzen Mantel.

„Ah!" rief der Student erfreut. „Sie kommen wohl, mein Fräulein — —"

„Um das versprochene Hochzeitsgedicht zu holen," ergänzte die junge Dame. „Es ist doch fertig?"

„Fertig und hier!" sagte Heller, ein zusammengefalztes Papier vom Tische nehmend, welches er dem Mädchen reichte und dabei leuchtende Blicke auf die kleine lederne Tasche warf, die die Bestellerin des Poëms

an der Seite trug. „Ich hoffe — es wird Ihren Beifall haben.“

Die hübsche junge Person hatte das Gedicht genommen und begann eifrig zu lesen. „Sehr nett — sehr gut getroffen,“ sagte sie. „Ich bin vollkommen zufrieden.“ Sie schob das Blatt in ihre Gürteltasche, dann fuhr ihre feine Hand wieder in die Tiefe und holte einiges Geld hervor. „Zwei Thaler — das war der Preis?“ sagte sie.

„Ja, mein Fräulein.“

Die Bestellerin blickte schnell in dem fast ärmlichen Gemache umher, dann sagte sie: „Nun — die Arbeit ist gut — ich erlaube mir, noch einen halben Thaler zuzugeben.“

„Ach, Sie sind zu gütig,“ lispelte der Student. „Sie erweisen mir eine Ehre, indem Sie mein Poëm also anerkennen.“

„Bitte, bitte, mein Herr,“ lächelte die Kleine. „Nehmen Sie es nur an. Es ist ein gutes Gedicht und ich hoffe, wir werden uns öfter gegenseitig dienen, denn ich werde Sie angelegentlich empfehlen. Adieu, mein Herr — haben Sie Dank für Ihre Pünktlichkeit.“ Nach diesen Worten knixte sie und schwebte zur Thüre hinaus, den Dichter bei der Betrachtung des erworbenen Geldes allein lassend.

„Da wären wieder ein Paar Stücke im Beutel," sagte er schmunzelnd. „Ja, wenn es nur einmal acht Tage lang hinter einander so gehen wollte."

Sonnenschein und Regen, Sturm und heitrer Himmel wechseln nur allzu schnell im Leben. Der Dichter hatte sich kaum ein wenig von seinen trüben Gedanken durch den Anblick des empfangenen Geldes befreit, als das Schicksal in Gestalt seines biederen Hauswirths im Zimmer erschien; dem Herrn Dreyer folgte dessen Tochter Carolina, welche fast verlegen an der Thüre stehen blieb.

„Herr Fritz," begann Dreyer, auf einem der wenigen schlechten Stühle Platz nehmend. „Ihre Lage wird unangenehm."

„Ei, nicht doch," sagte Heller mit erzwungener Gleichgültigkeit. „Ich denke, es steht Alles gut."

„Na, ja, zwischen Ihnen und mir, da ist Alles beim Alten," meinte Dreyer. „Aber Ihre andern Gläubiger? wie? Ihr steht mit denen nicht zum Besten, was die Schulden betrifft. Eben jetzt war der Schneider Mertens da — hier sein Zettel: Ein Thaler für die Weste auszubessern — dann der Schuster Keimling — Ein Thaler zehn Groschen wegen des Versohlens Ihrer Schuhe —"

„Bleiben mir fünf Groschen von dem Verdienste,"

seufzte Heller auf die Börse blickend, in deren Maschen die soeben erhaltenen drittehalb Thaler blinkten.

„Das wäre noch das Geringste,“ fuhr Dreyer eintönig fort. „Aber der Jude Abraham war unten — weiter brauche ich nichts zu sagen.“

„Nein,“ ächzte der Dichter, „freilich — Ihr braucht Nichts weiter zu sagen. Ich bin ein ruinirtes Menschenkind.“

„Ja, leider wird es so sein,“ seufzte Dreyer. „Wenn ich Euch auch recht gerne helfen will — wenn ich Alles in den Schornstein schreibe, was Ihr mir schuldet, wenn ich endlich selbst einige Groschen anlege, weil Ihr ein guter Junge und immer so lustig seid — ich besitze doch nur ein kleines Vermögen, habe Kinder, muß Gesellen bezahlen und kann die zehn Thaler, die Ihr dem Juden schuldet, nicht für Euch zahlen, so gern ich wollte, aber ich habe Holz kaufen müssen — Ihr könnt mir glauben — —“

„Oh! ich glaub's Euch gern,“ fiel Heller ein. „Ihr würdet mir sonst helfen.“

„Ich weiß, Ihr kennt mich. Aber was soll werden? Heut hab' ich den Juden noch einmal abgewendet — er kommt sicher bald wieder — zehn Thaler! bedenkt.“

„Und ich habe fünf Groschen, und wenn die von Nicolai auch einen Thaler zahlen, so bleiben noch

neune," sagte Heller traurig. „Ich weiß mir nicht mehr zu helfen."

„Herr Dreyer — Meister Dreyer," schallte es von Außen her. „Kommt schnell, Kundschaft ist unten."

„Alle Hagel, ich muß fort," rief Dreyer, sich erhebend. „Wir wollen weiter sehen." Er eilte schnell hinaus.

Heller saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische und hatte gar nicht bemerkt, daß die Tochter des Tischlers in dem kleinen Zimmer geblieben war. Caroline, näherte sich ihm leise und legte ihre Hand auf seine Schulter. Der Dichter wendete sich um —

„Ihr seid es, Mamsell Caroline," sagte er, indem ein mattes Lächeln seine Züge überflog.

„Ich bin hier geblieben, Herr Heller," sagte Caroline ein wenig zögernd. „Um — um —"

„Nun?" fragte Heller. „Um mir Ihr Mitleid zu bezeugen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Wenn Sie helfen könnten, ich weiß es — Sie wären bereit dazu."

„Und, wenn ich Ihnen helfen wollte — würden Sie diese Hülfe annehmen?" fragte Caroline. Der Dichter blickte die Kleine betroffen und unsicher an — sie war so hübsch in ihrer Einfachheit und die Röthe der Verlegenheit stand ihr so allerliebst, daß Heller sich

für beneidenswerth halten konnte, einen solchen Schutzengel vor sich zu sehen.

„Ich weiß in der That nicht, Mamsell, wo Sie hinaus wollen,“ entgegnete er.

„Kurz und bündig denn,“ fiel Caroline ein. „Ich erlaube mir, Ihnen meine Sparkasse anzubieten. Es sind freilich nur fünf Thaler darin und — es bliebe immer noch eine Summe zu decken, aber ich denke mir so: wenn Sie dem bösen, langnasigen Abraham ein Theilchen abzahlen — dann wird er sich wohl auf einige Zeit beruhigen lassen.“ Sie zog aus ihrer Tasche eine kleine Schachtel.

Heller stand gerührt und beschämt. Noch nie war dem jungen Manne seine traurige Lage so peinigend erschienen und doch hob ihn wiederum der Beweis von Theilnahme gar mächtig empor. „Nein, Carolinchen,“ sagte er, ihre Hand fassend. „Das darf ich nicht annehmen — so innig mich auch Ihre Theilnahme erfreut — ich muß das liebevolle Erbieten ablehnen.“

„Also Sie wollen Nichts von meinem kleinen Sparpfennige?“ fragte Caroline traurig, den Kopf hängend. „Das thut mir wahrlich leid.“

„Oh! glauben Sie nicht, daß ein lächerlicher Dünkel mich abhält, diese Gabe in Empfang zu nehmen — wie sollte das der Fall sein, wo Sie meine Lage so genau

kennen; aber ich darf nicht dieses Darlehn empfangen, wo ich keine Aussicht habe, es wieder ersetzen zu können — nein, Carolinchen — ich weise dieses Geld nicht zurück, ich nehme es dankbar als einen Vorschuß in dem Augenblicke an, wo ich einen Auftrag erhalte, der mich in den Stand setzt, Ihnen die geliehene Summe zurückzuzahlen — Sie werden sehen, es kommt ein solcher Augenblick, ich kann doch nicht so verkümmern sollen."

Ein leises Pochen an der Thüre ließ Caroline in den Hintergrund des Zimmers treten. Heller öffnete und sah sich zu seinem Erstaunen dem Fremden aus dem Thiergarten gegenüber.

„Ich habe Sie schnell wieder gefunden, mein Herr Poet," sagte der Mann, artig grüßend. „Und ich komme, um einige Minuten mit Ihnen zu verplaudern — ah —" fuhr er, auf Caroline blickend und sie an= blinzelnd, fort: „Wohl die schöne kleine Muse des Dichters — he — he — sie kann freilich begeistern." Caroline wußte sich vor Verlegenheit kaum zu lassen, sie spielte mit ihrer Schürze — Heller dagegen war fast zornig über das dreiste Auftreten des Fremden.

„Es ist die ehrbare Tochter meines Wirthes," sagte er, „die soeben meine kleinen Ausgaben berechnet hat — welche ich zu berichtigen habe."

„Schon gut, mon ami," lächelte der Fremde. „Und da ich gerade zum Abschluß dieser Angelegenheit komme, dürfte Mademoiselle es nicht ungütig aufnehmen, wenn ich Sie bitte: uns einen Moment allein zu lassen."

„Ah — ich gehe, Herr Heller," sagte Caroline hastig und erfreut, eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, um sich der schrecklichen Lage zu entziehen. „Es ist Alles richtig, Herr Heller." Sie eilte mit kurzem Gruße hinaus. Heller und der Fremde — kein Anderer als Hartwig, der Kammerdiener Wensen's, befanden sich einander gegenüber.

„Sie erlauben, daß ich Platz nehme," sagte Hartwig, einen Stuhl occupirend. „Ich bin scharf gelaufen." Heller verbeugte sich schweigend.

„Meine Sache wird schnell genug erledigt sein," nahm der Sitzende das Wort. „Sie sind Dichter, wie ich weiß, und ich komme, um Ihr Talent in Anspruch zu nehmen."

Heller wollte einen Freudenruf ausstoßen, er zwang ihn jedoch nieder, um sich keine Blöße zu geben, und verneigte sich wiederum, wobei er sagte: „Ich stehe zu Diensten."

„Es wird Ihnen nicht neu sein, wenn ich die Bedingung stelle, daß Sie nach einem gegebenen Thema arbeiten müssen," begann Hartwig.

„Durchaus nicht. Ich bin an dergleichen gewöhnt."

„Um so besser. Das Gedicht, welches ich verlange, muß den Charakter eines Spottgedichtes tragen — es kann einfach in seiner Art sein, muß aber das, was ich Ihnen mittheilen werde, den eigentlichen Kern der ganzen Affaire, recht scharf hervorheben. Hören Sie also an. Sie müssen sich ganz und gar in die Sache hinein versetzen. Das Poëm soll eine Scene schildern, welche bildlich dargestellt werden wird — oder vielmehr dargestellt ist; es soll zur Erläuterung des Gemäldes dienen. Wollen Sie Notizen machen?"

Heller war sofort bereit und legte sich ein Blatt Papier zurecht, ergriff die Feder und blickte den Fremden erwartungsvoll an.

„Versetzen Sie sich im Geiste in einen schönen, königlichen Garten — etwa zu Oranienburg, Monbijou, Charlottenburg — in diesem Garten lustwandelt eine Königin. Sie ist bedroht durch die Anmaßungen einer frechen Person, welche die Gunst des Königs besitzt — eine Persönlichkeit — wie — nun wie sage ich doch gleich — hm — hm — ja, das ist's — eine Person, wie etwa die berüchtigte Wartenberg sein möchte. Diese Zudringliche soll nicht in den Garten gelassen werden, erzwingt sich aber doch den Eintritt und wandelt unter dem Schatten der Bäume, die nur über den Häuptern

des Königspaares und dessen Günstlinge rauschen sollen — ein Zufall führt die Königin und die dreiste Person — nennen Sie dieselbe eine Gräfin — zusammen und zwar auf einer Brücke des Parkes. Die Königin kann nicht zurückschreiten, die Freche will nicht, sie hat die Kühnheit, der königlichen Frau gegenüber zu treten, bis diese ihr Gefolge herbei ruft, um die Lästige mit Gewalt entfernen zu lassen. — So — haben Sie das notirt?" Heller nickte bejahend. „Das wäre der Gegenstand des Bildes, den Sie in Versen zu schildern haben, und es bliebe Ihnen nur noch die Aufgabe, dem ganzen Vorgange eine Art von Epilogus hinzuzufügen, etwa zu sagen: Wie unerhört ein solches Benehmen der Fürstin gegenüber sei und wie dasselbe die entschiedene Mißbilligung aller honetten Leute gefunden habe."

Heller war ein wenig stutzig geworden, die Sache kam ihm seltsam vor, er stand dem Auftraggeber mit fragenden Blicken zur Seite, aber dieser schien davon gar nicht besonders erregt und behandelte die Angelegenheit höchst oberflächlich.

„Sie können doch ein solches Gedicht anfertigen?" fragte er.

„Gewiß, mein Herr," fiel der Dichter schnell ein.

„Ich hoffe es zu Ihrer Zufriedenheit arbeiten zu können — aber —“

„St!“ machte Hartwig. „Ich kann mir denken, was Sie sagen wollen, der Preis des Poëms beschäftigt Sie — ich kenne ja aus Ihrer eignen Mittheilung die Forderungen, welche Sie machen — aber das spielt hier nicht mit. Sie müssen gut bezahlt werden.“ Er zog bei diesen Worten die Börse, nahm aus derselben fünf Stück guter, holländischer Dukaten und zählte sie vor dem erstaunten Dichter auf den Tisch.

„Hier ist eine Summe auf Abschlag,“ sagte er. „Sie erhalten die gleiche Summe, wenn Sie mir das Gedicht bis Freitag fertig liefern, wo ich kommen werde, um es abzuholen.“

Heller's Kopf wirbelte. „Zehn Dukaten,“ murmelte er. „Damit ist nicht allein die Schuld bezahlt — ich habe außerdem noch eine gefüllte Börse — das ist ein Glück.“

Hartwig erhob sich. „Ich bitte um Ja — oder Nein —“ sagte er. „Kann ich zur angegebenen Zeit auf das Gedicht rechnen?“

„Ja, mein Herr,“ bekräftigte der Dichter. „Ich werde es fertig halten.“

„Gut denn — noch Eins. Ich muß Sie beim

Worte nehmen, daß Sie gegen Jedermann Stillschweigen beobachten. Die Sache ist eine Ueberraschung und kein unzeitiges Plaudern bedinge ich mir aus."

„Mein Wort darauf — ich schweige gegen Jederman über das Gedicht."

„Nehmen Sie meinen Dank. Ich komme Freitag wieder — auf Wiedersehen, Herr Heller."

Der Fremde empfahl sich und Heller ließ, allein geblieben, die Dukaten durch seine Finger gleiten.

Die Gräfin Wartenberg befand sich nach der kurzen Unterredung mit dem Könige in einem höchst erregten und äußerst unbehaglichen Zustande. Wenngleich die Einladung zum bevorstehenden Feste und die gnädigen Worte des Königs ein wenig Balsam in die Wunde träufelten, welche der Stolz der Königin ihr geschlagen hatte, so mußte die Gräfin sich dennoch sagen, daß ein Befehl nothwendig war, ihr eine Stellung in den Kreisen zu schaffen, in welchen die Königin als Gebieterin auftrat, daß man ihr nur gezwungen eine gewisse Achtung bezeigte.

Die Gräfin, deren Sinn für Intrigue durch das Beispiel ihres Gatten sehr ausgebildet worden war, lechzte nach Revanche und wenn sie diese auch zum

Theil durch die Einladung erhielt, die der König ihr persönlich zukommen ließ, blieb doch noch viel zu wünschen übrig. Es lag der Gräfin vor Allem daran, den König zu überzeugen, daß nicht Jedermann mit dem Auftreten der Königin einverstanden sei. Es trat noch ein anderer Umstand hinzu, welcher die Gräfin zu entscheidendem Handeln trieb. Sie hatte erfahren, daß der König — wahrscheinlich in Folge von vielfachen Zuflüsterungen der Feinde des Grafen Wartenberg — diesem einiges Mißtrauen bezeigte, daß der Graf seinem Gebieter als eine Persönlichkeit geschildert wurde, deren Einflüsse gefährlich und verderblich genannt wurden. Graf Wartenberg hatte vor seiner Gattin aus diesen, vor der Hand noch kleinen, Anzeichen eines nahenden Sturmes kein Hehl gemacht, und als den Ausgangspunkt aller Machinationen gegen seine Stellung die Königin bezeichnet.

Die Gräfin glaubte daher eine doppelte Verpflichtung zu haben, einmal ihrem Gatten, dann aber sich selbst Genugthuung zu verschaffen, indem sie der Königin die schlimme Scene im Parke vergalt. Sie hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als gleich nach der Unterredung mit dem Könige, mit ihren Freunden, zu welchen besonders die Grafen Wartensleben und Wittgenstein gehörten, Rath zu pflegen und das Re=

sultat dieser Berathung war seltsamer Weise dasselbe, welches die Gegner — die Partei der Königin — gewonnnen hatten: es müsse durch eine recht augenfällige Kundgebung auf den König gewirkt werden, der vor allem Andern am Empfindlichsten berührt wurde, wenn man ihn als abhängig von irgend einer Persönlichkeit, als einen Herrscher darstellte, der nach dem geheimnißvollen Einflusse bevorzugter oder ihm nahe stehender Personen handelte, ohne doch eignem Willen Geltung verschaffen zu können.

Die Partei Wartenberg war entschlossen, einen Moment zu ergreifen, der geeignet schien, dem Könige die Ueberlegenheit seiner Gemahlin über seine Person recht einschneidend darzuthun — ihm zu beweisen, daß die öffentliche Stimme jene Ansicht theile. Man wußte, wie viel der König auf die Stimmung des Publikums gab, wie er seine Handlungen und sein ganzes Verhalten stets so regelte, daß sie vor dem Richterstuhle der Oeffentlichkeit bestehen konnten, und daß er vor derselben immer als der allein Gebietende erscheinen wollte.

Der Graf Wartensleben hatte namentlich diesen Charakterzug des Königs hervorgehoben und als ein kräftiges Mittel im Interesse der Wartenbergs die Beleuchtung der Stellung, welche die Königin ihrem

Gatten gegenüber einnahm, empfohlen; diese Beleuchtung sollte durch ein Flugblatt bewirkt werden, dessen Inhalt die Abhängigkeit des Monarchen von seiner Gemahlin darlegte. Allein die Gefahr des Unternehmens lag auf der Hand. Schon einmal hatte der König die Verleger und Drucker, so wie den Verfasser einer solchen Schrift zu schwerer Verantwortung gezogen — man mußte vorsichtiger zu Werke gehen und die Verschwörer kamen überein, daß dem König ein ähnliches Machwerk ganz plötzlich zwar, aber doch in anderer Weise als durch die — in jener Zeit leicht zu unterdrückende — Presse in die Hand gespielt werden müsse, und die Gräfin hielt es für das Beste, wenn die ganze Sache in Form eines boshaften Libells dargestellt werde. Zur Ueberreichung desselben hielt sie das Fest, welches im Schlosse zu Charlottenburg gegeben werden sollte, für den geeignetsten Moment.

Es blieb nur noch die Frage offen: Wer mit der Abfassung des Gedichtes betraut werden solle? — Unter den Freunden der Gräfin konnte oder wollte Niemand die gefährliche Dichtung vollenden — die Gräfin mußte deshalb nach einem kecken Dichter suchen. Daß dieser schwer zu finden sein werde, leuchtete ihr vollkommen ein, ebenso war die strengste Verschwiegenheit erforderlich. Die Gräfin versprach sich ungeheuer viel vo

dem glücklichen Eindrucke des Libells auf den König. Sie und ihre Freunde waren einstimmig der Ansicht, daß der Graf Wartenberg der ganzen Intrigue fremd bleiben, daß man, ohne ihn in das Geheimniß zu ziehen, handeln müsse.

Mit diesen Plänen und Unternehmungen sich tragend, war die Gräfin in sehr begreiflicher Unruhe. Sie wußte, daß die Zeit nur kurz zugemessen war — die größte Vorsicht schien geboten.

Gegen alle sonstige Gewohnheit erschien sie daher sehr schweigsam, als sie ihre Toilette an dem großen Spiegel vollendete, und dieses Schweigen mußte der Mademoiselle Dorine, ihrer Kammerzofe, auffällig erscheinen, deren kunstgeübten Händen sich die Gräfin während des Ankleidens überließ. Da die Herrin keine Miene machte, das Schweigen zu brechen, so blieb die Zofe ebenfalls stumm. Indessen schien der Gräfin die tiefe Stille doch wohl unheimlich, sie fragte endlich: „Dorine, Du bist ja ganz stumm und verschlossen — was ist das? Du — sonst die beste Plaudertasche?“

„Oh, Gnaden,“ sagte Dorine. „Ich bin noch müde.“

„Müde? wovon denn?“

„Gnädigste Gräfin haben ganz vergessen, daß ich gestern zur Hochzeit meiner Freundin war.“

„Ach richtig. Jetzt begreife ich. Nun, gutes Amüsement gewesen?“

„Ausnehmend gut. Ich habe viel Freude genossen und Andern bereitet, namentlich hat mein Gedicht, ein allerliebstes Hochzeitscarmen, sehr gefallen.“

„Ei — Du hast ein Gedicht vorgetragen? Davon wußte ich Nichts — das lasse ich mir gefallen. Und wie heißt das Gedicht?“

„Cytherens Gruß an ein Brautpaar — hier ist es, Gnädigste.“ Die Zofe nahm bei diesen Worten ein Blatt Papier, auf welchem das Poëm in deutlicher Schrift stand, aus ihrer Tasche und reichte es der Gräfin, welche es zu lesen begann, während Dorine den Spitzenaufsatz ihrer Gebieterin ordnete. Das Gedicht schien der Gräfin besonderes Interesse zu erregen, denn die Zofe bemerkte, in den gegegenüberstehenden Spiegel blickend, wie die Züge der Gebieterin sich lebhaft bewegten.

„Dieses Gedichtchen ist allerliebst. Wer hat es Dir gefertigt, oder hast Du es aus einem Buche abgeschrieben?“

„Nein, Gnädigste, ich habe es für zwei Thaler dichten lassen.“

„So — so —“ fuhr die Gräfin auf. „Und dieser Dichter ist ein junger Mann? oder ein Zimmergelehrter.“

„Ein recht hübscher junger Mann, dem es nicht besonders gut geht, der ganz einsam und zurückgezogen von seinem Verdienste mit der Feder leben muß und der sich glücklich schätzt, wenn man ihm Aufträge zuwendet.“

„Ganz der Mann, wie ich ihn brauche,“ murmelte die Gräfin. „Und dieser junge Poet,“ fuhr sie laut fort, „macht nur — macht nur dergleichen Hochzeitsgedichte?“

„Ich denke doch nicht. Er hat, wie ich weiß, auch andre Poëme fertig gebracht und ich hörte von seinen Hausleuten, daß er in allen Sätteln gerecht sei.“

„Wo wohnt denn dieser junge Mann?“ fragte die Gräfin scheinbar gleichgültig, indem sie die Hand vor ihren Mund hielt, als wollte sie ein Gähnen verbergen.

„In der Grünstraße, Numero sechzehn, es ist das letzte Haus am Spreegraben und macht gerade die Ecke, es gehört dem Tischler Dreyer und der junge Poet heißt Fritz Heller.“ Die Gräfin hörte sehr genau zu und lachte dann ebenfalls gezwungen.

„Heller und Dreyer, sehr drollig!“ sagte sie.

„So, Ihro Gnaden,“ sagte Dorine, „die Toilette ist vollendet.“

„Gut, Dorine, Du kannst den Wagen bestellen, ich fahre zur Gräfin Wartensleben.“

Dorine hatte kaum das Zimmer verlassen, als die Gräfin hastig in ihre Schreibtafel notirte: „Heller, Grünstraße sechzehn, beim Tischler Dreyer.“ Dann öffnete sie eine Schublade ihres Schreibtisches und nahm eine mit Goldstücken gefüllte Börse zu sich, dann machte sie einen Gang durch's Zimmer, während dieser Promenade schien sie in tiefes Nachdenken verloren, aus welchem sie erst durch die Meldung Dorinens: der Wagen sei bereit — gerissen wurde.

„Ich werde übrigens eine Fahrt nach Berlin machen, wenn mein Besuch bei der Gräfin beendet ist,“ sagte sie, das Zimmer verlassend. „Der Ulmer Goldschmied hat sein Lager in den Buden am Schlosse eröffnet — sage dem Herrn Grafen, daß ich erst spät heimkehre.“ Sie wurde von ihren Lakaien in den Wagen gehoben und dieser rollte über die Landstraße nach dem Dorfe Lietzen, wo die Wartensleben Quartier genommen hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Familie Dreyer in der Grünstraße saß mit ihrem Miether, dem Dichter und Studenten Heller, bei dem einfachen Abendbrode, welches der gern gesehene Hausbewohner des Hinterzimmers im Dreyer'schen Hause fast stets mit seinem Miether theilte. Caroline war soeben hinausgegangen, um frischen Trunk herbei

zu schaffen, denn Heller hatte von dem ihm glücklich zugefallenen Gewinn gesprochen, hatte berichtet, daß er für ein zu fertigendes Gedicht eine Abschlagsumme erhalten habe, und war sogleich bereit gewesen, einen Theil seiner Schulden zu berichtigen. Diese angenehme Neuigkeit feierte Herr Dreyer durch Spendung von außergewöhnlichen Lieferungen an Bier. Caroline war nicht minder erfreut, sie eilte auf des Vaters Geheiß hinaus, die vollen Krüge herbei zu holen; als sie mit diesen wieder in das Zimmer trat, machte sie zugleich die Meldung, daß eine tief verschleierte Dame Herrn Studiosus und Dichter Heller auf seinem Zimmer zu sprechen wünsche.

„Alle Hagel!“ sagte Heller sich erhebend. „Es scheint, meine Dichtkunst kommt in Aufnahme, denn ohne Zweifel will diese Fremde ein Poëm bei mir bestellen — oder,“ setzte er leise hinzu, „ich soll ihr einen Liebesbrief schreiben. Führen Sie die Dame die Vordertreppe hinauf,“ bat er Carolinchen, „während ich schnell über die Hoftreppe in mein Zimmer eile.“

Der Student kam einige Minuten früher in seinem Zimmer an, ehe Caroline die verschleierte Dame einführte. Heller befand sich mit derselben allein. Die Dunkelheit war bereits so weit vorgeschritten, daß der Dichter seine kleine Lampe anzünden mußte, was nach

vorhergegangener Bitte um Entschuldigung, des Wartens wegen geschah.

Die Dame war schlank und elegant gewachsen, sie trug reiche, wenn auch einfache Kleidung und hatte über ihr Haupt einen schwarzen Spitzenschleier geworfen, welcher, bis über die Schultern herabfallend, ihr Gesicht und den Kopf vollständig verhüllte. Mit der einem vornehmen Besuche eigenen Dreistigkeit hatte sie am Tische des Dichters Platz genommen und musterte die auf dem kleinen Möbel liegenden Papiere.

„Mein Herr,“ begann sie mit wohltönender Stimme, als Heller die Lampe angezündet hatte. „Ich komme — wie Sie wohl denken können — um ein Gedicht bei Ihnen zu bestellen. Man hat mir Ihren Genius gerühmt“ — Heller machte ein tiefes Compliment. — „Sie werden mir erlauben, Ihnen zu sagen, wie und in welcher Weise ich dieses Poëm gefertigt wissen möchte, denn es betrifft eine besondre und mir sehr wichtige Angelegenheit. Stellen Sie sich vor, es gäbe einen Fürsten, der ganz und gar von seiner Gewalt und Macht — halt — mir fällt da ein, es dürfte noch besser sein, wenn ich Ihnen gleich ein paar Notizen niederschreibe, damit Sie genau unterrichtet bleiben, geben Sie mir eine Feder — so — ich danke, hier, dieses Blatt kann ich wohl benutzen?“

„Gewiß, Madame,“ sagte der Dichter, das Papier näher schiebend.

Die Dame warf nun den Schleier ein wenig zurück, Heller erblickte ein sehr interessantes Gesicht, dessen Züge freilich nicht allzu fein waren, das sich aber in anziehender Weise belebte, wenn die Dame ihre großen Augen aufschlug.

„Also ein Fürst, der vollkommen von seiner Allgewalt überzeugt ist,“ fuhr die Bestellerin fort, während sie zugleich niederschrieb. „Dieser Fürst ist trefflich, edel — aber er läßt sich von seiner Gattin, — Sie können sagen von der Königin — ganz und gar leiten. Diese Leitung geschieht auf sehr geschickte Weise, ohne daß der Fürst es merkt, der in der festen Ueberzeugung lebt, er allein sei der Gebieter, während er doch nur am Gängelbande seiner Gattin hängt, deren Geist und Bildung hoch über der seinigen steht — diese Stelle unterstreiche ich, sehen Sie? Sie muß sehr scharf hervorgehoben werden. Dann,“ fuhr die Dame schreibend fort, „muß gesagt werden, daß die ehrgeizige Frau Alles anwendet, die treuen Diener des Fürsten zu verdrängen, sie zu verdächtigen, und das Gedicht muß überhaupt den Ton einer Warnung haben — — so — das wären die Bedingungen.“ Sie legte die Feder

bei Seite. „Wollen und können Sie mir ein solches Gedicht liefern?“

Heller war mit einer bejahenden Antwort schnell bereit, denn die Unbekannte hatte bereits ihre Börse gezogen und der Dichter zweifelte nicht daran, daß ein neuer Goldregen auf ihn herabträufeln werde. „Und wann soll es fertig sein?“ fragte er.

„Ich werde es mir kommenden Freitag abholen,“ sagte die Dame. Der Dichter fuhr betroffen auf — es war derselbe Termin, zu welchem er das andere Gedicht für den Herrn aus dem Thiergarten bereit halten sollte. Da er jedoch auf seinen Genius vertraute, sagte er der Dame zu.

„Wohlan,“ begann diese wieder. „Ich rechne mit Bestimmtheit darauf und um Sie ganz entschieden zu fesseln, hier — nehmen Sie diesen Vorschuß, es sind zehn holländische Dukaten.“ Sie legte das Geld auf den Tisch — Heller fuhr mit der Hand an seine Kehle, um den Schrei der Freude und des Staunens zu ersticken, der soeben ausgestoßen werden sollte. „Ich sage Vorschuß,“ nahm die Dame wieder das Wort. „Denn ich werde Ihnen, nach Ablieferung Ihrer Arbeit, die gleiche Summe zahlen, ich erkaufe damit Ihr tiefes, unverbrüchliches Schweigen — Sie dürfen von dem Auftrage zu Niemandem sprechen — also,“ sagte sie,

sich von dem Stuhle erhebend, „am nächsten Freitage, um diese Stunde bin ich wieder hier — führen Sie mich die Stiege hinab.“

Heller ergriff die Lampe und geleitete den erfreulichen Besuch bis zur Hausthüre. Die Dame hatte den Schleier wieder um ihr Antlitz geworfen und schritt hastig die Gasse hinab, den Weg nach dem Platze der Petrikirche einschlagend.

Ohne seinen Hauswirthen eine Mittheilung zu machen, eilte Heller wieder in sein Zimmer zurück. Er schloß die Thüre und betrachtete zunächst den Reichthum, der sich vor seinen trunkenen Blicken ausbreitete. Auf solchen Ertrag seiner Dichterworte hatte er nie gerechnet, das war mehr — ungeheuer viel mehr, als der Student in seinen kühnsten Träumen gehofft hatte, und eine Regung des Stolzes zog durch seine Brust, er sagte sich: daß er doch ein ausgezeichneter Poet sein müsse — aber gleich darauf gewann eine ruhigere Betrachtung die Oberhand. Der Student überwand den Dichter. Heller begann nachdenklich zu werden. Beide Aufträge glichen einander, beide waren ihm unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses von zwei Personen zugekommen, deren Gebahren etwas Mystisches an sich hatte. Wer war der Herr, dessen Bekanntschaft Heller im Thiergarten gemacht — der mit den Verhältnissen

des Hofes so genau vertraut schien? Und hatten beide bestellte Gedichte nicht offenbar den Zweck: gewisse Personen anzugreifen? — ja, ja, es sollten Pamphlete, Libelle sein. — Wer war die Dame? — „Ich muß dieses Gesicht schon einmal gesehen haben," sagte der Student vor sich hin. „Aber wo? bei welcher Gelegenheit?" Er sah die von der Dame niedergeschriebenen Notizen.

„Eine fast männliche Hand," sagte er, das Blatt sorgfältig in den Kasten schließend — dann dachte er wieder über die Gleichmäßigkeit der Aufgaben, über den Termin nach — letzterer war derselbe für beide Arbeiten. „Hm — hm!" murmelte er. „Eine seltsame Geschichte — pah — was kümmert es mich, man bestellt bei mir Gedichte, giebt mir die Ideen dazu an — ich frage den Teufel nach den übrigen Dingen." Er strich die Dukaten ein, nahm aus einem andern Schubfache das bereits begonnene Gedicht für den ersten Besteller und begann zu arbeiten. — — — — — — — — — — — — — —

Die poetische Ader des Gelegenheitsdichters floß in gewünschter Weise. Als die Uhren der Berliner Kirchen am Freitage die dritte Nachmittagsstunde summten, hatte Heller den letzten Federstrich gethan, mit welchem die bestellten Gedichte vollendet waren.

— Heller durfte sich einige Ruhe gönnen. Er verließ das Haus des Tischlers und machte einen Spaziergang zum Köpnicker Thore hinaus, schlenderte über die Wiesen und genoß in dem Biergarten, der rechter Hand am Thore lag, einige Gläser des kühlen Gerstensaftes, dann trat er den Heimweg an. Seine Gedanken waren auf die nahe bevorstehenden Besuche der beiden Besteller gerichtet — Heller berechnete schon, was er mit dem vielen Gelde beginnen werde, welches ihm für seine Arbeiten zufließen sollte.

Er hatte bei der Heimkehr Caroline gesprochen und sie davon in Kenntniß gesetzt, daß heute der Herr und die Dame erscheinen würden, um die Gedichte in Empfang zu nehmen, daß er noch ein wenig an den Versen feilen wolle und aus diesem Grunde allein und ungestört auf dem Zimmer bleiben müsse. In Wahrheit aber befand der Dichter sich in einiger Unruhe, er hatte das Fieber der Erwartung und zählte die Minuten. Der Tag begann sich seinem Ende zuzuneigen, die Schatten wurden länger — noch immer erschien keine der erwarteten Personen. Heller hatte wohl schon zehn Mal eines der wenigen in seinem Besitze befindlichen Bücher ergriffen, hatte aus dem Fenster geschaut, sein Zimmer durchschritten — ah — da pochte es. Der fremde Herr erschien.

„Nun? Alles fertig?“ fragte er, ohne den üblichen Tagesgruß zu bringen, mit einer Art von Hast.

„Hier, mein werther Herr,“ sagte Heller, ein beschriebenes Blatt hinhaltend. Die Dämmerung nöthigte Hartwig, dicht an das Fenster zu treten, um genau lesen zu können, er durchlief schnell die Zeilen. „Ganz nach Wunsch,“ sagte er. „Das ist Ihnen gelungen.“ Er falzte das Blatt zusammen und schob es dann sorgfältig in seine Brusttasche. „Wie die Arbeit — so der Lohn — hier sind die fünf Dukaten, mein Freund, und nehmen Sie meinen Dank. Wenn Sie nun noch schweigen, dann könnte dieses Gedicht den Anfang einer guten Zeit für Sie bedeuten.“

„Ich stehe Ihnen für meine Verschwiegenheit mit Kopf und Kragen ein,“ entgegnete Heller, der seine Lampe in Ordnung brachte, denn schon begann das Zimmer sich in Dunkel zu hüllen. Hartwig ergriff seinen Hut, drückte noch einmal die Hand des Dichters und trat mit ihm in den kleinen Vorflur. „St,“ machte Heller. „Ich höre Jemanden die Treppe hinauf kommen — ja — man naht. Ich möchte nicht, daß ein Unberufener Sie hier erblickte.“ Auch Hartwig horchte auf. Das Rauschen eines Kleides schallte von der Treppe her.

„Gehen Sie hier links ab,“ flüsterte Heller. „Ueber die Hintertreppe, welche in den Hof führt.“

Hartwig schlich nach der bezeichneten Richtung. Er war kaum an der Biegung der Treppe verschwunden, als auf dem Absatze der Vorderstiege die verschleierte Dame erschien.

„Ah — Sie erwarten mich hier,“ sagte sie. „Ist die Arbeit fertig?“

„Ja, Madame. Ich bitte einzutreten,“ und der Student führte sie in sein Zimmer. — — — — —

Herr Hartwig hatte den Entschluß gefaßt, sofort mit dem Gedichte nach Charlottenburg zu eilen. Er wollte nicht durch die Grünstraße seinen Weg nehmen, sondern längs der Wallgasse bis zum Spreegäßchen gehen und von da in die Brüderstraße gelangen, wo er seinen Wagen eingestellt hatte. Hartwig ging also den einsamen Weg, indem er sogleich, aus dem Hause kommend, um die Ecke bog. Er blickte nach dem Fenster des Dichters empor. Es war erleuchtet und ward plötzlich geöffnet. Heller bog sich hinaus — er schien die Gasse zu observiren. „Es ist Niemand zu sehen,“ hörte Hartwig ihn deutlich sagen.

Der Kammerdiener wurde durch dieses Wort aufmerksam. Die ganze Angelegenheit, in welche er verwickelt war, mahnte zu größter Vorsicht und sorgfäl-

tiger Beobachtung. Hartwig schloß, daß der Student einen Besuch erhalten habe, der gerade in dem Augenblick angekommen sein mußte, als der Kammerdiener den Dichter verließ — vielleicht war es ein Stelldichein, welches der junge Mann verabredet hatte — aber es schien sehr schnell vorüber, denn offenbar deuteten jene eben gehörten Worte darauf hin, daß der Besuch sich wieder aus dem Hause entfernen — daß er aber auch ungesehen bleiben wolle.

Hartwig hielt es für gerathen, sich ein wenig auf die Lauer zu legen und womöglich die Persönlichkeit zu mustern, welche zu so später Stunde bei einem Manne vorsprach, der immerhin für Herrn Hartwig eine wichtige Person geworden war.

Der Kammerdiener lenkte daher seine Schritte zurück in die Grünstraße und ging auf die dem Dreyer'schen Hause gegenüber liegende Seite. Er war kaum dort angekommen, als er eine tiefverschleierte Dame aus der Thür des Gebäudes treten sah, welche eiligst die Straße hinabschritt. „Diese muß es gewesen sein," sagte sich der Lauscher, der sofort begann, die Verschleierte zu verfolgen.

Diese sah weder rechts noch links, kümmerte sich nicht um die Bemerkungen, welche einige dreiste Bursche ihr nachriefen, schritt — während Hartwig

nur wenige Fuß hinter ihr blieb — über den Kirchplatz, bog in die breite Straße und nahm den Weg zum Schlosse hinab. Hartwig ließ sie nicht aus den Augen, er blieb auf der Fährte seines Wildes. Die Dame schritt über die lange Brücke, in die Königsstraße — Hartwig ward immer unruhiger, er hatte während der Verfolgung die Gestalt der Verschleierten sorgfältig gemustert, sie schien ihm bekannt, obwohl der Schleier den Oberkörper bedeckte — jetzt bog sie in die Heiligegeiststraße ein — sie stand vor dem Hôtel Wartenberg still — der Verfolger zitterte — er mußte aber Alles, das Aeußerste wagen. Den Hut tief in sein Gesicht drückend, kam er der Dame ganz nahe. Diese hatte die Glocke gezogen — die Thüre öffnete sich — ein Schweizer trat heraus, er hielt ein Windlicht in der Hand und gerade in dem Augenblicke, als Hartwig die Gestalt der Verfolgten fast streifte, schlug diese den Schleier zurück, das Licht in der Hand des Schweizers fiel scharf auf das entblößte Gesicht — Hartwig fuhr erschreckt zusammen. „Es ist die Gräfin Wartenberg," flüsterte er entsetzt. „Sie war bei dem Dichter — wenn nicht Alles mich täuscht, so sind wir verrathen."

Die Pforte des Hôtels hatte sich schon wieder hinter der Gräfin geschlossen, mehr taumelnd als gehend

erreichte der Kammerdiener das Haus in der Brüderstraße, wo er seinen Wagen fand.

Kaum eine Viertelstunde später war Hartwig auf dem Wege nach Charlottenburg. Er hatte während der Fahrt Muße genug, über die Entdeckung nachzusinnen. Es konnte freilich Alles Zufall sein — aber alle Umstände sprachen dagegen. Hartwig fiel namentlich die Aengstlichkeit auf, mit welcher Heller ihn zur Hintertreppe spedirt hatte. Was war daran gelegen, wenn Hartwig der Dame begegnete? Heller konnte nicht wissen, in welchen Beziehungen der ihm unbekannte Mann zur Wartenberg stand, wenn ihm nicht ein Wink gegeben worden war, und dann: das Ausschauen aus dem Fenster, die sorgfältige Prüfung der Gegend — die Wartenberg fürchtete also mit Jemand zusammenzutreffen, dem sie bekannt war. Trotz all' dieser Combinationen faßte Hartwig den Entschluß, seinem Herrn nichts von dem Vorfalle zu melden — seine Mittheilungen würden möglicher Weise nur unnützen Lärm erregt und vielleicht die ganze Sache vereitelt haben. —

— — — — — — — — — — — —

Das Fest, dessen Veranstalter König und Königin waren, hatte bereits seinen glänzenden Anfang genommen. Eine prächtig gekleidete Menge wogte in den

prächtig erleuchteten Räumen des Charlottenburger Schlosses durch einander. — Alle Stände waren vertreten, von den Botschaftern der auswärtigen Mächte fehlte keiner, die prachtvollsten Moden, der geschmackvolle Luxus traten hier in den besten Formen auf, und wenn man auch am königlichen Hofe schon zahlreicher besuchte Feste gesehen hatte — der Raum gebot eine geringere Anzahl Gäste zu laden — so ließ doch das Charlottenburger Fest in seinen Einzelheiten Nichts zu wünschen übrig. Außer dem Allen begünstigte noch ein herrliches Wetter die Feier und erlaubte eine Illumination des Gartens, welche die Königin selbst angegeben hatte.

Alles bewegte sich ungezwungen in den festlich geschmückten Räumen, nur einige Personen sah man zuweilen aus der Schaar der Gäste sich in eine Ecke zurückziehen, hier flüsterten die Ausgeschiedenen heimlich mit einander und eilten dann wieder unter die Plaudernden oder Tanzenden.

König und Königin waren die Leutseligkeit selbst und die frohe Stimmung hielt an, bis die Glocken die elfte Stunde schlugen — da änderte sich die Scene, eine peinliche Stimmung machte sich geltend, das überlaute Gespräch sank fast zu einem Geflüster herab und wenn Herr von Wensen, der Hofmarschall, nicht schnell

genug die Musik hätte wieder einsetzen lassen, so würde man aus der schwülen Atmosphäre kaum hinaus gekommen sein.

Die Ursache dieser plötzlichen Umstimmung war niemand Anderes, als die Gräfin von Wartenberg, die urplötzlich im Saale und zwar in überreicher, von Stickerei und Edelsteinen gezierter Toilette, am Arme ihres Gatten erschien.

Wartenberg, dessen Stellung ihn vollkommen zu dem Eintritte berechtigte, der auch Einladung erhalten hatte, führte seine Gattin quer durch den Saal der Königin zu.

„Ciel!“ rief Sophie Charlotte, die zu träumen glaubte, ihrem Gatten zu. „Was geschieht da? Diese Dame drängt sich auch hier ein!“

„Es ist mein Wille,“ entgegnete der König kalt. „Ich habe die Gräfin geladen.“

„Ah — das ändert die Sache,“ sagte die Königin. Graf und Gräfin waren bereits der Königin gegenüber getreten.

„Wir haben unsern Dank zu sagen, Majestät,“ begann der Graf, „daß wir gewürdigt worden sind, an diesem Feste Theil nehmen zu dürfen, namentlich ist meine Gemahlin entzückt und dankbar über diesen Beweis einer besondern Gnade Euer Majestät.“

Aller Augen blickten auf die Königin.

„Wenn die Gräfin über die Einladung erfreut und dafür dankbar ist," sagte Sophie Charlotte lächelnd, indem sie ihren Fächer spielen ließ, „so hat sie dafür Sr. Majestät dem Könige zu danken — mir, Herr Graf — mir durchaus nicht — garnicht." Sie wendete sich um — die Gräfin bebte vor Zorn am Arme ihres Gatten.

„Ich hoffe heut noch vergelten zu können," keuchte sie.

„Wensen," flüsterte die Königin diesem zu, „wie steht es denn um Ihre Ueberraschung?"

„Es ist Alles vorbereitet, Majestät. Ich hoffe, wir werden die Gräfin nicht sobald wieder in unserm Cercle sehen — ich habe Alles geordnet."

„Sie sind doch vorsichtig gewesen?"

„Aeußerst behutsam. Die Gedichte sind nicht gedruckt, sondern von meinem Kammerdiener mit verstellter Handschrift geschrieben worden — es wird gut gehen." Die Königin wendete sich jetzt zu Leibnitz, der in seiner reichen Hofkleidung eine imposante Erscheinung bildete.

„Sie haben den neuen Affront gesehen, der mir angethan wurde," flüsterte die Gräfin dem Grafen Wittgenstein zu. „Aber ich werde Revanche haben. Sie haben doch Alles bereit?"

„Gewiß. Mein Mann ist auf dem Posten. Die Gedichte werden schnell vertheilt sein — übrigens habe ich sie der Vorsicht wegen keinem Drucker übergeben. Sie wurden von meiner Hand copirt — natürlich verstellte ich meine Schrift."

Der Zwischenfall war bald vergessen — man tanzte wieder, plauderte — die Anhänger der Gräfin wagten sogar, ihr verstohlen Complimente zu machen, und der König zeichnete die allgemein gefürchtete Dame sehr aus — also konnte Jedermann ihr ohne Scheu vor dem Unwillen der Königin nahen.

Herr von Wensen gab nun das Zeichen; die Gesellschaft schritt in den Garten. Der König, der die Königin führte, schritt vorauf. Dem königlichen Paare zur Seite gingen acht Fackelträger mit eben so viel Kammerherren. In der rechts liegenden Seitenallee waren Teppiche auf den Boden gebreitet, reiche Armsessel standen zur Benutzung bereit. Am Ende der Allee war eine Bühne errichtet, auf welcher italienische Sänger nnd Pantomimisten eine Vorstellung geben sollten, die auch sofort, auf Befehl des Königs, begann.

Die Zuschauenden folgten der Handlung des Stückes mit Aufmerksamkeit. Das Ganze belustigte sehr — Harlequin wurde trefflich dargestellt. Seine Sprünge und die Plumpheiten Pierrot's erweckten lautes Ge-

lächter — jetzt erscheint der Arlechino als Verfolger — dann wird er verfolgt — Pierrot flüchtet wieder vor ihm in ein Haus, der Harlequin will ihm nach, aber trotz aller Anstrengungen gelingt es ihm nicht die Burg des Plumpen zu erstürmen, er muß eine Kanone herbeiholen — die Damen unter den Zuschauern zittern schon wegen des Kraches, da wendet Harlequin plötzlich das Rohr gegen den Zuschauerraum — ein Knall, ein Schrei, der Schuß ist gegen das Auditorium gefeuert worden und — eine sehr nette Ueberraschung — statt der Kugel flattern Bouquets, Blümchen und zierliche Briefe aus der Luft nieder, senken sich auf die Zuschauer, Jeder sucht irgend ein Stück der Ladung zu haschen — allgemeiner Jubel, der Vorhang der Bühne fällt, König und Königin erheben sich, mit ihnen das ganze Publikum, und nun ging es an ein Prüfen der gewonnenen Geschosse aus Harlequin's Kanone. Ein Theil derselben bestand in zierlich gefalteten Blättern, welche ein Gedicht trugen. Die Ueberschrift desselben lautete: „Die Begegnung“. Man begann zu lesen. Plötzlich ertönte aus der Menge ein Schrei — Alles wendete sich um, den Schreier ausfindig zu machen — es entstand urplötzlich eine Bewegung, ein Gemurmel, ein fast stürmisches Drängen.

Dem Könige wurde es auffällig.

„Was ist denn vorgefallen? Was soll dieser trouble?“ fragte er den Gesandten der Generalstaaten, Herrn von Lintlo, mit dem er im Gespräche war.

„Es ist vielleicht dieses Gedicht, Majestät, welches so allgemeine Bewegung hervorruft,“ ließ sich der Graf Wartenberg vernehmen, der gerade jetzt zum Könige trat und mit zitternder Hand, seine bleichen bebenden Lippen auf einander pressend, dem Könige eins der aus der Kanone geschossenen Gedichte überreichte. Friedrich ergriff hastig das Papier und las:

In ihrem Lustbezirk, gefolgt von den Getreuen,
Will Königin Amaranth sich ihrer Blumen freuen.
Die Sonne scheint so hell von Jovis Zelte nieder,
In allen Büschen singt der Vögel Chor ihr Lieder,
Um ihr gekröntes Haupt schallt leis der Blätter Rauschen,
Die Nymphen und Satyrn, voll hoher Ehrfurcht, lauschen
Versteckt in Fluß und Hain und wagen nicht zu necken,
Die Götter sorgen selbst, die Fürstin nicht zu schrecken.
So wandelt sie dahin, beschirmet und geleitet
Von unsichtbarer Schaar — die ihr den Weg bereitet,
Indem sie Alles scheucht, was in der Luft, auf Erden
Der schönen Königin mißfällig könnte werden.
Schon plätschern silberhell vor ihr des Flusses Wogen
Und über seine Fluth wölbt sich der Brücke Bogen,
Der Königin zarter Fuß betritt schon diese Brücke,
Da führt ein Dämon ihr — in seiner argen Tücke,
Die dreiste Gräfin her — die Flavia genennet,
Und deren schlimmen Sinn die Königin wohl kennet;
Darob der Flavia auch der Befehl gegeben:
Von ihrer Königin sich stets hinweg zu heben.

Doch Flavia ist keck — frech, wie in allen Dingen,
Weiß sie den Eingang sich zum Garten zu erzwingen.
Sie tritt, Harpyen gleich, mit dreistem Siegesblicke
Der Königin ganz nah — und sperret ihr die Brücke.
Sie wankt und weichet nicht — bis aus der Fürstin Munde
Ein Machtgebot erschallt, und zu derselben Stunde
Ein Ritter aus der Schaar, die Amaranth' umringet,
Die freche Flavia zum schnellen Abzug zwinget.
Beschämt entweichet sie und muß zuletzt noch hören:
Wie alle Treuen sich im ganzen Land empören.
Denn dieses ist gewiß: der hohen Fürstin Schmerzen,
Sie theilet alle Welt mit tiefgetreuem Herzen.
Der Gatte Amaranth's, der König, hört die Klagen —
Mit Bitten drängt man ihn: die Flavia fortzujagen.

Des Königs Antlitz röthete der Zorn. Er sah Aller Blicke auf sich gerichtet. Das Blatt enthielt eine Schilderung des Vorfalls im Parke — es war lediglich darauf berechnet, der Gräfin einen Scandal zu bereiten, und der König bedurfte nur einer kurzen Musterung der Gesellschaft, um zu erkennen, daß dieser Zweck vollkommen erreicht war, denn die Gräfin befand sich einem Kreuzfeuer von hämischen Blicken und selbst leicht hingeworfenen spöttischen Bemerkungen ausgesetzt, die ganze Stimmung nahm einen fast drohenden Charakter an. In dieser Lage faßte sich der König, mit der ihm eigenen Sicherheit, sehr bald.

„Ein alberner Scherz — eine schlechte turlupinade,“ sagte er, das Blatt dem Grafen Wartenberg hinreichend,

der, stumm vor Zorn, mühsam nach Fassung rang. Endlich flüsterte er dem Könige zu:

„Majestät, soll dieser Affront auf Dero treuem Diener sitzen bleiben?“

„Nichts davon jetzt — après, Monsieur le Comte — schweigen Sie jetzt.“ Er winkte Wensen heran. „Die zweite Pantomime!“ befahl er, um jede weitere Erörterung abzuschneiden. Die Musik begann, Alles nahm wieder Platz und die Vorstellung begann. Es war, im Gegensatz zu dem vorigen Stücke, ein arkadisches Schäferspiel. Die Königin hatte neben ihrem Gemahl unbefangen lächelnd und plaudernd sich niedergelassen — die Aufmerksamkeit der Zuschauer war freilich dahin und Lottum flüsterte dem Grafen Dohna zu:

„Ein trefflicher Hieb — er wird sitzen und bluten machen.“

Graf Wartenberg war verschwunden, er war zur Bühne geeilt, um den Harlequin abzufangen. Er allein konnte Auskunft geben, auf welche Weise und von wem die Briefe mit dem Libell geliefert worden waren. Die Gräfin suchte durch die größte Ruhe zu imponiren, sie lachte laut und klatschte den Tänzern Beifall.

Die Vorstellung ging zu Ende. Der König schritt mit seiner Gemahlin in derselben Weise wieder in das Schloß zurück, in welcher sie zu der Vorstellung ge-

zogen waren. Hier im Schlosse war das splendide Souper bereitet, der Hof speiste von silbernem Geschirre — auf kleinen Tafeln hatte man die Couverts hergerichtet, die Lakaien gingen mit den Schüsseln und Weinkrügen umher — Alles schien die heitre Stimmung wieder gewonnen zu haben, als auf's Neue verschiedene Gruppen sich bildeten. Sie flüsterten angelegentlich, sie gesticulirten — in ihren Händen sah man wieder kleine, zierliche, eng beschriebene Papiere, welche eifrig gelesen und mit dem ersten, aus der Kanone des Harlequin's geschossenen verglichen wurden.

„Ha!" hohnlächelte die Gräfin, indem sie den Arm der Wittgenstein preßte. „Es ist meine Revanche, mein Spottgedicht ist im Umlauf."

„Sie wagen Viel," flüsterte die Freundin. „Es ist ein gefährliches Spiel — sehen Sie nur, der König steht auf — er giebt das Zeichen für seine Kammerherren, er will die Gesellschaft verlassen, die Königin folgt."

Wirklich verließen König und Königin den Saal. Alles drängte nun wild durcheinander, die Gräfin hatte sich mit einem Theil ihrer Anhänger in eine Ecke des Saales zurückgezogen. Graf Wartenberg eilte jetzt hastig zu seiner Gemahlin.

„Was ist das?" keuchte er. „Ein zweites Libell

gegen die Königin und den König. Seine Majestät fanden es unter Ihrem Teller, auf gleiche Weise war es allen Andern übermittelt worden — ein furchtbarer Vorfall — ich bin vernichtet."

„Welch' ein Gedicht meinen Sie, Herr Graf," sagte die Gräfin unbefangen. „Ich bin erstaunt zu hören, daß noch ein zweites Gedicht umherläuft, welches die Königin angreifen soll."

„Hier lesen Sie, meine Damen," sagte keuchend der Graf. „Welcher Teufel hat diesen Wirrwarr angezettelt." Er gab ein Exemplar des Gedichtes an seine Gemahlin, die mit fast gleichgültigen Blicken zu lesen begann:

Was plagst du dich, Monarch, den Herrschenden zu spielen?
Du mußt alltäglich doch nur deine Ohnmacht fühlen.
Zwar hängt um deine Brust des Ordens güldne Kette
Und deine Schulter ziert der Purpur — doch ich wette:
Mit all' dem güldnen Tand, in dem der Herrscher schreitet,
Bist du ein Schwacher nur, den seine Gattin leitet.
Du willst ein Cäsar sein? Dein Haupt mit Lorbeeren zieren?
Du darfst — will sie es nicht — kein Heer zum Streite führen.
Du willst ein Titus sein? — Willst der Gerechte heißen?
Sie wagt es jederzeit, dein Urtheil zu zerreißen.
Ich lamentire wohl und traure mit dem Lande,
Daß eine Frau dich führt an ihrem Gängelbande,
Daß sie die Besten auch — die treu zu dir gehalten,
Von deinem Throne drängt, um dort allein zu schalten.
Ein Wehruf tönet laut, daß deiner Gattin Stärke
Die deine übertrifft in der Regierung Werke.

Es sei die Frau führwahr nicht klüger und gelehrter
Als wie der Ehgemahl — das merke dir, mein Werther.
Die Deine hat Verstand – du glaubst nur zu regieren,
Doch herrscht nur sie allein und thut das Scepter führen.
Noch ist es Zeit für dich, wach auf aus tiefem Schlafe,
Ein königlicher Hirt für die getreuen Schafe.
Sei König du allein, daß nicht die Leute sagen:
Er hat den Titul nur, die Krone Sie getragen.

„Das ist ein schlimmes Wort,“ sagte die Gräfin höhnisch. „Vielleicht ist es die öffentliche Stimme, welche sich Luft macht.“

„Sie sind wahnsinnig,“ schnaubte Wartenberg. „Man wird sagen: dieses infame Libell komme von uns her.“

„Und das erste, das gegen mich gerichtete?“ erwiderte die Gräfin. „Wer verfaßte dieses, woher kam es?“

„Es ist dem Harlequin von dem Maître du spectacle übergeben worden. Aber auch dieser erklärt, er wisse nicht, wer ihm die Briefe in die Hand gespielt — genug jetzt – Alles bricht auf — die Gesellschaft verliert sich — das Fest ist gestört. Lassen Sie uns gehen.“

Eine halbe Stunde später lag das Schloß in Dunkel gehüllt da. Die Arbeiter löschten die Lampen der Gartenillumination.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der König war sogleich nach dem Verlassen des Saales in sein Cabinet geschritten. Er entließ die Pagen und den dienstthuenden Kammerherrn und befahl, den Hofmarschall Herrn von Wensen zu rufen. Wensen, der noch flüchtig mit den Verschwornen gesprochen hatte, erschien, nicht ohne einige Unruhe, denn Allen war der ganze Vorfall höchst räthselhaft und beängstigend gewesen. Das Erscheinen zweier Libelle oder Pamphlete versetzte die Gegner Wartenberg's in die größte Besorgniß. Man hatte sich nicht verhehlt, daß die ganze Art und die Form der beiden Gedichte übereinstimmend waren; wie das letzte, gegen König und Königin, aufgetaucht war, konnte nicht in der Eile ermittelt werden.

Wensen fand den König noch vollständig angekleidet. Er schritt im Zimmer auf und nieder. Der Empfang, welcher dem Hofmarschall zu Theil ward, war ein sehr ungnädiger, denn der König wälzte alle Schuld auf ihn. Wensen hörte mit gebeugter Haltung die Strafpredigt an.

„Was sagen Sie denn überhaupt zu dieser Infamie?“ schloß der König. „Ist ein solches Ereigniß nicht eine Blâme für meinen Hofstaat? Sprechen Sie, mein Herr.“

Wensen hatte sich mit der möglichsten Ruhe gewaff-

net. Er hielt den Moment für gekommen, wo er den directen Angriff auf Wartenberg eröffnen konnte.

„Majestät,“ sagte er. „Was das Libell gegen Euer Majestät betrifft, so wage ich nicht, darüber meine Ansicht auszusprechen. Das erste Gedicht anlangend, so meine ich, daß diese Verse aus dem Volke kommen. Die öffentliche Stimmung ist eine gereizte gegen den Grafen und die Gräfin Wartenberg. Man spricht in der Stadt — ja im ganzen Lande, — mit Besorgniß von der Gnade, die Euer Majestät dem gräflichen Ehepaare angedeihen lassen. Es ist bekannt, wie der Graf, sich hinter dieser Gnade verbergend, die größten Ungerechtigkeiten sich zu Schulden kommen läßt, wie er sich bereichert, ohne Rechenschaft abzulegen. Gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß Graf Wartenberg seine Schätze in die Pfalz — daß seine Gattin große Summen nach England schaffen läßt. — Während Beide hier im Lande geringe Ausgaben machen, halten sie sich an Euer Majestät Hofe frei. Ich kann durch Rechnungen des Küchenschreibers beweisen, daß die Tafel des Grafen mehr kostet, als die Euer Majestät — die Anmaßungen der Gräfin sind fast sprüchwörtlich geworden und es ist begreiflich, daß der neueste Vorfall im Parke, der Königin gegenüber, bekannt wurde — die Folge davon ist: daß man im

Volke äußerst mißmuthig wird, daß man der Königin eine Genugthuung geben will, und durch jenes Gedicht wollte man auf Euer Majestät wirken — man hofft vielleicht, daß Euer Majestät der öffentlichen Stimme Gehör schenken."

Der König hatte schweigend und aufmerksam zugehört.

„Und Sie könnten das, was Sie gesagt, beweisen?" fragte er dann.

„Ja, Euer Majestät," antwortete Wensen. „Ich weiß, daß ich verloren bin, wenn der Graf Wartenberg das Geringste von dem erfährt, was ich Euer Majestät jetzt sagte — aber ich habe es für meine Pflicht gehalten, zu sprechen."

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus und winkte dem Hofmarschall mit gnädiger Geberde, ihn zu verlassen. Wensen gehorchte, er war bald aus dem Cabinete des Königs und traf im Vorzimmer auf Lottum.

„Ich habe gehandelt," flüsterte er ihm zu. „Und ich hoffe, der Streich ist mit vernichtender Sicherheit geführt worden."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wensen eilte in sein Quartier, welches im linken Flügel des Schlosses gelegen war. Hier fand er Hartwig, der den Herrn erwartete.

„He, Alter,“ rief ihm Wensen zu. „Unser Tränkchen hat gewirkt — welchen Teufelsspuk hat die Gräfin beschworen? Es ist ein seltsames Zusammentreffen, aber es hat uns nur geholfen, die Königin ist sicher im höchsten Zorne, der König nicht minder, wegen des zweiten Gedichtes. Dieses Mal haben die Wartenbergs schlecht gespielt — ich gäbe tausend Thaler darum, wüßte ich, wer sie auf den Gedanken gebracht hat, zu derselben Zeit, als wir unsre Angriffe in Form des Libells machten, ein gleiches auszustreuen — bah — der Teufel der Wartenbergs war uns günstig.“ Er hatte während dieser Reden begonnen sich zu entkleiden. Hartwig blieb stumm.

„Nun? So sprich doch! Dein Poet hat seine Sache gut gemacht, er soll noch extra belohnt werden.“ Hartwig trat einen Schritt zurück.

„Ich wünsche, gnädiger Herr,“ sagte er, „daß Alles gut verlaufen möge, aber mir ahnt Unheil.“ Wensen fuhr empor.

„Und weswegen? Du hast ja Alles sicher gemacht.“

„Freilich, aber ich habe Ihnen eine Entdeckung verschwiegen. Ich fürchte, der Poet hat einen schlimmen Streich gespielt — er ist im Solde der Wartenbergs.“ Der Hofmarschall that einen Luftsprung.

„Wie? Rede — woher dieser Verdacht?“

Hartwig begann nun dem Hofmarschall sein Begegnen mit der Wartenberg zu melden; je länger er sprach, desto betretner ward der Gebieter, er warf sich fast erschöpft in den Sessel. „Ich bin verloren,“ sagte er. „Wenn Wartenberg erfährt, daß wir jenes Gedicht bestellten — Fassung — Ruhe,“ fuhr er fort. „Die Gräfin hat ja auch ein Libell gegen die Königin fabriziren lassen, der Graf wird sich hüten, die Sache aufzurühren — nein, nein — ich habe Nichts zu fürchten — und dennoch — was thue ich nur — wir müssen diesen Menschen, diesen Dichter sprechen, er muß Auskunft geben.“

„Thun Sie keinen vorschnellen Schritt,“ mahnte Hartwig. „Warten Sie ab. Vielleicht bleibt Alles in gehörigem Geleise — die nächsten Stunden müssen Entscheidung bringen.“

Wensen entließ den Kammerdiener mit der Weisung: Genau auf Alles zu achten. Als Hartwig sich entfernt hatte, blieb der Hofmarschall noch einige Zeit in tiefen Gedanken sitzen. „Sie haben viel Glück, diese Wartenbergs,“ murmelte er, „sollten sie auch jetzt wieder siegen? — ich kann es mir nicht denken, der König war zu tief verletzt — nehmen wir morgen den Kampf auf.“ Er löschte seine Kerze und warf sich auf das Lager, aber der Schlaf floh von ihm und noch wachend

fand ihn die Morgensonne, welche ihre Strahlen durch die seidnen Vorhänge des Bettes sendete.

Der Freiherr von Einsiedel wollte am nächsten Tage seine Aufwartung bei dem Könige machen, aber er konnte nicht einmal bis zum Vorzimmer gelangen. Denn der Kammerherr von Schmettau trat ihm mit der Meldung entgegen, daß Seine Majestät eine Unterredung mit dem Oberstkämmerer Grafen von Wartenberg habe und von Niemand gestört sein wolle.

Diese Unterredung hatte schon seit einiger Zeit begonnen. Sie war eine ernste und bedeutungsvolle. Der Graf war der Erste, welcher dem Gebieter in beredter Weise die Eindrücke schilderte, die der verflossene Abend mit seinen Ereignissen auf ihn und seine Gemahlin hervorgebracht hatte. Es lag in der edlen Natur des Königs, daß er sich stets der Angegriffenen annahm, daß er dem Beleidigten half, Genugthuung zu erlangen. Er hörte Wartenberg's Klagen ruhig mit an; als dieser geendet, sagte er:

„Ich will Ihnen gerecht werden, Graf — aber was verlangen Sie, das ich thue, um der Königin Genugthuung zu schaffen? Sie behaupten, daß das erste Libell von Ihren Feinden ausgegangen und verbreitet sei —

nun denn: Ich sage, das zweite gegen die Königin gerichtete, mich selbst verhöhnende — es kam von Ihnen und Ihrem Anhange — was erwidern Sie darauf?"

„Daß ich Euer Majestät den heiligsten Eid schwören kann, daß ich bereit bin als ein Bettler sofort dieses Schloß zu verlassen, wenn ich von der Existenz des infamen Gedichtes auch nur eine Ahnung hatte."

„Sie geben mir Ihr Edelmannswort darauf?"

„Hier meine Hand und meinen Schwur, ich fühle mich frei von jeder Schuld."

„Nun denn," brauste der König auf, „so werde ich strenges Gericht ergehen lassen. Es ist Ihre Aufgabe, den Verfasser dieses Gedichtes gegen die Königin ausfindig zu machen. Er soll festgenommen werden, wenn man seiner habhaft geworden, und wir werden erfahren, wer ihn veranlaßte, so schändliche Verse in die Welt zu schleudern."

„Ich bin bereit, die Verfolgung zu übernehmen. Geruhen Euer Majestät gnädigst zu erwägen, daß die beiden Gedichte in ihrer Form gar viel Aehnlichkeit haben — daß gewisse Wendungen darauf hindeuten, der Verfertiger des ersten habe auch das zweite abgefaßt. Es scheint mir, daß die Intrigue sehr wohl und berechnet eingefädelt ward. Man wollte zunächst gegen mich arbeiten und die zornige Stimmung Euer

Majestät durch ein zweites Libell steigern, dessen Inhalt als von Derjenigen angegeben oder vorgeschrieben erscheinen kann, welche durch Ihre Majestät die Königin hart beleidigt und bestraft wurde — und diese ist keine Andere als meine Gattin."

„Sie können Recht haben," sagte der König nach einer Pause. „Sie haben viele und dreiste Feinde."

„Ich weiß es — aber es ist mir sehr erklärlich. Wem die Gnade des Königs so viel zuwendet, der muß Neider haben — ich verlache sie, so lange Euer Majestät mir gnädig bleiben," sagte Wartenberg in einem so treuherzigen Tone, daß der König ihn nicht ohne Bewegung betrachtete.

„Sie sollen sich ganz rechtfertigen können," rief er. „Hören Sie an." Er begann nun alle die Anklagen zu wiederholen, welche Wensen gegen ihn vorgebracht. — „Der Hofmarschall will Beweise liefern," sagte er, den Grafen fest ansehend. Er hatte auf einen zornigen Ausbruch des Grafen gerechnet, allein dieser blieb ruhig. Er zuckte die Achsel und entgegnete:

„Herr von Wensen ist es, der mir seine Stellung verdankt, der durch mich eine glänzende Heirath schloß, die ihn aus drückender Geldnoth befreite — dies allein genügt schon, die Entscheidung Euer Majestät über den Werth eines Menschen zu fällen, der ein Undank-

barer ist. Ich trete seinen Anschuldigungen mit gutem Gewissen entgegen, erkläre seine Auslassungen für schnöde Verleumdung und bitte Euer Majestät, die Untersuchung zu verhängen. Ich werde mich jedem Spruche fügen."

Die Mäßigung des Grafen imponirte dem Könige dergestalt, daß er ihm die Hand reichte. Die Gunst, in welcher Wartenberg stand, war durch die Entdeckungen Wensen's nicht erschüttert. — Wartenberg triumphirte; er fühlte sich in vielen Punkten schuldig, er spielte einen zweiten Trumpf aus, als er selbst auf Untersuchung antrug, sein keckes Spiel war gelungen, der König glaubte ihm.

„Ich werde den Herren das Handwerk legen," sagte er unwillig. „Jetzt vor allen Dingen schaffen Sie Licht in Sachen der Pamphlete — ich erwarte so bald als möglich Nachricht — eilen Sie. Ich bleibe Ihnen in Gnaden gewogen."

Als Graf Wartenberg von dem Könige ging, nahm er eine so stolze Haltung an, daß die im Vorzimmer Versammelten schlossen: die Unterredung sei für den Grafen sehr günstig ausgefallen. Der Graf entzog sich jedoch schleunigst den Blicken der Hofherren und suchte, so schnell es nur gehen mochte, in das Quartier seiner Gemahlin zu gelangen.

„Wenn ich den Verfasser des Libells gegen die Königin ausfindig machen könnte — ich werfe dem Entdecker zwei tausend Thaler in den Schooß," rief er der Gräfin zu. Diese erblaßte — sie sagte sich, wie viel auf dem Spiele stehe.

„Und das Libell gegen mich?" rief sie gereizt. „Ich soll keine Genugthuung erhalten? Sie sprechen von der Gnade des Königs — wird sie mir nicht zu Theil?"

„Gedulden Sie sich, meine Theuerste," sagte der Graf. „Ich werde Sie nicht ohne Sieg aus diesem Kampfe führen. Ich muß für alle Fälle den Polizeimeister Herrn de Portz aus Berlin kommen lassen, alle Scribenten müssen verhört werden — alle müssen vor den Richter." Die Gräfin erbebte; sie hatte auf das erste Gedicht nicht gerechnet, es war leicht möglich, daß der Graf, dem die Entstehung beider Libelle unbekannt war, durch seinen Eifer, den Verfasser zu entdecken, die eigne Gattin in das Verderben brachte.

„Wir wollen mit aller Ueberlegung und Vorsicht zu Werke gehen, mein Gemahl," bat sie. „Ich werde Ihnen nicht mit der mir vorgeworfnen Ehrsucht schweres Spiel machen. Suchen Sie den Verfasser — ich hoffe, es wird Ihnen gelingen, den Kecken zu finden."

Im Schlosse wurde soeben bie Glocke für den sogenannten Pagentisch geläutet. Die Mittagsstunde

war gekommen. Der Graf und die Gräfin hatten sich dem Fenster genähert, um die kühle von dem nahe gelegenen Wasserbecken herüberströmende Luft einzuathmen. Die Gräfin bedurfte dieser Erfrischung, denn ihr Blut wallte ungestüm. Der Verdacht, daß Heller auch das erste Gedicht gefertigt habe, war durch die Auseinandersetzungen des Grafen, durch sorgfältigen Hinweis auf die Form der Libelle bei der Gräfin zur Gewißheit geworden, nur vermochte sie sich noch nicht zu enträthseln, durch wen und weshalb der Dichter bewogen sein konnte, ein Spottgedicht gegen sie — die Gräfin, zu verfassen.

„Sie sind mit allen Vollmachten versehen, mein Gemahl?“ fragte sie nach kurzem Sinnen.

„Der König hat mir befohlen zu handeln. Ich darf jede Verfügung treffen.“

Die Gräfin dachte wieder ein wenig nach, dann schritt sie, ihre brennenden Schläfe mit einem in Odeur getauchten Tuche kühlend, zum Fenster. Das Ueberlegen hatte ihre Nerven angespannt — plötzlich fuhr sie mit einem Schrei zurück.

„Um Gotteswillen was ist Ihnen?“ rief der Graf hinzuspringend. Sie faßte ihres Gatten Arm mit starkem Griffe.

„St!“ lispelte sie. „Treten Sie ein wenig zur

Seite — so — blicken Sie hinaus — dorthin, wo die kleine Baumgruppe aufsteigt — sehen Sie den jungen Menschen dort im braunen Rocke, mit dem runden Hute?"

„Ja — was ist mit ihm?"

„Ich beschwöre Sie, mein Gemahl, eilen Sie, diesen Menschen in Ihre Hand zu bekommen — es ist — es ist —"

„Nun? wer ist es?"

„Ein — Dichter." Der Graf wurde aufmerksam und seine Augen öffneten sich weit.

„Ein Dichter? und was haben Sie mit dem zu thun? Weshalb soll ich ihn verhaften lassen oder in meine Hand zu bekommen suchen?"

„Fragen Sie nicht," bat die Gräfin in flehendem Tone. „Benützen Sie die Vollmacht des Königs — lassen Sie den Mann dort ergreifen."

Die Mahnung wurde so dringend, so flehend gethan, daß der Graf wohl ahnte, seine Gemahlin habe gewichtige Gründe, ihre Bitten erfüllt zu sehen. Er stürzte aus dem Zimmer. Die Gräfin blieb erstarrt, am Fensterpfeiler lehnend zurück. Ihr Plan war schnell gefaßt worden. Es lag vor Allem daran, sich des Dichters zu versichern, der das Pamphlet gegen die Königin im Auftrage der Gräfin verfaßt hatte — ihn

in die Hände des Grafen zu spielen, noch ehe die Gegenpartei sich seiner als Werkzeug gegen die Wartenbergs bedienen konnte. Wenn Heller nur einmal in Verwahrung gebracht war, dann konnte man ihn leicht einschüchtern und jede Einwirkung der Feinde verhindern.

Heller selbst war mit Hartwig nach Charlottenburg gekommen. Der Kammerdiener hatte ihn, um alles Aufsehen zu vermeiden, selbst in einem Wagen zum Schlosse gefahren. Der Dichter folgte arglos dem Fremden, da er keine Ahnung von den Vorfällen hatte und am Wenigsten daran dachte, der Gräfin Wartenberg nahe zu sein, von deren Mitwirkung er eben so wenig Kenntniß besaß, die ihm gänzlich unbekannt war.

Hartwig war in das Schloß gegangen, um Wensen von der Ankunft Heller's zu unterrichten, und hatte dem Dichter befohlen, ihn an der Stelle zu erwarten, wo ihn die Gräfin vom Fenster ihres Wohnhauses aus entdeckte.

Der Dichter saß, ohne das Wetter zu ahnen, welches über seinem Haupte schwebte, auf einer Steinbank unter den Bäumen. Er summte ein Lied vor sich hin und trug sich mit dem Gedanken an neue Bestellungen, als er bemerkte, wie ein Offizier der Gardes du Corps auf ihn zuschritt. Der Offizier blieb etwa

zwei Schritte vor dem jungen Manne stehen, lüftete ein Wenig den Hut und sagte dann:

„Sie haben wohl die Güte, junger Monsieur, mir zu folgen."

„Ach —" sagte Heller. „Sie sind ohne Zweifel von dem Herrn Behnert abgesendet, mich zu holen."

Behnert war der Name, den Hartwig für gut befunden hatte, anzunehmen.

„Ich weiß nicht," lautete die Antwort. „Kommen Sie nur mit mir, dort in jenes Haus." Er wies auf das Haus, in welchem der Graf Wartenberg wohnte; da dieses Haus keineswegs ein verdächtiges Ansehen hatte, vielmehr sehr freundlich dreinschaute, zögerte Heller nicht, dem artigen Offiziere zu folgen, und betrat mit ihm den Flur. Sobald er drinnen war, schlug der Offizier die Thüre zu und schloß sie ab — Heller stutzte, aber der Gardist lud ihn ein, ihm weiter zu folgen — er ward über einige Stufen in einen kleinen Salon geführt und stand hier einem stattlichen, reichgekleideten Herrn gegenüber. Auf einen Wink desselben entfernte sich der Offizier. Heller und der vornehme Herr blieben allein.

„Junger Mann," begann der Graf, denn dies war der stattliche Cavalier, „ich verlange offenes Bekenntniß von Ihm. Er ist Dichter?"

„Ja, mein Herr.“

„Wer hat Ihm in letzter Zeit Aufträge gegeben, Gedichte abzufassen?“ Heller wurde stutzig — er war dreist und gewandten Geistes — im Nu stand die ganze geheimnißvolle Angelegenheit vor seinen Blicken. Hier sollte er die Lösung erhalten.

„Ich habe zuerst den Auftrag erhalten, ein Gedicht: die Begegnung betitelt, zu machen,“ sagte er.

„Ist es dieses?“ fragte der Graf, ihm ein beschriebenes Blatt reichend. Heller sah die Schrift durch.

„Ja, mein Herr.“

„Und wer hat Ihm den Auftrag gegeben?“

„Ein fremder Herr — er nannte sich Behnert — er hat mich heut nach Charlottenburg geholt — ich erwartete ihn hier draußen ehe der Offizier mich abrief — ach — hören Sie? Er ruft mich, sucht nach mir.“ Wartenberg war schon an das Fenster geeilt.

„Dieser dort ist es?“ fragte er.

„Ja.“ Der Graf athmete auf.

„Richtig es ist Wensen's Kammerdiener,“ sagte er leise vor sich hin. „Der Hofmarschall ist im Complott und sicherlich auch seine Freunde. Er ahnt nicht, junger Mensch,“ fuhr er laut fort, „welch' Unheil diese Verse angerichtet haben. Dieses Gedicht beleidigt schwer.“

„Ich bedauere das tief,“ sagte Heller, der doch einiger Maßen verlegen wurde. „Aber das Poëm ward bei mir bestellt, ich bin genöthigt, für Geld zu arbeiten, man kann mich nicht für die Folgen verantwortlich machen.“

„Er hat noch sonst ein Poëm verfaßt? — antworte Er. Es ist des Königs Oberstkämmerer, der Graf Wartenberg, vor dem Er steht.“

Heller erbebte leicht, der Name des Grafen war ein gefürchteter — der Student überlegte, daß zu der in dem Gedichte angegriffnen Person — Flavia — nach Herrn Hartwig's Rath die Gräfin Wartenberg zum Vorbilde dienen sollte — die Gräfin war ohne Zweifel bei der Sache betheiligt, Heller hielt es für gerathen, die Anfertigung des zweiten Gedichtes zu läugnen. Der Graf verließ auf einige Minuten das Zimmer. Er sendete einen Boten an den König und außerdem hielt ihn die Gräfin auf, welche besondre Gründe hatte, nach dem Resultate des Verhörs zu forschen.

„Er läugnet entschieden, das zweite Gedicht verfaßt zu haben,“ sagte der Graf. Die Gräfin richtete sich hoch empor, ihr Blick wurde freier.

„Oh, mein Gemahl,“ sagte sie. „Bieten Sie Alles auf, daß der Mensch bei dieser Aussage bleibe.“

„Mein Gott!“ fiel der Graf ein. „Sie sind so gewaltig erregt — wie können Sie die Angelegenheiten dieses zweiten Libells so mächtig beunruhigen?“ Die Gräfin hielt sich nicht länger.

„Die Minuten sind kostbar,“ keuchte sie. „Sie müssen Alles erfahren. Das zweite Libell ward von eben jenem Menschen auf meine Bestellung verfaßt — ich wollte mich an der Königin für die empfangene Beleidigung rächen, ich überlegte nicht länger und, ohne Sie zu fragen, verband ich mich mit Wartensleben und Wittgenstein — daher meine Sorge, daß dieser Mensch, zu dem mich ein tückischer Zufall führte, nicht Ihren Händen entschlüpfe.“

Der Graf war gegen die Wand getaumelt. Er sah sich in einem Nebel, seine Gedanken verwirrten sich.

„Unglückliche Frau — was haben Sie gethan? Wir sind verloren!“ ächzte er. „Es ist nicht mehr zu helfen, denn ich habe dem Könige soeben sagen lassen, daß der Dichter des Libells gefunden sei — wenn der Mensch dort plaudert — oh — denn ich zweifle nicht, daß der König ihn verhören wird.“

„Es ist noch Hoffnung. Er läugnet, das zweite Libell verfaßt zu haben und — er kennt mich nicht. Ich war im strengsten Incognito bei ihm.“

„Himmlische Barmherzigkeit — Sie haben selbst, in Person das Gedicht bestellt?“ rief der Graf — die Gräfin antwortete mit einem Nicken des Kopfes. Des Grafen Vorwürfe unterbrach der Diener, welcher meldete, daß Seine Majestät die bewußte Person selbst sprechen wolle. „Da haben wir das Malheur,“ flüsterte der Graf. „Ich muß fort mit dem Burschen — Gott, was haben Sie gethan, Madame!“ Er eilte aus dem Zimmer.

Während sich dies zwischen dem Grafen und der Gräfin ereignete, war Heller nicht müßig geblieben. Er hatte zunächst die Umgebung gemustert, hatte einige Schritt, durch das Zimmer gewagt, war in das anstoßende kleine Cabinet geschlüpft, von dessen Fenster aus er nach der Stelle blicken konnte, an welcher Herr Behnert ihn verlassen hatte. Der Dichter hoffte seinen Mann zu erblicken, er wollte ihm einen Wink geben. Er sah ihn nicht — vernahm aber im Nebenzimmer lautes Gespräch. Eine Frauenstimme sprach sehr lebhaft, Heller meinte diese Stimme zu kennen — er täuschte sich nicht — es war eine wohlbekannte Stimme und der Dichter hatte die Kühnheit, sein Auge an das Schlüsselloch der Thüre zu beugen.

„Ha —“ flüsterte er, „Sie ist es. Es ist die Bestellerin des Gedichtes. Die Wartenberg war selbst

bei mir — das ist eine herrliche Entdeckung.“ Er huschte schnell in das Zimmer zurück und befand sich dort schon einige Minuten, als der Graf eintrat. Heller merkte es ihm an, daß er verstört war.

„Er wird vor dem Könige erscheinen,“ sagte er. „Daraus kann Er schließen, wie wichtig Seine Sudeleien geworden sind. Es wird ein Glück für Ihn sein,“ fuhr der Graf mit drohenden Blicken fort „wenn Er wirklich nicht der Verfasser des zweiten Gedichtes ist — ich rathe Ihm, jedenfalls die Autorschaft abzuläugnen.“

„Er fürchtet für die Gräfin,“ sagte sich Heller.

„Folge Er mir,“ befahl Wartenberg. Heller wurde nun über den Platz, dann in einen kleinen Garten und durch diesen in das Schloß geführt. Er befand sich bald im Vorzimmer des Königs. Dem Dichter war bei all' seiner Keckheit doch ängstlich zu Muthe — er kämpfte mühsam die Furcht nieder — die Thür öffnete sich — der König erschien, von Wartenberg begleitet. Heller neigte sich zitternd.

„Er ist der Verfasser des Libells: die Begegnung?“ fragte der König.

Heller bejahte.

„Wie kommt Er zu solchem dreisten Stücke?“ fuhr der König fort. Heller berichtete nun Alles, es lag in seinem eignen Interesse, keine Unwahrheiten zu sagen —

als er geendet hatte, nahm der Graf das Wort. Er bewies nun, daß keine andere Partei, als die des Herrn von Wensen das Gedicht veranlaßt habe, der König bebte vor Zorn. Er befahl dem Grafen, den Dichter bei Seite zu führen, dann ging er zum Tische und schrieb hastig einige Zeilen. Als Wartenberg wieder eintrat, reichte der König ihm den Zettel hin.

„Hier, nehmen Sie. Es ist der Befehl, Wensen zu verhaften — ich werde ihm zeigen, wie ich seine Frechheit bestrafe.“ Wartenberg nahm das Papier mit freudestrahlenden Blicken.

„Lottum und Döhnhoff werde ich ebenfalls sehr hart strafen — ah — c'est trop, dieser Affront fällt auf mich. Aber,“ fuhr er fort, „das zweite Gedicht? Wer verfaßte es?“

Wartenberg zuckte die Achsel.

„Ich kann es nicht ausfindig machen,“ entgegnete er mit erzwungener Ruhe. „Der junge Mensch stellt seine Autorschaft in Abrede — ich sehe nicht ein, welchen Grund er haben sollte zu läugnen.“

Der Graf stand übrigens wie auf Kohlen. Er konnte die Zeit kaum erwarten, den Hofmarschall verhaften zu lassen — er fürchtete einen Zwischenfall, denn der Kammerdiener Wensen's mußte bereits erfahren

haben, daß sich mit seinem Schützlinge, dem Dichter, etwas Besonderes zugetragen hatte.

„Ich beurlaube mich bei Euer Majestät," sagte er daher. „Dero Befehle sollen vollzogen werden." Der König war noch zu gereizt, als daß er milderen Regungen Gehör gegeben hätte, und der gewandte Graf nutzte die ungnädige Laune des Herrn.

„Den Burschen will ich noch einmal sprechen," befahl der König. Wartenberg verneigte sich und trat mit aller Eile seinen Rückzug an. Er hatte kaum das Zimmer verlassen, als von der entgegengesetzten Seite her die Königin eintrat. Was der Graf besorgte, war eingetroffen. Hartwig hatte sogleich das Verschwinden Heller's bemerkt, nach ihm gerufen, gesucht — und die Kunde erhalten, daß ein Offizier den Dichter zu Wartenberg geführt habe — dies genügte, um Unheil zu wittern. Wensen ward benachrichtigt; er eilte zur Königin — entdeckte ihr die drohende Gefahr und bewog sie, sofort den König zu sprechen.

„Schöne und curiöse Neuigkeiten!" rief der König ihr entgegen. „Ich bin von einer abscheulichen Clique umlagert — hier dieses infame Libell ist auf Bestellung des Herrn von Wensen und seiner Complicen gefertigt, der freche Dichter ist hier — ah — ich bin außer mir, aber der dreiste Wensen wird seine Strafe erhalten."

Die Königin bewahrte ihre Ruhe — sie kreuzte die Arme und blickte den König fest an.

„Und das zweite Libell?“ fragte sie. „Euer Majestät werden doch den Verfasser oder vielmehr noch die Anstifter nicht minder hart strafen als Herrn von Wensen?“

„Freilich — sans doute,“ sagte der König, ein wenig verlegen. „Wenn wir nur erst wissen, wer das Libell fertigte.“

„Ich bin nicht im Zweifel darüber,“ entgegnete die Königin. „Beide Gedichte sind von demselben Verfasser — dieser Mensch ist in der Nähe, wie Euer Majestät sagen? Wohlan, ich will ihn sehen.“ Der König vermochte nicht, diesem Verlangen entgegen zu sein. Er schellte dem diensthabenden Kammerherrn und befahl Heller einzuführen. Der unglückliche Dichter erschien vor dem Herrscherpaare.

Die Königin betrachtete ihn mit lauernden Blicken.

„Ein intelligentes Gesicht,“ sagte sie leise. Dann trat sie plötzlich auf den jungen Mann zu und ohne weitere Fragen an denselben zu richten, rief sie in gebieterischem Tone: „Wer hat das zweite Libell bei Ihnen bestellt?“

Heller war betroffen, er trat einen Schritt zurück — er stotterte einige Worte.

„Läugnen Sie nicht, mein Herr,“ fuhr die Königin fort. „Wir wissen bereits Alles — heraus mit der Sprache — Sie sind der Verfasser der beiden Libelle — nur wollen wir erfahren: Wer der Besteller des letzten Gedichtes — hier dieses Poëms war —“ sie hielt Heller ein Blatt entgegen.

Der Dichter war nicht im Stande zu lügen. Er mußte außerdem seine Person zu decken suchen.

„Majestät,“ stammelte er, „strafen Sie mich nicht zu hart — ich bin unschuldig, meine bedrängte Lage befiehlt mir, Aufträge der Art zu vollziehen — ich wußte nicht, um was es sich handelte — —“

„Gleichviel,“ drängte die Königin. „Wer bestellte dieses Gedicht?“

„Eine Dame.“

Der König fuhr ängstlich empor.

„Sie kannten diese Dame?“ examinirte die Königin weiter.

„Ich kannte sie nicht — sie kam im Geheimen zu mir — heut erst sah ich sie wieder — es ist die Frau Gräfin von Wartenberg.“ Ein Blitzstrahl hätte kaum größeren Eindruck hervorbringen können, wäre er plötzlich in das Zimmer gefahren. —

Der König wandte sich um — die Königin blickte ihn triumphirend an. —

„Ich irrte nicht," sagte sie. „Ich kannte meine Feinde."

„Woher will Er das beweisen?" sagte der König.

„Ich kann beschwören, daß es die Frau Gräfin war," sagte Heller, der jetzt dreister wurde, da er der Hülfe der Königin sicher zu sein schien. „Und wenn Euer Majestät noch zweifeln sollten — hier der Beweis." Er zog aus der Brusttasche ein Blatt. — „Es sind die eigenhändig geschriebenen Notizen der Gräfin," sagte er. „Sie hat mir Alles angegeben."

Die Königin nahm das Blatt und reichte es dem Gatten, der die Schrift prüfte.

„Es ist die Handschrift der Gräfin," murmelte er. — — Eine tiefe Pause entstand, dann sagte der König:

„Gehe Er hinaus — verlasse Er das Schloß — aber wenn ein Wort über seine Lippen kommt — so ist Er verloren — hinweg."

Heller ließ mit seinem Rückzuge nicht lange warten, er wankte aus der Thüre, stürzte durch den Corridor und war bald im Freien.

„Nun, mein Gemahl?" sagte die Königin. „Was wollen Sie thun?"

„Ich kann nur bedauern, daß wir Beide in so schlimmer Weise der Gegenstand einer Kabale geworden sind," sagte der König.

„Sie strafen Wensen — seinen Anhang," fuhr die Königin fort. „Was werden Sie dem Grafen und seiner kecken Gattin anthun?"

„Der Graf ist schuldlos — ich kann ihn nicht strafen — ich kann eben so wenig die Strafe gegen Wensen zurücknehmen, da ich hoffe: Euer Majestät wußte eben so wenig um das erste Gedicht, als Wartenberg von dem zweiten Kenntniß hatte."

„Das ist vielleicht richtig," entgegnete die Königin. „Aber Sie werden handeln."

„Bestimmen Sie die Strafe," sagte Friedrich, der in höchster Verlegenheit mit einigen Geräthschaften spielte, welche auf dem Schreibtische lagen.

Die Königin sah die peinliche Lage ihres Gemahls — sie war nicht gewillt, ihm neue Schwierigkeiten zu bereiten, mit sanftlächelnder Miene trat sie näher und sagte, ihre Hand auf seine Schulter legend:

„Ich will den Frieden, Majestät. Es soll um mich kein Zwist entstehen — verlache ich doch das elende Machwerk und seine Urheber — aber ich schließe den Frieden unter folgenden Bedingungen: Ich verzichte auf eine Bestrafung der Wartenbergs, wenn Euer Majestät mir eine Bitte bewilligen."

„Im Voraus zugestanden," rief der König, erfreut, aus dem Dilemma zu kommen.

„Ich bitte Sie, geben Sie Ihre Einwilligung zur Heirath des Markgrafen Albrecht mit der Prinzessin Marie von Curland.“

Der König warf das Haupt empor — er kämpfte mit sich — dann reichte er der Gattin die Hand.

„Es sei denn,“ sagte er, nicht ohne einen Seufzer auszustoßen.

„Ich danke Ihnen, mein Gemahl,“ rief die Königin erfreut. „Sehen Sie hier.“ Sie zerriß das Blatt, welches die Notizen der Gräfin enthielt, und streute die Fetzen in den Kamin des Zimmers. Die Sache ist erledigt,“ fuhr sie fort. „Ich gehe, der Prinzessin die frohe Kunde zu bringen.“ Der König küßte ihr die Hand und geleitete sie aus dem Zimmer.

„Der Graf Wartenberg soll kommen,“ befahl er dem Kammerherrn, den seine Glocke herbeigerufen hatte. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Abend dieses Tages begrüßte nur frohe Menschen. Markgraf Albrecht und die Prinzessin waren glücklich vereint, die Königin hatte einen Sieg gewonnen und in dem Hause des Tischlermeisters Dreyer feierte der Dichter Heller sein glückliches Entkommen aus großer Gefahr bei einem Glase Wein im Kreise der Familie seines Wirthes. Heller beobachtete

aber tiefes Schweigen; wenn die Freunde ihn fragten, weshalb er so außergewöhnlich lustig sei, — so antwortete er:

„Ich habe Glück mit meinen Gedichten gehabt — weiter kann ich nichts berichten.“

Von der Unterredung des Königs mit Wartenberg verlautete natürlich kein Wort, nur sah man die Gräfin eiligst nach Berlin fahren. Sie kehrte während der ganzen Zeit, in welcher der Hof zu Charlottenburg blieb, nicht wieder dahin zurück.

Die Kabale gegen den Grafen war verunglückt. Wensen blieb gestürzt und wurde nach Cüstrin gebracht, wo er längere Zeit als Gefangener saß. Döhnhoff, Dohna und Lottum wurden auf ihre Güter verwiesen. Lottum kam allein glücklich davon, er verlor zwar seine Stelle, ward aber mit dem Commando der Truppen in Flandern betraut. —

Erst einer späteren Zeit und kräftigerem Handeln war es beschieden, den mächtigen Günstling, den Grafen Wartenberg, und seine dreiste Gattin zu stürzen.

Die Cassette des Lord Stair.

Die Vorstadt Saint Germain ist seit langer Zeit diejenige Gegend von Paris gewesen, welche das sogenannte „aristokratische Stadtviertel“ bildete.

Hier erhoben — und erheben sich noch — jene großen, stolzen und einen fast erkältenden Anblick gewährenden Hôtels, welche aus den Tagen des guten Königs Heinrich IV. oder aus noch älteren Zeiten stammen, Gebäude, vor denen sich ein mächtiger Hof ausbreitet, das Hauptgebäude und zwei Seitenflügel schließen denselben ein, ein kunstvoll gearbeitetes Gitter sperrt den Hof gegen die Straße ab. Es zeigt häufig genug in seinen wunderlich verschlungenen metallnen Ornamenten den Namenszug des Besitzers des großen Hauses; eine Krone oder ein Helm schwebt über der Chiffre — in den Hof hinab laufen Freitreppen, über dem Hauptportale ist das Wappen der Familie in Stein gehauen zu sehen und die hohen Fenster werden

von steinernen Rahmen eingefaßt, die in Blattwerk oder säulenartig ausgearbeitet sind.

Dergleichen Bauten führte der Adel der Hauptstadt in großer Anzahl auf und die luxuriöse Epoche des Vierzehnten Ludwig vermehrte namentlich diese Herrensitze. Im Jahre 1720, zur Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans, war daher an solchen prächtigen Häusern kein Mangel und fast alle hatten noch den Vorzug, daß sie entweder vor oder in der Mitte eines Gartens lagen, denn die Vorstadt Saint Germain besaß in der That noch jene prächtigen alten Gärten, mit den dicken, starkbelaubten Bäumen, die nach Hunderten von Jahren zählten.

Eines der ältesten Gebäude der Vorstadt war das Hôtel Precy, in der kleinen Straße Barouilliere gelegen, welche die Straße Seve mit der Straße Chasse Midi verband. — Es war ein stilles, wahrhaft vornehmes Plätzchen, so recht inmitten der „Aristokratie aus der ältesten Zeit“ liegend und obenein nicht weit entfernt von dem „Maison Monsieur le Duc“, einer sehr schönen Besitzung des Herzogs von Orleans, in deren Garten die Besitzer des Hôtels Precy blicken konnten.

Dasselbe hatte einen kleinen Vorder- und großen parkähnlichen Hintergarten, dessen Mauer gegen Norden

an die mit Bäumen bepflanzte Avenue stieß, welche seit dem Jahre 1702 von Ludwig XIV. angelegt und bis zu dem ebenfalls von ihm hergestellten Invalidenhôtel geführt worden war. Von der Höhe der Mauer des Parkes Precy konnte man daher auf die Avenue niederblicken, deren eine Baumreihe dicht an dem Gemäuer entlang lief.

Das Hôtel hatte nach dem Garten hinaus eine breite Terrasse. Sie war mit dicken Sandsteinbrüstungen umgeben, auf deren Vorsprüngen mächtige Steinvasen mit Ziergewächsen prangten. Den Treppenstufen gegenüber befand sich eine Fontaine — ein Knabe, auf einem Delphin reitend, blies aus einer Muschel den Wasserstrahl in die Lüfte.

Während die in den Seitenflügeln gelegenen Zimmer für Gäste, Dienerschaft und als Gardenmeubles bestimmt waren, enthielt der Mittel- oder Hauptbau im Erdgeschosse eine Reihe prächtiger Gesellschaftszimmer und den großen achteckig gebauten Gartensaal, das erste Stockwerk dagegen die nicht minder glänzend eingerichteten Wohngemächer der Besitzerin des Hôtels, der Marquise von Verrue, welche vorläufig als Eigenthümerin des großen Hauses galt. Wir sagen vorläufig, denn die Marquise, seit langer Zeit Wittwe eines in ziemlich dürftigen Umständen gestorbenen

Offiziers der Armee, war von ihrem Bruder, dem Marquis de Precy, zur Erzieherin der Tochter desselben berufen worden, als die Marquise de Precy das Zeitliche gesegnet hatte.

Nachdem Madame de Verrue eine Zeit lang das Amt der Erzieherin bei Fräulein Jeanne de Precy verwaltet hatte, ereignete sich der betrübende Fall, daß der Marquis, der Vater Jeanne's und Besitzer des prächtigen Hôtels, in Folge eines Sturzes auf der Jagd zu Rambouillet nach längerem Leiden starb.

Da Herr von Precy noch Zeit hatte, vor seinem Verscheiden alle Angelegenheiten zu ordnen, so setzte er die Marquise von Verrue zum weiblichen Vormunde seiner Tochter ein; um dem Gesetze zu genügen, hatte er jedoch den alten Baron von Chamartin als eigentlichen Vormund berufen, eine Wahl, auf welche ihn die Marquise gelenkt hatte, weil — wie die böse Welt behauptete — der alte Baron, dessen Vermögensverhältnisse sehr zerrüttet waren, ganz von der Gnade der Marquise de Verrue abhing, die ihn schon bei Lebzeiten ihres Bruders aus manchen Verlegenheiten befreit haben sollte.

Die Marquise war daher in der That die Herrin des Hauses, sie wußte jedoch sehr wohl, daß dieser Herrschaft ein ganz bestimmtes Ziel gesteckt war, und

dieses Ziel wurde einfach an dem Tage erreicht, wo Jeanne de Precy volljährig ward, ja — es sollte — so hieß es — der verstorbene Vater eine Verfügung getroffen haben, nach welcher Jeanne schon früher in den Besitz ihres gesammten Vermögens, des Hauses und Parkes trat — sobald sie nämlich heirathen wollte. Der Marquis hatte bezüglich dieser Eventualität nur festgesetzt, daß der erwählte Gatte aus guter Familie, selbst untadliger Cavalier sein müßte, und daß Jeanne ihn aus wirklicher Neigung heirathen wolle — auf zeitliche Güter des Erwählten hatte der Marquis nicht gedrungen. Für den Fall, daß Jeanne ledig bleiben wolle, war festgesetzt, daß sie in die Ordensverbindung der Damen vom heiligen Herzen Maria's aufzunehmen sei.

Die Marquise von Verrue hatte sich mit der einer Frau von Welt eignen Gewandtheit und Energie sehr leicht zur Beherrscherin des beim Tode des Vaters noch sehr jungen Mädchens zu machen gewußt, und auch gegenwärtig, wo Jeanne bereits achtzehn Jahre zählte, betrachtete sie die Marquise als ihre gebietende Mutter, wenngleich mit der Zeit die junge Dame nur gezwungen und fast eingeschüchtert sich den Anordnungen und dem strengen Willen der Marquise unterwarf.

Frau von Verrue war jedoch nicht den Vergnügungen der hohen Gesellschaft abhold. Da ihre Stellung ihr erlaubte, ein Haus zu machen — der Baron von Chamartin bewilligte ihr dazu alle Mittel — so war das Hôtel Precy bald der Sammelplatz einer nicht unbedeutenden Zahl von Gästen, welche den ersten Familien Frankreichs angehörten, und da sie die mit Anmuth und Schönheit begabte Nichte von diesen gesellschaftlichen Kreisen nicht fern halten durfte, geschah es bald, daß Jeanne erstens erfuhr: wie sie allein nur Rechte — ja unumstößliche auf das große Vermögen ihres Vaters habe, was die kindliche Jeanne eigentlich gar nicht geahnt hatte, da sie von frühester Jugend an gewöhnt war, die Marquise de Verrue als allmächtige Persönlichkeit schalten und walten zu sehen. Zweitens hatte ihr Jemand, der mit den Verhältnissen sehr vertraut sein wollte, zugeflüstert: daß ihr Vater Verfügungen getroffen habe, denen zufolge Jeanne in den Besitz ihres Vermögens schon vor ihrer Mündigkeit gelangen konnte, wenn etwa jener Fall eintrat, dessen wir oben gedachten. Nach diesen Mittheilungen wurde Jeanne aufmerksamer, als sie es bisher gewesen. Sie achtete auf Alles und es erschien ihr denn wirklich das Wesen der Marquise seltsam, welche ihr tagtäglich vorpredigte: Wie sich eine junge Dame von den Männern möglichst

fern halten und sich lieber mit dem Gedanken vertraut machen müsse: dereinst einem frommen Orden, einer Stiftung anzugehören, die sich mit der Vorbereitung auf das Jenseits beschäftigte.

Unterstützt wurde die Marquise hierin von dem Abbé Gambiac, einem sehr frommen, zugleich aber auch gesellschaftlich gebildeten Herrn, der schon während des letzten Lebensjahres des Marquis Gast im Hôtel Precy gewesen war.

Aber diesem Bundesgenossen gegenüber hatte sich die Marquise selbst einen Widerstand geschaffen, was sie freilich nicht beabsichtigt hatte. Sie nahm, bald nach dem Tode ihres Bruders, eine Stiefschwester in das Haus, die Frau von Chamouy; sie war ebenfalls Wittwe und ihr Gatte hatte sich mit dem Marquis de Precy dergestalt überworfen, daß ein Verkehr unmöglich geworden war. Die Marquise hielt es aber für gerathen, Frau von Chamouy aufzunehmen, um — wie sie vorgab — noch eine besondere Hülfe bei Jeanne's Erziehung zu haben. Zweifler behaupteten dagegen, die Marquise habe die Stiefschwester nur deshalb ins Haus gebracht, weil diese, durch welchen Zufall war nicht bekannt, Kenntniß von gewissen Verfügungen des verstorbenen Marquis erhalten hätte, deren vorzeitiges Bekanntwerden der Marquise nicht erwünscht gewesen

sein dürfte. Thatsache ist es, daß die Frau von Chamouy stets gegen die Ansicht der Marquise und des Abbé war, Jeanne müsse eine Stellung im Kloster antreten, vielmehr predigte Frau von Chamouy täglich, daß es die Bestimmung des Weibes sei zu heirathen, einen Mann glücklich zu machen, im Kreise einer Familie, inmitten eines Haushaltes zu wirken — weshalb auch alle Leute mit offenen Köpfen Frau von Chamouy für eine sehr verständige Frau erklärten und nur nicht zu enträthseln vermochten: welche Gründe die Marquise bewegen mochten, die unbequeme Stiefschwester im Hause zu dulden. Jener Verdacht befestigte sich daher immer mehr und selbst Jeanne wurde neugierig. Sie nahm sich vor, die Tante auszuforschen. Eines Tages führte sie diesen Vorsatz durch und erfuhr, natürlich unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, daß ihr verstorbener Vater jene Verfügung hinterlassen habe, der zufolge Jeanne, wenn sie liebte und der Heirath sich nichts entgegenstellte, sondern die vom Vater festgestellten Bedingungen durch den präsumtiven Gatten erfüllt wurden — selbstständig werden und in den Besitz ihres Vermögens gelangen konnte.

„Aber," hatte Jeanne gefragt, „weshalb verbirgt mir die Tante dies Alles so eifrig?"

„Hm," hatte Frau von Chamouy gemacht. „Darüber

ließe sich viel sagen. Ich will den höchsten Eid leisten — der Pfaffe, der Gambiac, hat dabei die Hand im Spiele. Es ist nicht das erste Mal, daß die geistlichen Herren das Vermögen einer reichen Erbin schlucken, wenn diese in ein Stift oder Kloster geht, und Deine Tante, die Marquise? was ist sie, wenn Du den alleinigen Besitz Deines Vermögens antrittst? Nichts — höchstens eine Art von Almosenempfängerin — wie ich es sein werde. Es liegt natürlich im Interesse der Marquise, die Katastrophe so lange wie möglich hinauszuschieben."

Jeanne war klug genug, zu schweigen. Sie sagte sich sehr wohl, daß die Absichten der Frau von Chamouy nur egoistische seien, weil diese Tante hoffte, die Marquise aus dem Sattel zu heben, um bei der glücklich verheiratheten Jeanne ein bleibendes Unterkommen zu finden, deshalb die eifrige Zustimmung, der Kampf für die Heirath gegen die Marquise und den Abbé.

Es würde befremdend gewesen sein, diese Theilnahme der Frau von Chamouy so auf das Ungewisse hin — allein die kluge Dame hatte recht gut bemerkt, daß das Herz Jeanne's de Precy nicht mehr frei war. Wir haben schon oben erzählt, daß die Marquise ein Haus mit dem Gelde ihres verstorbenen Bruders machte, daß sich eine gewählte Gesellschaft bei ihr zusammen=

fand. Unter dieser befand sich auch der junge Capitain George von Mortain. Der Capitain war mit einer Empfehlung des Herzogs von Bourbon in die Pariser Gesellschaft getreten, nachdem er von der Garnison zu Namur in das Regiment Royal Allemand versetzt worden war. Diese Empfehlung öffnete ihm die Pforten der Salons, denn wie man auch über Bourbon urtheilen mochte, es war doch ein Prinz von Geblüt und zur Zeit der Regentschaft spielte die Moral eine sehr unbedeutende Rolle.

Der junge Capitain brillirte durch körperliche Schönheit und Anmuth, sowie durch eine eben so bescheidene als intelligente Unterhaltung — er war ein braver Soldat, ehrenhafter Cavalier — übrigens ohne alles Vermögen, nur mit dem Namen und dem Wappen einer alten und berühmten Familie ausgestattet — abgesehen davon, daß diese Eigenschaften und Besitzthümer immerhin Interesse erweckten, waren sie auch solche, welche mit den vom verstorbenen Marquis de Precy vorgeschriebenen übereinstimmten.

Jeanne hatte also unwissend, das heißt, ohne Kenntniß von ihres Vaters Ansichten und Willen zu haben, diesen genau befolgt, als sie eines Tages dem jungen Capitain, der ihr gestand, daß er sie heiß und innig liebe — ihr Herz und ihre Hand zusagte.

So weit war Alles recht schön und wohl gelungen, aber der unzweifelhafte Widerstand der Tante Marquise war zu fürchten. Jeanne sträubte sich anfangs, dem Geliebten die ihr von Frau von Chamouy gemachten Entdeckungen mitzutheilen, aber endlich sah sie sich dazu gezwungen. George machte große Augen — er dachte sehr scharf nach — allein er sah kein Mittel, zum Ziele zu gelangen, wenn die Marquise nicht einwilligte. Die Verfügung des Vaters war nicht vorhanden — der Vormund stand ganz unter dem Einflusse der Marquise. Freilich hatte Jeanne bestimmte Aussicht, in den Besitz ihres Vermögens und zu freiem Willen zu gelangen — sobald sie nämlich mündig geworden. Bis dahin brauchte es aber noch volle sieben Jahre — und was konnte während dieser Zeit nicht Alles geschehen? Würde Jeanne dem fortwährenden Drängen der Marquise, die sie in das Kloster bringen wollte, auf die Dauer Widerstand leisten können? Stand der Marquise nicht die Disposition über so Vieles frei, und wer konnte gegen sie auftreten, wenn sie einen großen Theil des Vermögens an sich riß? Der Stand des Richters war um jene Zeit geradezu ein verrufener. Mit Geld vermochte man Alles durchzusetzen — es war schwer, gegen eine Dame zu kämpfen,

welche nach allen Richtungen hin große Verbindungen unterhielt.

Wie viel hätten George und Jeanne darum gegeben, wäre das Papier, von welchem Frau von Chamouy erzählte, in ihren Händen gewesen! Mit diesem Documente in der Hand, wäre der Capitain sogleich zum Herzoge von Bourbon geeilt, hätte seinem Commandeur die Sache übergeben — die Richter konnten gegen den Willen des Vaters keinen Einspruch erheben — Alles wäre in kurzer Zeit geordnet gewesen.

Aber, sagte sich George, ist die Geschichte mit jener Erklärung auch wirklich richtig? Kann Frau von Chamouy nicht eine Fabel in Umlauf setzen, um der Stiefschwester aus irgend einem Grunde böses Spiel zu machen? Vielleicht war auch Frau von Chamouy selbst getäuscht — genug, es blieb Nichts übrig, als vorläufig die Sachen laufen zu lassen, wohin sie wollten.

Die Marquise de Verrue war ebenfalls eine viel zu welterfahrene Dame, um nicht das allmählige Aufblühen der Neigung Jeanne's für den Capitain zu bemerken. Anfangs war sie Willens, demselben ihre Thüre zu schließen, aber sie wußte aus Erfahrung, daß mit dem Widerstande ihrerseits der Trotz und die Liebe nur wachsen würden, dann war auch der Capi-

tain mit einer zu gewichtigen Empfehlung versehen und die Marquise machte sich nicht gern hohe Persönlichkeiten abgeneigt.

Sie beschloß nun, im Gegentheil sehr freundlich gegen George zu sein, das ganze ja obenein nur schüchtern auftretende Verhältniß der jungen Leute zu ignoriren und das Weitere dem Verlaufe der Zeit anheimzustellen. Bis zu Jeanne's Selbstständigkeit waren noch sieben Jahre nothwendig.

George de Mortain ging also nach wie vor in das Hôtel Precy, und je öfter er erschien, desto inniger befestigte sich die Neigung zwischen den jungen Leuten, die sich nur schnell, verstohlen und oberflächlich einige Worte zuflüstern, einen Händedruck gestatten konnten, denn die Marquise und der Abbé Gambiac wachten mit Argusaugen und Frau von Chamouy durfte es wohl nicht wagen, dem jungen Paare behülflich zu sein; nur bei den Promenaden durch den Garten des Hôtels gelang es den Beiden, einige Zeit ohne Lauscher oder Störung mit einander zu sprechen — bei einer solchen Gelegenheit war es auch dem Capitän möglich gewesen, der schönen Jeanne seine Liebe zu gestehen. Sonst mußte man sich auf die allgemeine Unterhaltung in dem großen Salon und einige vielsagende Blicke beschränken.

Bei dem lebhaften Gange der Unterhaltung gelang es zuweilen, sich ein Wort zuzuflüstern, aber man war genöthigt, schnell wieder in die Conversation einzulenken. Die Marquise hatte stets gewählte Gesellschaft, es fanden sich immer eine genügende Zahl von Hofherren und Damen ein, dann fehlte es nicht an Schöngeistern und eben so wenig an Finanzleuten, denn die Zeit der Law'schen Speculation war erschienen — das Geld war zu einem Factor geworden, wie er in der Bevölkerung Frankreichs noch nie so bedeutend und einflußreich gewesen. Die Ereignisse wurden täglich drohender und allerdings damit auch interessanter, man tauschte die Ansichten hierüber in lebhafter Unterhaltung aus — ein solcher Gesellschaftsabend fand am fünften August bei der Marquise im Hôtel Precy statt.

Es waren einige Ludwigsritter vorhanden – der bekannte Geldmann Monsieur de Paris — ferner der Herr von Dangeau und dessen Tochter, sowie der Kammerherr Monsieur de Beauveau, außerdem noch einige weniger bedeutende Herren und Damen; Frau von Chamouy und der Capitain George de Mortain fehlten nicht.

Man trank Thee, um sich für die Genüsse des Buffets vorzubereiten, in dem großen Salon, dessen Fensterthüren geöffnet waren und den Weg auf die

Terrasse wiesen, glänzten die Kronleuchter, aus vielen hundert geschliffenen Krystallen zusammengesetzt, und die prachtvolle Ausstattung des Gemaches im Scheine der Kerzen.

Von den Wänden, welche eine mit dicken, gewirkten Blumen gearbeitete, rothseidene Tapete bedeckte, schauten die Bildnisse der Herren und Frauen aus dem Stamme der Precys nieder und die Lichtflammen spielten auf einer Anzahl kostbarer Tändeleien, Bijouterien und Nippes aller Art, aus Silber, Elfenbein oder Porzellan gefertigt.

Die Anwesenden plauderten, bequem in die breiten Sessel gestreckt, von den Neuigkeiten des Tages, es ließ sich so behaglich schwelgen in dem prächtigen Raum, durch dessen geöffnete Thür der Abendwind den würzigen Hauch der Blumenbeete trieb. — George und Jeanne saßen einander gegenüber, sie mischten sich pflichtgemäß in die Unterhaltung, welche sich um die politischen Ereignisse drehte.

„Wie ich Ihnen sage, Marquis,“ fuhr ein dicker Ludwigsritter in seiner Unterhaltung zu dem ihm gegenübersitzenden Standesgenossen fort, „es sind höchst wichtige Botschaften von England aus im Anmarsche. Man spricht von einem neuen Bündnisse.“

„Ich kann es kaum glauben,“ sagte der Andere.

„Der Herr Herzog wird sich besinnen. Die englische Allianz ist freilich einmal geglückt.“

„Sehr zu unserm Vortheil,“ fiel Herr von Dangeau ein. „Ohne sie wäre der Herr Herzog-Regent nicht mit dem Parlamente fertig geworden, die Botschaft des Herrn von Averne war Hunderttausende werth.“

„Er ist dafür auch belohnt worden,“ fiel eine der Damen ihm ins Wort. „Der Herzog-Regent hat die Heirath zwischen Averne und dem Fräulein von Bedeau zu Stande gebracht. — Sie wissen, welche Schwierigkeiten sich entgegenstellten, das Fräulein sollte in das Kloster der Karmeliterinnen treten.“

„Immer diese Klostergeschichten,“ rief Beauveau ungeduldig. „Wenn man ein junges hübsches Wesen nicht heirathen lassen will, — so steckt man sie in das Kloster, — wohin kommen wir damit?“ „Sie haben Recht,“ riefen einige Stimmen, — aber es trat eine peinliche Pause heran, — da die Marquise und der Abbé Gambiac sehr verlegen wurden. — Beauveau suchte sich schnell zu fassen und sagte: „Ah — Herr Abbé, Sie verzeihen, ich überlegte nicht, daß ein Mann der Kirche gegenwärtig sei — der —“

„Ich bitte, Herr von Beauveau“, beruhigte ihn der Abbé. „Lassen Sie Ihren Ansichten freien Lauf. Wir werden deswegen doch unseren Eingebungen folgen —

heutzutage ist die Kirche freilich nicht mehr Meisterin, — die Speculation tritt ihr sogleich entgegen."

„Oh, — sollten die Männer der Kirche dieser Speculation so ganz fern bleiben?" fiel Dangeau etwas malitiös ein. „Man hat Exempel, daß die Kirche auf Güter jeder Art ihre Augen richtet, — freilich nur im Interesse des Glaubens," setzte er hinzu.

Die Marquise ward immer unruhiger, das Gespräch hatte eine unliebsame Wendung genommen, die Meisten der Anwesenden stimmten Herrn von Beauveau zu und die Blicke Jeanne's und George's leuchteten — auch flüsterte Jeanne eifrig mit Fräulein Dangeau und Frau von Chamouy.

Die Marquise versuchte daher dem Gespräche schnell eine andere Wendung zu geben, dies gelang ihr auch dadurch, daß sie, auf die kostbar ausgelegte Pendule des Kamins blickend, sagte: „Es ist gleich neun Uhr und Herr von Taulés ist mit dem neuen Gaste noch nicht hier."

„Wen haben wir heute noch zu erwarten?" fragte der Ludwigsritter Herr von Joncy die Marquise.

„Einen sehr interessanten Mann, den Herrn von Belzunce, der an Herrn von Taulés empfohlen wurde, welcher ihn uns heute zuführen wird. Herr von Belzunce ist im Besitze eines bedeutenden Vermögens, hat

große Reisen in Asien, Afrika und Amerika gemacht und befindet sich seit einigen Tagen in Paris."

„Sie kennen ihn schon seit längerer Zeit?" fragte Dangeau.

„Ich kenne ihn noch gar nicht," entgegnete die Marquise. „Herr von Taulés eben so wenig. Herr von Belzunce ist unserm Baron von Chamartin, dem Vormunde Jeanne's, seit längerer Zeit bekannt gewesen; schon ehe er seine Reisen antrat und nach seiner Heimkehr sprach er bei Charmartin vor, der leider nicht wohl genug sich befindet, um seinen Gast persönlich hier einführen zu können. Er hat ihn deshalb an Herrn von Taulés gesendet, dem Herr von Belzunce, wie ich höre, sich heut Abend vorstellen wird, um dann von ihm hier eingeführt zu werden."

„Eine sehr ausgezeichnete Persönlichkeit also," sagte Joncy. „Ei, — da werden wir wieder von interessanten Dingen hören."

„Vielleicht eine gute Parthie für Damen, welche heirathen wollen," lachte Dangeau. „Wenn dieser Herr von Belzunce reich ist, so braucht die Erwählte keine Mitgift und wir sind reich genug an jungen Damen, welche dergleichen Parthien machen möchten."

„Wo sie nur bleiben!" fiel die Marquise ein, die soeben einen Blick George's zu Jeanne aufgefangen

hatte. „Ah“ — sagte sie leise zu sich, „vielleicht könnte man durch eine Eifersüchtelei diese Beiden auseinander bringen. Dangeau's Aeußerung hat mich da auf einen Gedanken gebracht.“

Diese Gedankenspähne der Marquise trieb die Meldung des Dieners auseinander, der mit lauter Stimme in den Salon rief: „Chevalier von Taulés und Herr von Belzunce.“ Alle Anwesenden erhoben sich, den Neuling des Salons zu begrüßen, sie waren voller Erwartung, — die Marquise schritt den eintretenden Herren entgegen.

„Monsieur de Belzunce,“ sagte Taulés, den erwarteten Gast vorstellend.

„Ich heiße Sie bei mir willkommen,“ sagte die Marquise.

„Gnädigste Marquise,“ erwiderte Belzunce, „empfangen Sie meinen Dank für die gnädige Aufnahme. Es ist in der That mehr als gütig, — es ist überschwänglich liebenswürdig, einen Fremden nur auf seinen Namen hin so freundlich zu empfangen.“ Er küßte die Hand der Marquise.

„Ei, Monsieur de Belzunce,“ entgegnete sie. „Sie beschämen uns. Ein Mal ist ein solcher Name wie der Ihrige schon allein ein Empfehlungsbrief, — dann aber der Freund unseres Chamartin, der eingeführt wird

durch den Chevalier de Taulés — sagen Sie selbst, meine Freunde, bedarf es noch weiterer Empfehlungen?"

Die Gesellschaft stimmte ihr zu und Belzunce nahm Platz neben Dangeau und dem Ritter von Joncy. — George blieb ihm fast gegenüber. Aller Augen hatten sich auf den Neueingeführten gerichtet. Es war ein Mann, der etwa im Alter von fünfunddreißig bis vierzig Jahren stehen mochte. Seine Manieren waren eben so elegant als seine Kleidung, seine feinen Hände waren mit kostbaren Brillantringen geziert und ein besonders prächtiger Solitair hielt die Cravatte seiner Spitzenhalsbinde zusammen. Sein Gesicht war äußerst anziehend, — es konnte für schön gelten — wenn nicht ein seltsamer Zug von Wildheit und fuchsartiger Schlauheit diese edlen Züge oft blitzweise durchfahren hätte, wodurch die Schönheit thatsächlich auf einige Zeit in den Hintergrund trat, denn das Antlitz verzerrte sich dann und zugleich nahmen die Blicke einen Ausdruck von Unruhe — ja beinahe Furcht an. Zuweilen schien diese Unruhe sich dem ganzen Körper mitzutheilen, denn Herr von Belzunce wendete sich oftmals inmitten der von ihm geführten Unterhaltung plötzlich mit funkelnden Blicken zur Thüre des Salons, — hielt sogar dabei mit Reden inne und lehnte zugleich seinen Körper ein wenig nach vorn über, mit

den Fingern die Seitenpolster trommelnd — dann erst fuhr er in der Unterhaltung fort, die sich natürlicher Weise um seine Reisen drehte. Er verstand trefflich zu schildern und war allem Anschein nach sehr in den Gegenden zu Hause, die er besucht hatte.

„Was mir räthselhaft erscheint," sagte Fräulein von Dangeau, „ist die auffällige Weiße Ihres Gesichts und Ihrer Hände, — nach den langen Reisen unter dem heißen Himmelsstriche müßten Sie — dachte ich — braun wie ein Maure geworden sein."

„Es ist das nicht immer eine nothwendige Folge, gnädiges Fräulein," sagte Belzunce, „wir finden häufig, daß die Sonne nicht in der Weise wirkt, — wie Sie zu glauben scheinen. Ich habe mir — —" ein Geräusch an der Thür des Salons machte Belzunce in der bereits beschriebenen Weise erschrecken, — er starrte in die Luft und dieses Mal so lange, daß es der Gesellschaft auffällig wurde.

„Was haben Sie?" fragte Taulés, den dieses Wesen seines Pflegebefohlenen stutzig machte.

„Halten Sie diese Sonderbarkeit dem langjährigen Aufenthalte in der Wildniß unter feindlichen Stämmen, beute- und raubgierigen Wilden zu gute," sagte Belzunce lächelnd. „Man wird in der Fremde, bei dem Verweilen unter Menschen, welche uns stets mit dem

Tode bedrohen könnten, so unstät, die Furcht gewinnt so häufig die Oberhand, daß man stets wie auf der Lauer sich befindet, um Gefahren abwenden zu können. — Dieses unstäte Wesen wird zur zweiten Natur."

Er nahm dem präsentirenden Diener eine Tasse Thee ab.

„Sie waren also häufig in der Gefahr, ermordet zu werden?" fragte Fräulein von Dangeau.

„Sehr häufig. Diese wilden Menschen reizt das Geringste, welches den Anschein von Werth hat, — ein vergoldeter Knopf, ein gläserner Schmuck, — kann uns in Gefahr bringen. Was sie nicht mit Gewalt zu erringen vermögen, stehlen sie mit einer Geschicklichkeit, als wären sie Schüler des Monsieur Cartouche, der sein Wesen in Paris mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit treiben soll."

„Ja wahrhaftig," sagte Beauveau. „Cartouche würde diese Wilden bald zu einer trefflichen Gesellschaft ausbilden und Reizmittel gäbe es genug, — wenn Sie, meine Damen, also in Gesellschaft unseres Herrn Belzunce die Steppen Afrikas, die Wälder Amerikas durchreisen wollten, so müßten Sie Ihren kleinen, eitlen Gewohnheiten entsagen. — Schmuck, wie wir ihn heut hier sehen — —"

„Oh," fiel eine der jungen Damen ihm in die

Rede, „ich habe nicht viel von materiellem Werthe an mir —“

„Erlauben Sie, mein Fräulein,“ sagte Belzunce, sich leicht zu ihr beugend. „Sie haben da sehr schöne Steine in dem Collier — es sind Topase — von großer Reinheit. Meines Erachtens sind sie aus Spanien, der Fassung nach zu urtheilen.“

„Sie haben Recht, Herr von Belzunce,“ antwortete die Dame. „Mein Bruder brachte sie aus Spanien.“

„Hier dieses Armband,“ fuhr Belzunce fort, auf ein Armband zeigend, das Fräulein von Dangeau trug, „ist ebenfalls werthvoll. Es enthält eine Camée, die ich, — darf ich schätzen, Herr von Dangeau? — die ich dreihundert Dukaten werth halte.“

„Auf's Haar gerathen,“ sagte Dangeau erstaunt. „Ich habe in Rom gerade so viel gezahlt.“

„Und nun dort unsere Frau Marquise,“ nahm Belzunce wieder das Wort. „Sehen Sie die schönen Perlen, — Sie erlauben, Gnädigste?“ Er ließ seine Finger leicht unter den vom Halse der Marquise niederhängenden Schmuck gleiten und hob ihn empor. Das Schlußstück des Schmuckes bildete eine große kostbare Perle.

„Darf ich schätzen?“ fragte er. „Wir sind ja unter intimen Freunden.“ Die Marquise nickte lächelnd.

„Diese Perle ist etwa dreitausend Dukaten werth,“ sagte Belzunce.

„Die Goldschmiede taxirten sie wenigstens so,“ sagte die Marquise, nicht ohne verlegen zu werden.

„Viel Geld meines Vaters dort am Halse,“ flüsterte Jeanne leise. „Ach wenn ich nur George sprechen könnte!“

Belzunce hielt noch die Perle in seinen Fingern, — seine Augen waren fast hervorgequollen, sie schienen sich in den kostbaren Schmuck zu bohren.

„Seltsames schönes Exemplar diese Perle,“ sagte er. „Ich habe sie selten schöner gesehen, sie könnte beinahe für eine Schwester dreier anderer Perlen gelten, welche von gleicher Schönheit waren.“

„Und wo sahen Sie diese gleich schönen Exemplare?“ fragte der Abbé Gambiac.

„Hm, — Sie denken in den Händen von Wilden oder von türkischen Händlern, nein — Herr Abbé. Ich sah die drei Perlen eingefügt in ein Heiligenbild, welches in einer nicht weit von Menin gelegenen Capelle hing. Es war ein Bildniß der heiligen Maria. Zwei dieser gedachten Perlen bildeten die Augen der Heiligen, — eine dritte war dem Diadem eingefügt, welches sie trug.“

„Da könnte ein Vergleich der Perlen stattfinden,“ sagte Beauveau.

„Das wäre nicht mehr möglich“ lachte Belzunce, „denn als ich zuletzt die Statue wiedersah, hatte man statt der Perlen gewöhnliche Glassteine eingesetzt, denn die Perlen waren einfach aus dem Heiligenbilde gestohlen worden.“

Ein Ausruf des Staunens ging durch die ganze Gesellschaft, — der Abbé erhob sich unwillig, er schien beleidigt. Die Gesellschaft hatte bereits so lange ihre Plätze inne gehabt, daß es ihr gerathen schien, sich ebenfalls zu erheben.

Für George und Jeanne war dieser Aufbruch sehr erwünscht, sie konnten sich einander nahen. „Geliebte Jeanne,“ flüsterte George. „Wie lange entbehre ich es, ein Wort mit Ihnen sprechen zu dürfen.“

„Ich habe Ihnen Etwas mitzutheilen,“ sagte Jeanne schnell, „ich muß Sie sprechen.“

„Wann? wo? sagen Sie es, ich werde mich einfinden.“

„Hier ist es nicht möglich, George. Wollen Sie Freitag Abend um die neunte Stunde am kleinen Parkthor sein, welches auf die Straße Seve führt?“

„Sie werden mich dort finden, — aber Sie — wie wollen Sie der strengen Aufsicht entgehen?“

„Die Tante ist zu der Herzogin von Choiseul ge-

laden, — man spielt dort und ich werde nicht mitgenommen. — Tante Chamoux ist nachsichtiger. Ich schütze einen Kopfschmerz vor, — der mich nöthigt, in dem Parke Luft zu schöpfen."

„Ich erwarte Sie, — still, man kommt."

Die Marquise nahte mit dem Herrn von Belzunce, der den Wunsch hegte, die Zimmer des Hôtels kennen zu lernen. Die Marquise genügte diesem Verlangen und schritt, von der Gesellschaft begleitet, durch die Räume, nachdem sie Jeanne zugerufen hatte: „Gieb Herrn Chevalier de Joncy Deinen Arm."

Der Herr von Belzunce schien von Allem hochentzückt, er trat zuweilen an eine der viele Etagèren heran, nahm diesen oder jenen Gegenstand in die Hand, stieß eine der Porzellan-Pagoden an, daß sie nickten, und zog mit größter Dreistigkeit verschiedene Kasten auf. Als die Gesellschaft in dem letzten Zimmer angekommen war, trat George von Mortain auf die Marquise zu.

„Ich verabschiede mich von Ihnen, Gnädigste," sagte er. „Mein Dienst beginnt nach Mitternacht, — ich muß noch einige Vorkehrungen treffen." Die Marquise bedauerte mit Worten die Entfernung des Capitains, war aber im Herzen froh, ihn los zu werden, da sie verhindert blieb, Jeanne beaufsichtigen zu können.

George verließ, nachdem er noch einen Blick mit Jeanne gewechselt, — das Zimmer und das Hôtel.

Die Gesellschaft aber nahm, die Marquise und Belzunce begleitend, eine Besichtigung der Zimmer des obern Stocks vor, den die Bedienten schnell erleuchtet hatten. Auch hier fesselte Alles die Aufmerksamkeit des Herrn von Belzunce. Er betrachtete namentlich einen schönen, kleinen Schrank, der, kostbar verziert, mit farbigen Hölzern eingelegt war und in dem Arbeitscabinet der Marquise stand. „Ein kostbares Stück," sagte er. „Frau Marquise haben daran einen Schatz."

„Ich erhielt ihn aus Deutschland," sagte die Marquise. „Es ist ein Cabinetstück, die Arbeit inwendig müssen Sie betrachten." Sie öffnete die Flügelthüren des Schrankes und es zeigten sich nun eine Menge kleiner Kästchen, Thüren und Fächer. Belzunce schien ganz in Betrachtung des Kunstwerks versunken.

„Der Schrank," fuhr die Marquise fort, „enthält eine Menge geheimer Fächer und Federn, — es ist zu bewundern, mit welchem Geschick diese deutschen Tischler zu arbeiten wissen."

„Es ist demnach Ihr Schatzgewölbe," sagte lächelnd Belzunce.

„Sie haben es errathen," erwiderte die Marquise, ebenfalls lächelnd.

„Wir wollen nicht weiter dringen,“ fiel Dangeau ein. „Dort, dieses Zimmer nebenan ist das Heiligthum der Marquise — das Schlafgemach.“

„Sie dürfen es nicht betreten,“ scherzte die Marquise mit komischem Pathos.

„Es blickt auf den schönen Park,“ sagte Belzunce. „Nicht wahr?“

„Ja. Das große Fenster sieht gerade auf die Allee neben der Terrasse; wie Sie ja schon bemerkt haben, springt dieser erkerartige Bau ein wenig vor. Mein Bruder wollte ihn beseitigen lassen, aber auf meine Bitten unterblieb es.“

Belzunce folgte der Schilderung der Oertlichkeit sehr genau. Ein Diener meldete, daß das Souper servirt sei. „Ah —“ sagte Belzunce, während man zu den unteren Räumen hinabstieg. „Ich sehe zu meinem Bedauern, daß es gleich eilf Uhr ist — ich habe noch heut dem Chevalier de Lacombe, dem Vorsitzenden der geographischen Gesellschaft, einen Besuch versprochen — ich bedauere unendlich — dem Souper nicht mehr beiwohnen zu können.“

„Ich bin untröstlich,“ rief die Marquise. „Wir haben auf langes Beisammensein mit Ihnen gerechnet. Sie dürfen nicht fort.“

„Ich muß — ich muß, meine Gnädigste,“ sagte

Belzunce mit großer Unruhe. „Ich habe mich bereits verspätet. Sie wissen, daß die Gelehrten pedantisch sind — Lacombe ist ein großer Gönner meiner Wenigkeit — ich muß ihm zu Willen leben."

Die Gesellschaft drückte ebenfalls ihr Bedauern aus, die Unterhaltung des weitgereisten Mannes war für Alle höchst interessant — aber Belzunce blieb fest. Er schien die größte Eile zu haben, und ohne weiter auf die vielen Complimente und Ausdrücke des Bedauerns zu erwidern, nahm er Abschied, küßte der Marquise die Hand und verschwand aus dem Salon.

„Ein äußerst liebenswürdiger Mann," sagte Dangeau. Die Versammlung stimmte in dieses Lob ein.

„Und welche umfassenden Kenntnisse," sagte Herr von Joncy. „Er kannte Alles, sogar den Werth, den Ursprung vieler Pretiosen."

„Nur sein unstätes Wesen ist mir aufgefallen," meinte der Abbé.

„Wie? nimmt Sie das Wunder?" entschuldigte die Marquise. „Ein Mann, der nur an fortwährende Unruhe gewöhnt ist, kann nicht lange still und unbeschäftigt sitzen — wir werden ihn hoffentlich öfter sehen."

„Gewiß!" sagte Herr von Taulés. „Uebrigens sagte er mir schon bei seinem Besuche, daß er leider nicht den ganzen Abend hier verweilen könne."

Es vergingen etwa zehn Minuten, während die Gesellschaft speiste und sich von anderen Dingen unterhielt — plötzlich trat der Diener ein und meldete laut: „Herr von Belzunce!“ Alle fuhren erstaunt empor — die Marquise erhob sich von ihrem Sitze.

„Es ist eine Ueberraschung,“ rief sie erfreut. „Er kehrt zurück.“

Durch die geöffnete Thür trat ein schmächtiger, einfach gekleideter Mann, dessen tiefgebräuntes Antlitz nicht vortheilhaft zu der gepuderten Perrücke stand. Er verneigte sich ein wenig befangen, als er die Blicke sämmtlicher Gäste auf sich gerichtet und das Staunen bemerkte, welches sein Eintritt erregte.

„Gnädige Frau!“ sagte er ein wenig stotternd, „Sie verzeihen. Ich wurde bei Herrn von Lacombe so lange aufgehalten. Der treffliche Herr von Chamartin hatte mich zu Herrn von Taulés geschickt, der die Güte haben wollte, mich hier einzuführen — als ich, leider zu lange abgehalten, bei Herrn von Taulés erschien, war dieser bereits hierher geeilt — ich wollte jedoch nicht ausbleiben, wollte die Einladung der Frau Marquise nicht versäumen und bitte um Ihre Vergebung, wenn ich noch so spät komme, um mich persönlich zu entschuldigen.“

Das Erstaunen wuchs, je weiter der Angekommene

sprach — man sah sich fragend an — die Marquise blickte auf Taulés, dieser starrte den Fremdling an — es trat eine Pause ein, während welcher der Eingetretene eine sehr komische Figur spielte; endlich hatte die Marquise ihre ganze Herrschaft wieder gewonnen.

„Mein Herr,“ sagte sie, „Sie werden unser Staunen, unsere Ueberraschung gerechtfertigt finden, wenn ich Ihnen verkünde, daß der von Chamartin empfohlene Herr von Belzunce, als welchen Sie sich jetzt vorstellen, vor kaum einer halben Stunde diese Räume verlassen hat. Hier — Herr von Taulés führte ihn ein — Sie müssen also — verzeihen Sie mir — ah ich vermag nicht weiter zu sprechen.“

„Das heißt,“ sagte nun der Fremde ein wenig dreister, „Sie halten mich für einen Zudringlichen, der unter der Maske des Herrn von Belzunce hier erscheint — ich bitte um Ihre Nachsicht, Frau Marquise, wenn ich sage: Derjenige, welcher vor mir hier war, ist ein frecher Patron, der sich meinen Namen anmaßte — denn ich bin Belzunce, der Reisende, der Freund des Baron von Chamartin, welcher mir für Herrn von Taulés dieses Billet mitgab, da er selbst durch Unwohlsein verhindert wurde, mich einzuführen.“

Er reichte der Marquise ein Billet. Es enthielt die Bitte an Taulés: den Gast bei der Marquise

vorzustellen, da Chamartin das Zimmer hüten müsse. Auf den ersten Blick hatten die Marquise und Taulés die Handschrift Chamartin's und dessen Siegel erkannt.

„Was ist das?“ rief die Marquise. „Es ist sicher richtig — Sie, mein Herr, sind der Erwartete.“

„Ich bitte, daß einer der Herren mit mir sofort zu Herrn von Chamartin gehe, um die Echtheit meiner Person festzustellen,“ sagte der zweite Belzunce.

„Ich bitte — oh — Sie werden doch nicht glauben,“ stammelte die Marquise, „Kinderei, ich heiße Sie willkommen, Herr von Belzunce — nehmen Sie Platz.“

Belzunce nahm nach einigem Zögern Platz an derselben Stelle, welche dem Pseudo-Belzunce bestimmt gewesen war, und daß die Unterhaltung nun in der größten Heftigkeit vor sich ging — ist begreiflich. Der zweite Belzunce war allerdings bei Weitem weniger hübsch und manierlich, als der erste, aber bald genug sah Alles ein, daß man den Echten vor sich habe, und daß der Erste ein Schwindler gewesen sei.

„Aber sagen Sie mir die Gründe,“ rief die Marquise fast außer sich, „welche den frechen Menschen bewogen haben, sich hier einzudrängen?“

Die verschiedensten Muthmaßungen wurden laut — Jeder suchte nach einer Erklärung, Herr von Beauveau sagte endlich: „Es giebt Bursche, die sich in vornehme

Häuser zu schleichen versuchen, um die Lebensweise des Adels an Ort und Stelle kennen zu lernen — damit sie in der Folge prahlen können."

„Und der Mensch war bei Ihnen, Herr von Taulés?" fragte Belzunce.

„Freilich. Ein wenig nach acht Uhr. Er brachte Grüße von Chamartin, dessen Entschuldigung und kannte eine solche Menge von Einzelheiten aus Chamartin's Leben, seine Wohnung, seine Beziehungen — daß ich keinen Augenblick zweifeln konnte, um so weniger, als ich ja den Besuch eines Herrn von Belzunce erwartete, den ich hier einführen sollte."

„Dies ist höchst sonderbar," sagte die Marquise, tief nachdenklich werdend. Die ernste und befangene Stimmung verließ die Gesellschaft nicht und man fuhr fort, sich in Muthmaßungen zu erschöpfen.

— — — — — — — — — — — —

Der Gegenstand all dieser Betrachtungen und Aufregungen hatte kaum das Hôtel Precy verlassen, als er mit eiligen Schritten, ohne hinter sich zu blicken, die Straße Barouilliere hinabging. Er betrachtete dabei sehr genau die Fronte, das Gitter, welches den Hof des Hôtels von der Straße trennte, bog dann in die Straße Seve ein und hemmte hier die Schnelligkeit seiner Füße. Sehr sorgfältig blickte er zur Mauer empor,

die hier wieder längs der Straße hinlief und das Grundstück der Precys von derselben schied. Der falsche Belzunce schien ein gutes Augenmaß zu haben. „Etwa zwölf bis dreizehn Fuß hoch," murmelte er, „hm — es wäre zu machen — aber wir wollen doch sehen, ob es nicht noch leichter beim Gitter auszuführen ist."

Er ging weiter, bis er vor einem kleinen, in der Mauer befindlichen eisernen Gitterthor angelangt war, durch welches man in den Park und bis zur Hinterfronte des Hôtels blicken konnte. Er sah den Salon noch hell erleuchtet, die Flügelthüren waren geöffnet, die Fontaine plätscherte.

„Dieses Gitter ist nur neun Fuß hoch — ich habe es schon früher gemessen — heut habe ich mich überzeugt, daß man von hier aus gerade auf die Stelle kommen kann, wo sich die Zimmer der Marquise befinden — es wird gehen — sehr gut gehen."

Er ging die Straße Seve hinab, bog in die Straße des Brodeurs, schritt längs der Mauer des Hospitals hin und näherte sich der Straße Babylone. Die Gegend war damals noch sehr einsam. Vor der Straße Babylone befand sich die Barrière. Der falsche Belzunce schien mit seinen Gedanken beschäftigt, als er plötzlich in nicht allzu großer Entfernung ein heftiges Lärmen vernahm. Deutlich wurde „Hülfe" gerufen — einige

Stimmen riefen unverständliche Worte — der falsche Belzunce begann zu laufen, er eilte der Stelle entgegen, von welcher der Lärm kam — je näher er derselben rückte, desto deutlicher hörte er Degengeklirr und als er eben um die Ecke biegen wollte, rannte ihm ein Mann in die Arme, der offenbar vor einer Schaar Verfolger flüchtete, denen er mit dem Degen Widerstand geleistet hatte, denn die blanke Waffe lag noch in seiner Hand. „Retten Sie mich — oder helfen Sie mir," stöhnte der Flüchtling, dem die Feinde auf der Ferse waren. Pseudo-Belzunce hatte bereits seinen Degen gezogen — der Verfolgte hielt Stand — im Augenblick erkannte Jener den Capitän Mortain und dieser den vermeintlichen Belzunce.

„Sie sind es, Chevalier!" rief George, „helfen Sie mir, ich bin überfallen worden."

„Ah — zur rechten Zeit kam ich her," erwiderte der Angerufene, als die Verfolger schon dicht heran waren. George hatte Fechterstellung angenommen. Er wußte, daß es nun auf einen Kampf ankommen werde, den er mit Hülfe eines Bekannten wohl bestehen konnte. „Vorwärts, Chevalier!" rief er. Die Angreifer rückten vor — aber — zum Erstaunen George's that der Herr von Belzunce nur einen Lufthieb und warf sich zugleich den Strolchen in den Weg — einige Worte

wurden gewechselt — dann stoben die Feinde nach allen Seiten auseinander, der Capitain und sein Retter waren allein in der Gasse.

„Die wären beseitigt," sagte lachend der Pseudo-Belzunce, den Degen einsteckend.

Die ganze Sache war so schnell vor sich gegangen, daß George keine Zeit hatte, sein Erstaunen über die unblutige Beseitigung der Räuber auszusprechen — er drückte die Hand seines Helfers und sagte: „Ihre Ankunft scheuchte die Nachtvögel im Nu davon."

„Ja — dergleichen Burschen müssen nur derb angefaßt werden," erwiderte der Chevalier. „Ich kam zur rechten Zeit. Wie in aller Welt wurden Sie aber mit dem Volke handgemein?"

„Ich hatte eine Inspizirung des Postens am Invalidenhause vorgenommen und kehrte, ohne Arges zu denken, zurück — ich bemerkte nicht, daß die Burschen mir folgten. Sie müssen lüstern auf meine Epauletten geworden sein, denn sie fielen mich plötzlich an."

„Ah — Sie tragen auch den silbernen Ringkragen — Capitain."

„Ja — der mag sie gereizt haben — genug denn: ich danke Ihnen, Herr von Belzunce. Ohne Ihre Dazwischenkunft läge ich blutend auf dem Pflaster, denn obwohl ich mich schon über zehn Minuten der

Angreifer erwehrt hatte, wäre ich am Ende dennoch unterlegen."

„Ich schätze mich glücklich, Ihnen einen Dienst geleistet zu haben," sagte der Helfer. „Es war Zeit, daß Sie Hülfe bekamen — sonst hätten wir im besten Falle — Ihre Verwundung zu beklagen und Mademoiselle Jeanne de Precy würde einen höchst traurigen Tag in ihrem Kalender verzeichnen."

George trat betroffen zurück. — „Herr von Belzunce," sagte er, „ich weiß nicht, was Sie zu dieser Bemerkung veranlaßt — ich bin mir nicht bewußt — —"

„St! — mein lieber Capitain," machte der Andere, „meine Menschenkenntniß, die ich in aller Herren Länder erwarb, täuscht mich selten oder nie. Während der Unterhaltung beobachtete ich — ich beobachte scharf — oft nach vier verschiedenen Seiten hin und das Facit meiner Beobachtungen war, daß ich es sogleich merkte: Sie und Mademoiselle Jeanne de Precy lieben einander."

„Wie können Sie das wissen — merken?"

„Je nun, man braucht nur Ihre Blicke zu controlliren."

„Sie haben richtig gesehen — leider liebe ich unglücklich."

„Ihrem Aussehen, Ihrem Wesen nach — wäre das

wunderbar — aber freilich, es mögen andere Dinge als Hemmniß erscheinen."

George seufzte tief auf. „Es ist wieder richtig Ihre Vermuthung," sagte er, „das Hinderniß ist die Marquise de Precy."

Der Pseudo-Belzunce summte eine Melodie vor sich hin. „Es ist das alte Lied," sagte er, „böse Tanten."

„Und doch," fuhr der Capitain auf, „könnte ein einziger Glücksfall Alles ändern."

„Und der wäre?"

„Ja, Chevalier, das bedürfte einer weitläufigen Besprechung."

Sie waren im Laufe dieser Unterhaltung bis zu dem Croix rouge gekommen, der Chevalier blickte wie zufällig auf eine hell erleuchtete Schenke. „Dort ist noch Licht," sagte er, „wollen wir ein Glas trinken?"

„Ich weiß nicht, ob ich in der Uniform diesen Ort — —"

„Oh es ist ein anständiges Weinhaus — ich habe neulich erst dort einen Schoppen getrunken — Sie dürfen dreist eintreten."

Kaum fünf Minuten später saßen George und sein Befreier an einem Tische des sauberen Weinlokals. Es befanden sich nur wenige Gäste dort, der Wirth

schien vor dem Herrn von Belzunce großen Respect zu haben und der Capitain vermochte sich nicht zuerklären, woher die Unterthänigkeit des Eigenthümers der Weinstube gegen Belzunce rühren mochte, denn der seit einigen Tagen erst in Paris Anwesende genoß in dem kleinen Locale ein wahrhaft gebieterisches Ansehen. Der Wirth verwies sogleich einige Gäste in die Ecke, räumte den besten Platz ein und bediente in eigener Person. Freilich hatte George nicht bemerkt, daß sein Begleiter und der Wirth einander Zeichen machten, als Ersterer in die Schenke trat.

Der Capitain begann nun wieder seine Klagen — das Gespräch wurde von Seiten des Herrn von Belzunce mit größter Zartheit und Zurückhaltung geführt, allein er wußte dem Capitain besonders deutlich und überzeugend darzuthun, daß der alte Baron von Chamartin sein, des Herrn von Belzunce bester Freund und hoher Verehrer sei. Hierdurch öffnete er sich den Zugang zum Vertrauen des jungen Offiziers in bester Weise. George hielt es für rathsam, einem Manne sich ganz zu entdecken, der das Vertrauen desjenigen besaß, welcher dem Capitain bei seinen Absichten auf Jeanne de Precy die stärkste Hülfe leisten konnte, und der Vertraute George's war ein Mann von Ansehen und geachteter Stellung, ein Edelmann und Mann der Wissenschaft zugleich.

Der Vertraute lauschte gespannt den Entdeckungen, welche der Capitain machte, bei denselben spielte namentlich jenes geheimnißvolle Document eine Hauptrolle, dessen Inhalt für Jeanne so hochwichtig war, und — wenn es in ihre Hand gelangte — der jungen Marquise freies Handeln gestattete, „denn," schloß der Capitain seine Entdeckungen, „daß ich ein tadelloser und achtbarer Edelmann bin, wird Niemand zu bezweifeln wagen — die Zeugnisse meiner Vorgesetzten, meiner hohen Gönner stehen mir zur Seite — es kann mir kein Tadel gemacht werden."

Der Vertraute war in Nachdenken versunken. Er lehnte sich in den Stuhl zurück, kreuzte die Arme über seine Brust und hatte das Haupt gesenkt — jetzt erhob er es und fragte leichthin: „Sie haben keine Kenntniß — keine Ahnung, wo die Marquise jene Papiere verwahrt hält?"

„Nein. Jeanne hat schon danach geforscht. Wie Frau von Chamouy einmal sagte, verwahrt die Marquise ihre kostbarsten Dinge in einem kleinen Schranke, welcher in ihrem Arbeitscabinet Platz gefunden hat. Möglich daß dort auch jene Documente liegen."

„Sehr wahrscheinlich," sagte der Vertraute, dessen Hals sich bei Erwähnung des Schrankes bedeutend verlängert hatte. „Sehr wahrscheinlich — und die

Pretiosen, die baaren Gelder der Marquise haben, wie es scheint, dort auch ihre Stätte?"

„Letzteres ist gewiß. Jeanne war oft Zeugin, wenn die Marquise ihrer Dienerschaft, dem Hausmeister, Geld zahlte."

Des Pseudo-Belzunce Augen schossen Blitze.

„Man müßte mit Chamartin sprechen," fuhr er fort, „vielleicht könnte auch eine Mitwirkung des Hofes — —"

„Das hoffe auch ich," fiel der Capitain schnell ein. „Und wenn mich nicht Alles trügt, so hat Jeanne von jener Seite her Hülfe zu erwarten. Sie meinte: wenn man den Regenten bewegen könne, sich unserer Sache anzunehmen, so würde sie gefördert werden, gelänge es dann durch einen — freilich seltenen Glücksfall — die bewußten Papiere zu erhalten, dann wäre es der Marquise nicht mehr möglich, Einwendungen zu machen oder unsere Sache in die Länge zu ziehen, sie in der Nacht der Gerichtsacten zu vergraben."

„Wissen Sie aber wohl," nahm der Vertraute nach einer Pause das Wort, „daß die Frau Marquise de Verrue durch die Verfolgung dieser Sache in arge Verlegenheit kommen kann?"

„Sie mögen Recht haben."

„Gewiß. Wenn die Papiere dem Richter vorgelegt werden, so wird dieser keinen Augenblick anstehen, der

Dame zu sagen: Madame de Verrue, Sie haben sich einfach einer Unterschlagung von Documenten schuldig gemacht, was eine Strafe von etwa — acht Monat Correctionshaus nach sich ziehen dürfte."

„Das würde ich freilich bedauern," sagte George mitleidig.

„Ich gar nicht," entgegnete sein Vertrauter. „Wenn man die kleinen Diebe hängt, sollen die großen nicht entlaufen — indessen wenn Mademoiselle Jeanne bei Hofe Etwas ausrichten kann, so wird die Marquise am Ende doch frei ausgehen."

„Jeanne hofft durch Mademoiselle Dangeau, welche Gesellschaftsdame der Herzogin von Berry ist, Hülfe zu erlangen."

„Durch die Berry? — ah — da ist sie ja an der besten Quelle. Sie haben Gewißheit?"

„Ich werde übermorgen davon Näheres erfahren," sagte George. „Ich habe mit Jeanne verabredet, daß wir uns um die neunte Abendstunde am kleinen Parkthore, welches auf die Straße Seve führt, treffen; dorthin bringt sie mir Nachricht von den Plänen der Dangeau. Die Gelegenheit ist günstig, denn die Marquise ist bei der Herzogin von Choiseul zum Spiel geladen."

Der Pseudo-Belzunce fuhr auf.

„Die Herzogin ist am Freitag Abend nicht in ihrem Hause?“ fragte er schnell.

„Nein, sie bleibt bis gegen eilf Uhr aus.“

„Und am Gitter wollen Sie sich sprechen?“

„Ja.“

„Sie werden es nicht öffnen?“

„Weshalb? es ist nicht nothwendig.“

„Ich wünsche Ihnen Glück, Capitain, und werde für Sie mitwirken,“ sagte Belzunce, sich erhebend. „Ich muß hinweg — die Zeit mahnt.“

„Auch ich. Und wo finde ich Sie?“

„Die nächsten Tage bringe ich außerhalb Paris zu; wenn ich heimkehre, suche ich Sie auf. Ihre Adresse?“

„Straße Noyers Numero zwölf im ersten Stock — wir gehen doch zusammen?“

„Ich trinke noch ein Glas,“ sagte Belzunce. „Lassen Sie sich nicht aufhalten.“

„Nochmals Dank und — ich habe Ihr Schweigen, Chevalier?“

„Welche Frage! Hier meine Hand darauf — Sie können beruhigt sein.“

Er drückte George's Hand, der die seinige schüttelte und in heiterer Stimmung das Local verließ.

Der Capitain war kaum aus dem Zimmer, so

stand der Pseudo-Belzunce auf und rieb sich die Hände. „Das trifft sich prächtig," lachte er, „die Gelegenheit ist wie gerufen. Die ganze Wohnung ist mir wohlbekannt geworden. Das Zimmer liegt nach dem Garten hinaus — das Arbeitscabinet folgt — der schöne Schrank ist mit Pretiosen gefüllt — ha — ha — alles Andre ist schon hier fertig." Er deutete auf seine Stirn, dann rief er den Wirth, der mit sehr unterthäniger Geberde ihm nahte. „Wer hat denn heut in der Straße Babylone gearbeitet?" fragte er.

„Le Gendre, der schwarze Gerard, Pampelon — die Andern weiß ich nicht, Hauptmann."

„Ich werde Kraft meines Amtes die Kerle einmal niederschießen, wenn sie nicht gehorchen. Ich habe ausdrücklich verboten, Offiziere anzufallen. Wir laufen dabei die größte Gefahr, die Armee darf nicht auf uns gehetzt werden. Sonst Etwas vorgefallen?"

„Belieben Sie in mein Hinterzimmer zu spazieren, Hauptmann," sagte der Wirth.

Der Herr Hauptmann schritt in den ihm wohlbekannten Raum. Es war ein kleines Zimmer, mit einer Masse verschiedenartiger Dinge fast vollgepfropft, die bunt durcheinander lagen: Silbersachen, Kleider, Bücher, Geschirre, neben einer vergoldeten Theekanne lag ein Fernrohr und auf einer Statuette hing eine Spitzen-

haube — kurz es war eine echte Diebshöhle, ein Hafen, in welchem die Räuber ihre Ladungen bargen. Der Hauptmann betrachtete die aufgespeicherten Dinge.

„Es hat sich ansehnlich vermehrt seit drei Tagen,“ sagte er. „Sorge dafür, Pêcheur, daß morgen mit dem Verkauf begonnen wird.“ — Ein Pfiff erschallte.

„Es ist Cassebras, der Sergeant,“ sagte der Wirth.

Der Hauptmann ging in das Zimmer zurück. Hier traf er fünf Männer, welche sich bei seinem Eintritt erhoben. Der Eine, welchen der Hauptmann als Sergeanten begrüßte, war ein kraftvoll gebauter Mensch, dessen riesige Fäuste soeben einen Doppelkrug hoben, den er mit den Worten: „Guten Abend, Hauptmann Cartouche,“ niedersetzte.

Der berühmte und berüchtigte Räuber Dominique Cartouche, der Schrecken von Paris, stand vor seinen Leuten — er war es, der sich für den Chevalier de Belzunce ausgegeben hatte.

„Cassebras,“ sagte der Hauptmann Cartouche, „morgen müssen die geretteten Sachen verkauft werden. Am Sonnabend haben wir Abrechnungstag — ich will Niemandem schuldig bleiben. Es ist einmal ausgemacht, daß gleichmäßig vertheilt wird — ist Etwas ins Garn gegangen?“

„Hm,“ sagte Cassebras, „dieses hier. Der Sala=

mander hat es abgeliefert.“ Salamander war der Spitzname eines Räubers der Bande, welche Cartouche in Paris unterhielt; den Namen Salamander hatte der Bandit sich erworben, weil er einmal glücklich aus dem brennenden Hause entkommen war, in welchem er erstickt werden sollte. Der Gegenstand, den Cassebras dem Hauptmann reichte, war eine zierlich aus Stahl gefertigte Cassette, deren Deckel und Seitenwände mit Gold verziert waren. Auf ersterem sah man das englische Wappen mit einer Chiffre darunter. Die Cassette war fest geschlossen.

„Ah — sieh doch,“ sagte Cartouche, „woher ist denn das liebe Gut?“

„Ja,“ sagte Cassebras, „es ist eigentlich eine häßliche Geschichte — man weiß nicht, was mit dem Dinge anzufangen ist. Der Salamander hat es aus dem Zimmer des englischen Gesandten, des Lord Stair, gestohlen.“ Cartouche fuhr auf.

„Alle Teufel, das ist frech,“ lachte er, „hat er sonst noch Etwas mitgenommen?“

„Ich glaube, ja — verschiedene Goldsachen und ein Paar Steine, diesen Kasten wollte er nicht stehen lassen — er ist so hübsch gearbeitet, aber was er enthält — wer weiß es? Das Schloß ist nicht zu öffnen,

obwohl wir schon die besten Dietriche und verzwacktesten Sperreisen anwendeten."

Cartouche drehte die Cassette hin und her, schüttelte sie, indem er sie in die Nähe seines Ohres brachte.

„Geld oder massive Dinge sind nicht darin — es raschelt nur — es sind Papiere, eh — die können auch gut sein, vielleicht Actien der Law'schen Bank." Er betrachtete aufmerksam das Schloß, zog aus seiner Hosentasche ein kleines Instrument und brachte es in die Oeffnung — das Schloß widerstand.

„Es ist ein echt englisches Schloß, denen nachgemacht, die sie in Indien verfertigen," sagte er. „Ich bedarf dazu meiner besonderen Instrumente. Ich nehme die Cassette mit mir."

Die Gefährten des Herrn Cassebras stießen ein leises Gemurmel aus, aber Cartouche blickte sie an und rief: „Nun? was giebt's? traut Einer mir nicht?"

Die Banditen schwiegen erschrocken. Cartouche winkte Cassebras zu sich.

„In der Cassette," flüsterte er, „können Dinge sein, die Viel einbringen. Du mußt Dich in der Nähe des Justizpalastes aufhalten, um von Argenson's Agenten gesehen zu werden — ich wette, er läßt Dich rufen. Du mußt natürlich von Nichts wissen — sagen, daß es schwer halten werde, die Cassette wiederzufinden —

hörst Du? Wir müssen von ihm ein ordentliches Stück Geld verdienen — mit den drei Kronenthalern für den Mann, pro Tag, ist nichts gewonnen, das ist zu wenig für die Denuncianten — noch Eins: ist der Bursche von gestern bei der Polizei gemeldet?" Cassebras nickte. „Gut. Ich muß Freitag Abend Punkt Neun Uhr zwei handfeste Leute haben — ein Stück ist zu thun, das ich selber ausführe. Morgen mehr davon. Gute Nacht, Leute."

„Gute Nacht, Hauptmann."

Cartouche schritt, mit der Cassette unter dem Arme, durch die menschenleeren Straßen seinem Schlupfwinkel zu. Aus der Unterredung mit dem Sergeanten hat man wohl ersehen, daß Cartouche ein doppeltes Spiel spielte. Er war Hauptmann der Bande, welche gegen die Gesellschaft, gegen das Eigenthum Krieg führte — aber er stand auch zugleich im Solde der Polizei, wenn es auf eine wichtige Entdeckung ankam.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In seinem Arbeitscabinet, welches auf der Westseite des Palais royal gelegen war, stand Philipp, Herzog von Orleans, der Regent Frankreichs, vor einem mit Papieren bedeckten Tische. Der Regent, eine untersetzte Gestalt, zeigte eine gewisse Mattigkeit. Seine Augen waren umflort — es lagerten auf seinem

Antlitz die Spuren einer wild durchlebten Nacht — eines jener Gelage, welche den Regenten berüchtigt als Trinker und Lüderjahn gemacht hatten – die Frivolität seines Wandels war es, welche ihm Feinde verschaffte und viele seiner guten Eigenschaften in den Schatten stellte — sie war es, welche Frankreich an den Abgrund des Verderbens brachte und die furchtbare Zettelbank John Law's entstehen ließ.

Der Regent hatte trotz seiner Müdigkeit Kraft genug über sich selbst, um arbeiten zu können — er arbeitete wirklich. Der immerhin außergewöhnliche Mann war im Laster eben so ausdauernd als in seinen Pflichten — leider warf ihn das erstere zu Boden, es entriß ihm die Stärke, welche zur Durchführung der Pflicht nothwendig ist. Die Arbeiten, welche der Regent zu beenden hatte, waren eilige und sehr wichtige. Es handelte sich um Erledigung einer inhaltschweren Angelegenheit, welche zwischen England und Frankreich schwebte, die im tiefsten Geheimniß geführt ward — denn nur der Regent und sein Rath, der Abbé Dubois, einer-, der englische Gesandte Lord Stair und das Cabinet von St. James anderseits, waren mit der Sache vertraut — die nichts Geringeres als einen abermaligen, im Geheimen vorbereiteten Angriff auf Spanien betraf.

Die Endunterhandlung sollte in wenig Tagen stattfinden, man erwartete zu London des Regenten eigenhändig niedergeschriebene Zustimmung — es ist daher wohl zu erklären, daß der Regent dieser Angelegenheit eine besondere Sorgfalt widmete, und wenn er auch verschiedene Male in Folge der durchschwärmten Nacht gähnte, so schien die Arbeit ihm doch von Statten zu gehen und er ließ die Feder schnell über das Papier laufen. „Es ist ein Glück," murmelte er vor sich hin, „daß ich mir jeden Besuch heut Vormittag verbeten habe. Dubois soll den Entwurf fertig finden, er ärgert sich immer, wenn ich fleißig bin."

Er arbeitete weiter, aber sein Fleiß sollte gehemmt werden, denn ohne weitere Anmeldung erschien im Zimmer plötzlich eine Dame. Der Regent wendete sich, als er Geräusch vernahm, mißmuthig um; sobald er jedoch die Eingetretene erblickt hatte, legte er — zwar mit einem tiefen Seufzer der Ergebung — die Feder bei Seite und sagte lächelnd: „Guten Morgen, mein liebes Kind."

Die Dame näherte sich dem Regenten und drückte einen Kuß auf seine Stirn. „Ich störe doch nicht, Papa?" fragte sie.

Obwohl nun der Regent nicht ärger und nachtheiliger hätte gestört werden können, vermochte er

doch nicht die Frage zu bejahen, die schöne Dame war die Herzogin von Berry, sein Lieblingskind, dem zu Gefallen er eine Menge von Thorheiten beging. Er sagte deshalb auch jetzt: „Nein, meine Tochter, Du störst mich durchaus nicht, die Arbeit kann warten," und schob die Correspondenz mit England bei Seite.

Die Herzogin von Berry schien überhaupt gar nicht auf eine Abweisung gerechnet zu haben, denn sie nahm, sogleich nach der Begrüßung in einem Sessel Platz, brachte sich in sehr bequeme Stellung und sagte, indem sie ihren Fächer spielen ließ:

„Sind keine Neuigkeiten da, Papa? Ich möchte so gern Etwas erfahren."

„Keine, mein Kind — denn daß das Parlament halsstarrig bleibt, ist eine alte Geschichte."

„Ah," sagte die Herzogin, „ich würde die ganze Gesellschaft zum Teufel schicken — sie ist so langweilig — indessen lassen wir sie gehen. Wenn Sie, mein theurer Papa, keine Neuigkeiten haben, so habe ich dergleichen und komme, sie Ihnen mitzutheilen."

Der Regent, der schwächste aller Väter auf Erden, wenn es die Herzogin von Berry betraf, warf noch einen wehmüthigen Blick auf seine Correspondenz, dann sich zur Tochter wendend, fragte er: „Welche Neuigkeiten sind denn das?"

„Ach — eine Heirathsangelegenheit. Meine kleine Dangeau hat mir erzählt, daß in der Familie Precy eine seltsame Geschichte spielt. Die Tochter des verstorbenen Marquis liebt den sehr braven und hübschen Capitain George de Mortain, die jungen Leute wollen sich heirathen, aber die alte Marquise de Verrue, welche von dem verstorbenen Precy gewissermaßen mit den Rechten einer Mutter über die junge Dame gesetzt wurde, sucht diese Heirath zu hintertreiben oder hält vielmehr die Einwilligung zurück."

„Das ist nichts Seltsames," sagte der Regent. „Es geschieht oft."

„Gewiß, Papa — aber das Seltsamste ist, daß der Vater eine Art von letztem Willen hinterlassen haben soll, demzufolge die junge Marquise heirathen — das heißt nach ihrer Herzensneigung heirathen darf, wenn der von ihr Erwählte ein tadelloser Edelmann ist — das ist Herr von Mortain nun wirklich — mit der Heirath aber soll, so sagt jene Erklärung des verstorbenen Vaters, die junge Marquise auch zugleich den Besitz ihres ganzen Vermögens antreten. Nun hält — wie Wohlunterrichtete behaupten — die Marquise de Verrue in ihrem eigenen Interesse jenes Document verborgen, läugnet es ab und sucht die junge Dame in ein Kloster zu drängen, bevor sie ihre Mündigkeit erreicht

hat. Ein alter Vormund, der Baron von Chamartin, soll sie in ihren Plänen unterstützen. Die junge Marquise ist höchst unglücklich."

„Und was sollen wir dabei thun?" fragte der Regent.

„Ei — Sie sollen der alten Marquise die Papiere abfordern, ihr scharf ins Gewissen reden, mit einem Worte: die jungen Leute verheirathen."

Der Regent stieß ein Gelächter aus. „Mein Kind," sagte er, „wie wäre das möglich? Ich habe kein Recht dazu — ich könnte höchstens, wenn es Dein Wunsch wäre, als Bittender auftreten. Uebrigens scheint mir die Sache nicht ganz richtig. Möglich, daß die Alte einen Druck auf ihre Nichte ausüben will, aber wozu würde es nützen, ihr schroff entgegenzutreten? Ja — hätte man das bewußte Document, aber wo wird dieses zu finden sein? wenn es überhaupt noch vorhanden ist, denn gesetzten Falls, es hat wirklich existirt, weshalb hätte die Marquise es aufbewahrt? Sie würde es längst vernichtet haben."

„Das ist scheinbar richtig und ich habe es der Dangeau auch gesagt; sie erwiderte mir aber darauf, daß die Marquise triftige Gründe habe, das Document nicht zu vernichten. Sie steht nämlich in Verbindung mit dem Abbé Gambiac, der, wie Sie wissen, als ein

Agent der Gesellschaft Jesu gilt und zweifelsohne Absichten auf das Vermögen — mindestens auf einen Theil desselben hat, welches der jungen Marquise zufallen wird. Die alte Marquise ist schlau, sie kennt die Herren in der Soutane und dem Abbékäppchen, die stets auf eignen Vortheil bedacht sind; würde also der Abbé der Marquise gegenüber ein falsches Spiel spielen, eben das ganze Vermögen der Gesellschaft Jesu zuzuwenden suchen — dann würde die Marquise im letzten Moment mit der Erklärung des Vaters hervortreten — sie muß dieselbe also sorgfältig bewahren. Sie sehen, mein lieber Papa, — daß die Geschichte nicht so alltäglich ist."

„Nein — nein — aber woher wißt Ihr — die Dangeau ebenfalls diese Details?"

„Durch die Stiefschwester der Marquise, durch Frau von Chamouy."

„Ah — also eine Weiberklatscherei der besten Art," lachte der Regent. „Nun wir wollen es überlegen."

„Ueberlegen?" fuhr die Herzogin auf. „Nein, Papa, Sie werden helfen, Ihre Tochter bittet darum," setzte sie zärtlich schmeichelnd hinzu.

„Ich muß doch erst die Beweise haben — die Sache ist für die Marquise höchst compromittirend und man tastet eine Dame des ältesten Adels nicht so leicht an."

„Sie lieben Ihre Tochter nicht mehr," rief die Berry, welche sich nun einmal darauf gesetzt hatte, die Liebenden zu beschützen. Der Regent gerieth in Verlegenheit, er versuchte Einwendungen zu machen — die Herzogin blieb fest — in diesem argen Dilemma war es ihm sehr willkommen, daß Ibagnet, sein Kammerdiener, hereintrat und meldete: „Der Herr Polizeiminister d'Argenson und Seine Ehrwürden der Herr Abbé bitten dringend um Einlaß bei Euer Hoheit, die Sache sei hochwichtig."

„Eintreten!" rief der Regent, herzlich froh, aus der Klemme schlüpfen zu können.

Die Gemeldeten traten ein. Der Polizeiminister, ein hochgewachsener Mann, contrastirte scharf gegen den kleinen Abbé Dubois, dessen Ränke und Listen ihm in Verbindung mit seinem Aeußern den Beinamen „des Fuchses" verschafft hatten.

„Monseigneur verzeihen," begann Dubois, „aber die Sache ist so wichtig, daß wir stören mußten."

„Ich bin überzeugt davon, Dubois," sagte der Regent. „Lassen Sie hören."

Argenson wollte beginnen, aber sein Blick fiel auf die Herzogin, er sowohl als Dubois verneigten sich vor der Lieblingstochter, aber Beide schwiegen und blickten dann den Regenten starr an, was so viel sagen

wollte als: „Laß doch die Dame aus dem Zimmer gehen, wenn es sich um wichtige Dinge handelt.“

Allein die Herzogin hatte diese Blicke aufgefangen und sofort gedeutet.

„Eh, mein Vater,“ lachte sie. „Die Herren scheinen mich entfernen zu wollen — aber Sie, Papa — Sie wollen, daß ich bleibe. Nicht wahr? Sie wollen es? Bitte, sagen Sie den Herren, daß Sie es wünschen — ich höre so gern merkwürdige Dinge!“

„Ja — ja, mein Kind, Du kannst bleiben,“ sagte der schwache Vater, trotz des zornigen Blickes, den Dubois ihm zuschleuderte. „Ich bin überzeugt, Du wirst schweigen.

„Wie das Grab, mein Vater — wie eine Sphinx,“ betheuerte die Herzogin.

„Zur Sache!“ gebot der Regent dem Polizeiminister, der mit schwerem Athem sich zum Rapport rüstete.

„Monseigneur,“ begann er. „Es ist leider bekannt, daß wir in Paris gegen eine ungeheuere Verbindung von Räubern kämpfen — die täglichen Rapporte belehren Euere Hoheit darüber. Ein verwegener Raub findet fast täglich statt und so hat denn gestern auch der englische Gesandte Mylord Stair einen herben Verlust erlitten. Freche Räuber sind in seine Wohnung eingedrungen und haben viele Pretiosen entwendet, aber

diesen Verlust würde Mylord noch verschmerzen, es ist jedoch leider — auch eine Cassette abhanden gekommen, in welcher sich eine Anzahl von Briefen befanden, welche auf die bewußte hochwichtige Angelegenheit Bezug haben." Der Regent trat erschrocken zurück.

„Was sagen Sie? Das ist ja die höchste Gefahr —"

„Ich weiß nicht, welche Angelegenheit gemeint ist," fuhr d'Argenson fort. „Ich wiederhole nur die Worte des Lord Stair, der mich bat, Euer Hoheit dies zu melden."

Der Regent blickte Dubois besorgt an, der Abbé zuckte die Achsel und sagte: „Dieser Verlust kann uns verderben, Monseigneur."

„Die Briefe sind in Chiffren geschrieben," fiel der Regent ein, „sie können nicht gelesen werden."

„Euer Hoheit wissen, daß es sehr gewandte Dechiffreurs giebt, welche bald den Schlüssel finden. Bedenken Sie, welch' ein Unheil entstehen kann, wenn ein Stück der Correspondenz in Hände fiele, die es weiter beförderten — dahin." Der Abbé wies mit dem Daumen in die Luft.

„Sie haben Recht — ganz Recht," sagte der Regent, „was ist zu thun?"

„Es giebt nur ein Mittel," sagte d'Argenson. „Wir sind genöthigt, mit den Dieben zu unterhandeln.

Allem Anschein nach ist der Raub von der Bande Cartouche's ausgeführt worden und da der Hauptmann zugleich in meinem Solde steht — —"

„Ah," rief der Regent mit gereizter Stimme, „Sie haben den Räuber im Solde? Während er längst am Galgen baumeln müßte, verhandeln Sie mit ihm?"

„Eine alte Praxis, Monseigneur," sagte d'Argenson mit großer Ruhe. „Um Räuber zu fangen, muß man sich der Räuber bedienen. Wir wissen wohl, daß Cartouche Anführer der Bande ist — aber wir können ihm bis dato noch keinen Beweis führen und benutzen ihn, um anderen Dingen auf die Spur zu kommen — solchen, wie es zum Beispiel die Cassette des Lord Stair ist. Monseigneur werden einsehen, daß es in diesem Falle sehr nutzenbringend ist, mit den Räubern verhandeln zu können, denn sonst würden wir wohl schwerlich in den Besitz des Kastens und seines — wie ich wohl jetzt schließen kann — hochwichtigen Inhaltes gelangen."

Der Regent schwieg. Er sah die traurige Nothwendigkeit ein. „Aber es ist doch recht abscheulich, mit Banditen verhandeln zu müssen — mit Leuten, welche das Eigenthum unseres Volkes bedrohen," sagte er dann.

„Monseigneur," entgegnete d'Argenson, „es giebt

Leute in Paris, von denen behauptet wird, daß sie den Franzosen mehr stehlen, als Cartouche überhaupt je stehlen könnte. Man stiehlt auch an unsrer Börse und doch verhandeln wir mit solchen Leuten."

Der Regent biß die Lippe, er fühlte den Stoß tief, den d'Argenson ihm beibrachte, dessen Feindschaft gegen den Börsenmann Law bekannt war, welcher die gefährliche Zettelbank gegründet und des Regenten Vertrauen gewonnen hatte.

„Wie wollen Sie die Sache mit der Cassette zu Ende führen?" fragte er ablenkend.

„Ich habe durch meine Agenten ein Glied der Bande Cartouche's ausfindig machen lassen. Dasselbe wurde in der Nähe des Justizpalastes getroffen und erhielt die Weisung, den Hauptmann mir zuzuführen — ich habe Alles mitgetheilt, habe offen erklärt, daß wir die Cassette zurückerhalten müßten, daß dies nur durch Hülfe des Herrn Cartouche möglich sei, und diesem eine Belohnung versprochen."

„Pfui doch — eine Belohnung dem Räuber für den Raub!"

„Nein, für die Auslieferung des Raubes, Monseigneur — ich weiß keinen andern Rath. Wollen Euer Hoheit aber einen Andern mit Führung der Sache betrauen, so trete ich gern zurück."

„Nein, nein,“ fiel der Regent schnell ins Wort, der die Gefahr wohl einsah, welche ein Bekanntwerden der Papiere und damit des ganzen Geheimnisses heraufbeschwören konnte. „Machen Sie, was Sie wollen — ich meinte nur, es wäre doch besser, der Bursche hinge an dem Galgen.“

„Er wird dahin kommen, Monseigneur,“ sagte d'Argenson. „Denn er ist nicht auf andere Wege zu lenken und wenn wir ihn gar nicht mehr brauchen können, bringen wir ihn auf das Rad — vorläufig aber muß ich in Frieden mit ihm verkehren.“

„Er wird nicht kommen, er wird sich hüten, wer bürgt ihm dafür, daß er nicht ergriffen werde, wenn er sich Ihnen vorstellt?“

„Zwei Zeilen von Euer Hoheit sind es,“ sagte d'Argenson, „welche ich mir erbitte, in denen Sie ihm volle Sicherheit zugestehen, so lange er wegen der Cassette unterhandelt — die ihm freies Geleit sichern.“

Der Regent schüttelte unwillig das Haupt. „Wenn es denn sein muß — gut so,“ murmelte er, warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier und drückte sein Handsiegel darunter.

„Ich bin überzeugt, Cartouche wird erscheinen. Er traut auf Ihr Wort, Monseigneur, und ich werde seinem Abgesandten dies Zettelchen geben, es wird ihn

bestimmen, sich am Sonnabend Abend hier im Palais, in dem Bureau des Herrn Abbé einzufinden, der außer mir der einzige Zeuge der Unterredung sein wird."

„Ach," rief jetzt plötzlich die Herzogin, sich erhebend. „Nicht der Abbé allein soll Zeuge sein — ich bitte, Messieurs, lassen Sie mich dieser Scene beiwohnen."

„Aber, Hoheit — das geht doch nicht — bedenken Sie —," stotterten die Beamten des Staates.

„Ei — welch' interessanter Moment, den berühmten Räuber sehen zu können, seine Worte zu hören, — bitte, Papa, schlagen Sie mir den Wunsch nicht ab."

„Nun, wenn die Herzogin es wünscht — so sehe ich nicht ein, weshalb dieser Wunsch nicht erfüllt werden sollte. Du mußt aber nicht gesehen werden, mein Kind — Du wirst hinter dem Gobelin-Vorhange placirt werden, — meinst Du nicht, Dubois, daß es geschehen könnte?" fragte der Regent, vollständig durch die Tochter beeinflußt.

„Es geht — es geht, Monseigneur," antwortete Dubois; „Hoheit, die Frau Herzogin können sich Punkt zehn Uhr bei mir einfinden. Lächerlicher Schwachkopf gegen dieses Weib," setzte er leise, zähneknirschend hinzu.

„Noch Eins. Die Cassette soll, wie Lord Stair Ihnen sagte, verschlossen gewesen sein — das Schloß soll allen Versuchen es zu öffnen widerstehen können,"

bemerkte Dubois, der ohne Zweifel die Absicht hegte, den Lohn des Räubers etwas zu schmälern.

„Ein Schloß, welches Cartouche nicht zu öffnen vermöchte, das kennen zu lernen, wäre mir interessant,“ sagte d'Argenson. „Wir müssen uns auf des Räubers Ehrlichkeit verlassen.“

„Der ehrliche Räuber — ha! ha! — die Polizei geräth in das Paradoxe,“ höhnte der Regent.

„Nicht so sehr, als Euer Hoheit meinen,“ gab d'Argenson zurück. „Man hat nicht selten so ein Beispiel von dem Worthalten der Räuber — und wir werden ja sehen, ob auch unser Mann täuscht.“

„Gehen Sie also schnell an die Sache — und nun Adieu — ich muß die Correspondenz enden,“ sagte der Regent.

„Ich verabschiede mich ebenfalls,“ sagte die Berry.

Argenson und Dubois verließen das Cabinet durch die Hauptthür — die Herzogin blieb noch einige Minuten zurück.

„Und die Sache der schönen Jeanne de Precy?“ fragte sie, ihren Arm auf des Vaters Schulter legend.

„Ach — ja so,“ entgegnete der Regent. „Ich will mich bemühen, mein Kind — ich will's versuchen — vielleicht spreche ich mit dem Abbé — laß mich einige Augenblicke allein.“

„Um was handelt es sich denn bei der Cassette? Was für Papiere sind es?“ forschte die Herzogin.

„Geheimnisse des Staates,“ rief jetzt der Regent mit strengem Blick.

Die Berry wußte, daß auch die Schwäche des Vaters ihre Grenzen hatte, sie antwortete nur mit einer stummen Verbeugung, sagte dann heiter: „Ich werde der Dangeau berichten, daß Du helfen willst,“ und rauschte durch die Nebenthüre aus dem Cabinet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein erquickender Sommerabend war dem heißen Tage gefolgt. Auf dem Parke des Hôtel de Precy lagerte der erfrischende Thau, die Blätter hoben sich allmählig wieder empor, der Wind strich durch die Zweige der großen Bäume und trieb Wolken zusammen, welche die Mondesscheibe verdunkelten. Die tiefste Ruhe herrschte ringsum, im Saale des Erdgeschosses und in dem Schlafzimmer der Marquise brannten einige Lichter, deren Schein die Terrasse erleuchtete.

Durch die dunkle Allee huschte eine weißgekleidete Gestalt. Es war Jeanne, welche zu dem Gitter an der Straße Seve eilte. Sie brauchte nicht lange dort zu harren — die Gestalt eines Mannes ward sichtbar — George de Mortain reichte ihr durch die Stäbe des Gitters hindurch die Hand.

„Ich bin glücklich hierher gelangt,“ flüsterte Jeanne. „Seien Sie fröhlich, George, meine Freundin Henriette de Dangeau hat mir Nachricht zukommen lassen — der Regent wird uns seine Hülfe leihen.“ Sie begann nun dem Freunde die Unterredung zu erzählen, welche die Berry mit ihrem Vater gehabt hatte.

„Wir dürfen also hoffen,“ frohlockte George. „Und mein Freund, der Chevalier de Belzunce, wird das Seinige dazu thun —“

„Ihr Freund?“ sagte Jeanne schnell. „Sie kennen ihn?“

„Ich habe Ursache, ihn meinen besten Freund zu nennen. Er ist mein Retter.“ Er berichtete nun die Abendteuer, welche er an der Seite Belzunce's bestanden.

„Sie thaten Unrecht, diesem Menschen zu trauen,“ nahm Jeanne das Wort. „Er ist ein räthselhafter — ohne Zweifel ein gefährlicher Mensch. Er gab sich für den echten Herrn von Belzunce aus, der kurze Zeit nach seinem Weggange bei uns eintraf.“

„Wäre es möglich? Was konnte den Mann veranlassen, sich für Herrn von Belzunce auszugeben? Ich sehe keinen Grund.“

„Wir vermögen eben so wenig einen solchen zu entdecken, aber unser Haus ist in Unruhe — das Räthsel=

hafte macht besorgt — ich fürchte — still," flüsterte sie plötzlich. „Ich höre Stimmen — Lichter dort unten an der Allee — ha — es ist die Tante, sie kehrt früher zurück — sie kommt hierher, von dem Diener begleitet — schnell hinweg, George — Sie werden von mir hören."

George verschwand von dem Gitter — Jeanne wendete sich, die Allee hinabzuschreiten. Sie kam in der That der Marquise entgegen, welche sie mit strengem Blicke betrachtete. „Ei, ei — wirklich hier im Parke? Und in der Nähe des Gitters," sagte sie. „Tante Chamouy sagte mir, Du habest über Kopfschmerz geklagt — ich wollte Dich noch sprechen, ehe ich mein Zimmer suche — ist Dir besser?"

„Viel besser, gnädige Tante. Die kühle Abendluft thut der heißen Stirne wohl."

„Laß uns hineingehen," mahnte die Marquise, scharf umherspähend; da sie aber nichts entdeckte, was ihr verdächtig gewesen wäre, gab sie die Beobachtung auf und betrat bald mit Jeanne den Saal im Erdgeschosse, hier verabschiedete sie sich von der Nichte.

„Sie sind bald heimgekehrt, gnädige Tante," sagte Jeanne, ihr die Hand küssend.

„Wider Erwarten, mein Kind. Die Herzogin von Choiseul war nicht ganz wohl. Wir mußten das Spiel enden — Gute Nacht, Jeanne."

Allein im Saale geblieben, ging die Marquise einige Mal auf und nieder, dann blieb sie stehen und schien, mit ihren Gedanken beschäftigt, Alles um sich her zu vergessen. Nach längerer Pause schellte sie einem Diener. „Wenn der Abbé Gambiac kommen sollte — ich erwarte ihn in meinem Arbeitscabinet,“ befahl sie, die Treppe zum ersten Stock hinansteigend.

Der Capitain George de Mortain hatte kaum die Straße Seve verlassen, als sich von der andern Seite her drei Männer dem Gitter des Parkes näherten. Einer derselben gab ein Zeichen, die Drei blieben stehen.

„Ihr promenirt auf und nieder,“ sagte der Erste. „Ich gebe das Signal, wenn ich fertig bin — auf Wiedersehen.“

Er warf nun eine aus starkem Seile gefertigte Schlinge über die Spitzen zweier Gitterstäbe und zog sich hinauf, dann trat er in die Schlinge, faßte die Spitzen des Gitters und schwang sich in den Park hinab. Er lauschte einige Secunden, zwischen den kleinen Büschen verborgen. — Da aber Alles still blieb, begann er vorsichtig vorwärts zu schleichen, indem er sofort in die rechter Hand hinlaufende dunkle Allee schlüpfte.

„Es ist Alles still,“ flüsterte er, „die Sache wird gehen.“ Er nahm nun aus der Tasche seines Rockes

ein seidnes, mit Knoten versehenes Tau, an dessen oberem Ende sich ein stählerner Haken befand, und schritt, denselben in der Hand haltend, die Allee entlang, während er das Tau hinter sich her schleifte: so kam er der Hinterfront des Schlosses gegenüber und vermochte in den Saal des Erdgeschosses zu blicken. „Teufel," murmelte er zurückfahrend, „die Alte ist hier — welcher Satan hat sie hergebracht — sie sollte den Abend außer dem Hause zubringen. Sie geht im Saale auf und nieder — an's Werk."

Er blickte zu dem Fenster des Schlafzimmers empor, welches erleuchtet war, vor demselben befand sich ein Balkon, die Flügel der hohen thürartigen Fenster waren geöffnet, der Lauscher konnte daher genau recognosciren und überzeugte sich bald genug, daß Niemand im Schlafzimmer sei; zwei Kerzen auf silbernen Leuchtern brannten und erhellten das Gemach.

Der Mann schlich bis zum Gemäuer des Schlosses, spähte noch einmal vorsichtig umher — dann warf er mit kraftvollem Schwunge den Haken gegen die Brüstung des Balkons. „Er sitzt," murmelte er. „Nun die Probe." Er hing sich an das vom Balkon niederhängende seidene Tau — es trug trotz seiner scheinbaren Zartheit den Kletterer, der — schnell von Knoten zu Knoten greifend, emporstieg und sich geräuschlos

über die Brüstung schwang. Er wollte in das Schlafgemach treten, versteckte sich jedoch vorher hinter einem der geöffneten, mit Mousselin-Gardinen versehenen Fensterflügel, um nochmals zu recognosciren — ein leises „ha“ entfuhr seinem Munde, als er die Thür des hinter dem Schlafzimmer liegenden Arbeitcabinets sich öffnen und die Marquise in Begleitung des Abbé Gambiac eintreten sah. Der Kletterer befand sich in der gefährlichsten Lage, er konnte nicht wagen, wieder hinabzusteigen — er hätte den Versteck verlassen müssen und es war unmöglich, dies, ohne gesehen zu werden, auszuführen; — trat eine der beiden Personen auf den Balkon, so war es sicher, daß er entdeckt wurde, der schmale Flügel blieb seine einzige Rettung und er preßte sich zwischen diesen und die Wand des Pfeilers, indem er sich so flach als möglich zu machen suchte. Um die schwierige Lage noch zu verschlimmern, nahmen die Marquise und der Abbé auch obenein in dem Schlafzimmer Platz, das geringste Geräusch mußte von ihnen eben so genau vernommen werden, als der Versteckte seinerseits jedes Wort vernahm, welches die Beiden sprachen. Er ergab sich in sein Schicksal und horchte auf die Unterhaltung, indem er zugleich durch die Ritze des Fensterflügels, zwischen Fenster und Rahmen hin-

durch, die Zimmer und die Personen übersehen konnte, auch das Arbeitscabinet war durch Kerzen erhellt. —

„Ich hatte soeben Ordre gegeben, Sie in mein Zimmer zu führen, als Sie erschienen, Abbé," sagte die Marquise.

„Ich glaubte Sie noch nicht hier zu treffen, Gnädigste," entgegnete Gambiac. „Sie kehrten zeitig von der Herzogin heim und — wie mir scheint in einiger Erregung."

„Sie treffen das Rechte — ich bin in großer Aufregung und habe allen Grund dazu. In Kürze denn: wir sind in Gefahr, daß unser Plan sich in Nichts auflöse."

„Sie scherzen."

„Nein, Abbé, die Frau Herzogin von Choiseul hat mir mitgetheilt, daß Jeanne, meine Nichte, keineswegs so still und ergeben ist, wie sie wohl scheinen mag, sie complotirt, sie thut Schritte, ihren Wunsch, den Capitain de Mortain heirathen und den Besitz ihres Vermögens antreten zu können — der Erfüllung entgegenzuführen, sie hat sich Bundesgenossen verschafft, die kleine Dangeau hat der Herzogin von Berry die Sehnsucht Jeanne's — deren Verlangen geklagt und — Sie wissen ja, daß die leichtfertigen Damen mitleidig sind — die Berry hat den Regenten um seine Hülfe ge-

beten — Hülfe für Jeanne — der Regent hat sie versprochen.“ Der Abbé sprang ein wenig von seinem Sitze empor.

„Das wäre nicht gut — die Sache würde an die Oeffentlichkeit gezogen,“ sagte er. „Der Regent kehrt sich nicht an die Kirche und deren Satzungen, ein Mädchen dem Kloster entreißen, scheint ihm ein gutes Werk — aber sagen Sie — wie kann Jeanne Kenntniß von dem Vorhandensein des Documents erhalten haben?“

„Nur durch meine Schwester Chamouy. Sie wissen, daß diese den letzten Willen meines Bruders kennen lernte, da ihr Schwager Notar war und ich in thörichtem Vertrauen die Chamouy zu mir heranzog — ich kann die Schwester nicht ausweisen — ich muß sie halten, sie hat sicher geplaudert.“

„So müssen Sie dem Regenten gegenüber, wenn er einschreiten sollte, fest darauf bestehen, daß ein solches Document nicht vorhanden sei — oder noch besser,“ warf er leicht hin, „Sie vernichten dasselbe.“

Die Marquise blickte mit einem seltsamen Lächeln den Abbé an. „Nein, mein Freund,“ sagte sie, „das Document wird nicht vernichtet, aber es bleibt in dem Dunkel meines Schrankes.“

„Ah,“ machte der Abbé, „Sie sind keine gute Bundesgenossin — Sie mißtrauen, wie es scheint, Sie

wollen sicher gehen wider Freund und Feind — oder hätten Sie kein Mißtrauen? hätten Sie etwa — ja, ja, ich glaube es beinahe — Hätten Sie das Document verbrannt?“ er schaute lauernd die Marquise an.

„Nein, Abbé,“ rief die Marquise, „Sie sollen nicht denken, daß ich leichtfertig bin. Ich halte das Document hier.“ Sie eilte in das Arbeitscabinet, öffnete die Klappe des schönen Schrankes, zog ein zur Linken befindliches Kästchen auf, fuhr mit der Hand hinein und ließ allem Anschein nach eine geheime Feder spielen, welche sofort eine bisher verborgene Klappe öffnete und einen Kasten vorschnellte, aus welchem die Marquise einige Papiere nahm.

„Sehen Sie hier — hier ist es und dabei liegen die zwei Perlen — Pretiosen, welche mir einst ein Freund schenkte, der sie, wie man sagte, und wie der falsche Belzunce genau wußte — aus einer Kirche geraubt — ich erhielt diese Perlen, weil man hoffte, ich werde die junge Marquise sicher der Kirche überliefern — die Augen der Heiligen sind erloschen — die —“

„'st, um's Himmels willen schweigen Sie,“ flehte der Abbé, „die Wände haben Ohren — es geschah aus Verehrung gegen Sie, daß ich die Perlen erhandelte —“

„Ich zeige Sie Ihnen nur der Erinnerung wegen,“

sagte die Marquise und in das Arbeitszimmer tretend die Papiere bergend, worauf sie den Schrank wieder schloß. „Morgen werden die Papiere einen andern Versteck erhalten.“

Der Abbé knitterte zornig an seiner Manschette — die Marquise hatte ihm die Stirn geboten. „Sie verwahren Ihre Papiere und Pretiosen gut,“ sagte er.

„Nur diese und einige andere sind dort im Schranke, mein baares Geld und die Gesellschaftsschmucke sind in anderm Gewahrsam. Ich bin argwöhnisch, seitdem der falsche Belzunce uns heimsuchte.“

„Ein seltsamer Kerl — aber kommen wir auf unsere wichtige Neuigkeit; was soll geschehen, wenn der Regent gegen uns auftritt, die Angelegenheit der jungen Marquise untersuchen läßt?“

„Ich trete ihm fest entgegen, gestützt auf Chamartin's Gewalt als bestallter Vormund. Ich läugne jedes Vorhandensein von Documenten — meine Stiefschwester werde ich durch Geld gewinnen, daß sie Alles für Scherz erklärt, was sie thörichter Weise plapperte, ihr Neffe braucht Geld, um in die Armee zu treten — ich werde sicherlich mein Ziel gewinnen, thun Sie das Ihrige, Abbé. Ich mußte Sie von der Lage in Kenntniß setzen.“

„Ich kann Ihnen nur verbunden sein,“ sagte Gam=

biac sich erhebend. „Ich werde auch meine Federn spielen lassen — vielleicht, daß man durch den päpstlichen Nuntius auf den Abbé Dubois wirkt, er hofft den Cardinalshut zu erlangen — es dürfte nur der Einspruch Spaniens ihm einen Strich machen, man spricht von Kriegsgerüchten — das bei Seite: ich wende mich an den Nuntius, die Sache muß todtgeschwiegen werden. Gute Nacht, meine Gnädigste, und nochmals Dank für Ihre Nachricht."

„Ich war sie Ihnen schuldig — wir brauchen Eile."

Die Marquise geleitete ihn zum nächsten Zimmer und diesen Moment benutzte der Versteckte, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, da er hinter dem Flügel dem Ersticken nahe war. Indessen hatte er doch so wichtige Dinge vernommen, daß die abscheuliche Situation dadurch ein wenig ausgeglichen ward — besonders hatte er alle Fibern angespannt, um zu beobachten, als die Marquise die Geheimnisse des schönen Schrankes enthüllte — dann hatte er einen Seufzer ausgestoßen, als sie erklärte: das baare Geld an einem andern Orte zu haben — endlich hatte er während der Unterhaltung einige Male geflüstert: „Schöne saubere Sippschaft" — und zugleich seinen Entschluß gefaßt.

Die Marquise kehrte zurück. Sie warf sich wieder

in den Sessel und sog die durch das geöffnete Fenster eindringende Nachtluft in ihre Brust, dann erhob sie sich und der Lauscher vernahm deutlich wie sie die Worte sagte:

„Es muß — es darf nicht sein.“

Die Marquise begann nun, sich ihrer Armbänder zu entledigen, bevor sie ihrer Kammerfrau schellte — sie hatte den Rücken dem Fenster zugewendet, als sie plötzlich erschrocken zusammenfuhr — das Klirren der Flügel schreckte sie auf — sie wendete sich um, ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Kehle, denn auf der Schwelle des Balkons stand die Gestalt eines Mannes.

„Wa — wa — was wollen Sie? woher kommen Sie?“ stammelte die Marquise, „ha!“ schrie sie, ihre Hand vor die Augen schlagend — „Sie sind es — derselbe, der Fremde, Belzunce — der falsche Belzunce.“

„Ich stelle mich Ihnen jetzt unter meinem wahren Namen vor — ich bin Dominique Cartouche.“

Bei Nennung dieses Namens sank die Marquise in die Knie und hob flehend ihre Hände zu dem Gefürchteten empor, der noch obenein aus seiner Rocktasche ein Pistol gezogen hatte.

„Fürchten Sie nichts, Madame,“ sagte Cartouche artig, „wenn Sie ruhig bleiben. Ich werde mich mit Wenigem begnügen, machen Sie aber den geringsten

Lärm, so sind Sie ein Kind des Todes, denn ich strecke Sie nieder, ehe die Hülfe heran ist. Zunächst verriegeln wir die Thüre, welche aus dem Arbeitscabinet in den Corridor führt — so — jetzt weiter. Ich bin Ihnen noch einige Erklärungen schuldig — bitte, Frau Marquise — nehmen Sie Platz.“ Die Marquise ließ sich auf einen Sessel nieder, Cartouche fuhr fort:

„Daß ich bei Ihnen erscheinen konnte, verdanke ich meinen Verbindungen. Ein Hausgenosse Chamartin's verrieth mir, daß Belzunce bei Taulés erwartet werde. Ich erschien früher bei diesem und gab mich für Belzunce aus. Alles stimmte, da Chamartin krank war und nicht erscheinen konnte. Daß ich in Ihr Haus zu kommen suchte — geschah einfach deshalb, um die Ortsgelegenheit für meinen heutigen Besuch zu erforschen, und ich muß Ihnen danken, daß Sie mir Alles so genau zeigten — selbst den reizenden Schrank dort.“

Die Marquise zitterte zwar bei diesen Worten, allein sie ahnte nicht, daß der Räuber von der Unterredung Kenntniß genommen hatte, und da Cartouche sich ganz höflich verhielt, minderte sich die Furcht der Dame. Sie hatte ihr Geld in Sicherheit, ihre besten Pretiosen desgleichen, die Perlen würde der Räuber nicht so schnell entdecken und was er sonst hier fand, das war, wenn auch werthvoll, doch nicht ein allzugroßer Ver-

lust für die Marquise. Sie sagte daher fast launig: „Sie werden also wissen, mein Herr, woran Sie sich zu halten haben.“

„Ohne Zweifel, Madame,“ entgegnete Cartouche aufstehend. „Und Sie werden sehen, daß ich schnell mit meinen Recherchen fertig bin. Bleiben Sie dort, auf der Schwelle der Thüre, welche beide Zimmer trennt, rühren Sie sich nicht, denn mein Pistol ist bereit.“

Die Marquise folgte gezwungen seiner Weisung und blieb in leicht begreiflicher Erregung auf der Schwelle stehen. Cartouche trat an den Toilettentisch, die soeben von der Marquise abgelegten Armbänder wanderten in die Tiefe seiner Rocktaschen — da nichts weiter zu sehen war, was des Räubers Verlangen reizen konnte, ging er zu dem kleinen Schranke. Die Marquise hegte die Hoffnung, daß die Trefflichkeit der Arbeit, die verborgenen Federn und Riegel den Schrank vor Plünderung schützen würden, und sie hoffte außerdem, daß eine hinzukommende Kammerfrau, welche bald erscheinen mußte, den Räuber verscheuchen müsse, denn wenn die Thür verschlossen war, so lag es auf der Hand, daß die Kammerfrau um so eher Lärm machen werde, wenn sie die Pforte verschlossen fand und auf ihr Klopfen keine Antwort erhielt. Cartouche betastete

sorgfältig das Möbel. „Ah," sagte er, „die Federn liegen inwendig." Er öffnete mittels eines kleinen stählernen Werkzeuges den Schrank, die Marquise sah zu ihrem Schrecken, wie die gewandten Finger des Räubers sogleich den Kasten angriffen, innerhalb dessen die Druckfedern für das geheime Fach lagen, er hatte kaum einige Sekunden manipulirt, als er sagte: „Hier ist es," gleich darauf öffnete sich die verborgene Klappe, das Fach, in welchem die wichtigen Documente lagen, sprang auf, der Räuber hielt das Packet in der Hand, an dessen Schnüren sich auch das Etui mit den beiden kostbaren Perlen befand — die Stimme versagte der Marquise, als Cartouche, scheinbar gleichgültig, den Raub ebenfalls in die Tasche schob. Frau von Verrue wollte rufen, bitten, aber sie brachte nur einen dumpfen Ton heraus — der Einbrecher öffnete bald einige andere Fächer, welche Papiere enthielten — dann noch verschiedene andere Behälter, fand mehrere Ringe, kleine Ketten und Nadeln — welche sämmtlich in die zu solchem Behufe sehr weiten Taschen wanderten — als er eben wieder ein Stück ergriff, pochte es an die Thüre des Zimmers und eine Stimme rief: „Gnädigste Marquise, darf ich eintreten?"

Cartouche trat zurück, sein Pistol erhebend. Er machte der Marquise eine drohende Geberde, zu schwei-

gen — das Klopfen und die Mahnung: „es möge geöffnet werden,“ wiederholte sich und die Stimme rief: „Mein Gott — der Marquise ist ein Unheil zugestoßen.“ Dann entfernte sich die Klopferin. Es unterlag keinem Zweifel, daß sie Hülfe holen werde, der Räuber hielt es daher für gerathen, abzuziehen.

„Keinen Laut, bis ich hinaus bin!“ flüsterte er und mit zwei Sätzen war er auf dem Balkon und schwang sich über die Brüstung, die Marquise wankte mechanisch ihm nach, er hatte bereits das Tau ergriffen und ehe Frau von Verrue noch rufen konnte, sah sie ihn schon hinabgleiten und in die Allee eilen.

Jetzt stieß Frau von Verrue einen Hülferuf aus: „Diebe! Mörder!“ sie riß an dem Glockenstrang, sie öffnete die Thür und schrie laut die Namen der Diener. Im Nu war es im Hause lebendig, alle Anwesenden stürzten herbei. „Räuber hier im Schlosse — es ist Cartouche — ihm nach.“ Die Diener eilten hinaus, ohnmächtig sank die Marquise nieder. Bald darauf stürmten Einige, mit Lichtern und Knütteln bewaffnet, in den Garten, sie sahen, wie ein Mann sich über das Gitter der Parkthüre schwang — sie riefen in die Gasse hinein — der Lärm wuchs reißend schnell — aber als man aus dem Hôtel in die Straße Seve gelangte,

war nirgends ein Mensch zu sehen und die herbeieilende Scharwache vermochte keine Auskunft zu geben.

Unterdessen waren Frau von Chamouy und Jeanne bei der ohnmächtigen Marquise angekommen. Sie ward auf ihr Bett getragen, wo sie sich langsam erholte. Sie vermochte jedoch nur flüchtige Worte zu stammeln und wies auf den noch geöffneten Schrank — eine freche Beraubung hatte stattgefunden und die Diener betrachteten mit starrem Staunen die seidene Schnur, welche an dem Haken vom Balkon niederhing. —

— — — — — — — — — — — —

Das Bureau des Herrn Abbé Dubois war am nächsten Sonnabend Abend durch zwei große Girandolen erleuchtet. Es war eine Art Bibliothekzimmer, dessen Alkoven durch eine schwere Gobelindraperie von dem übrigen Raume geschieden war. Große, mit Schriften und Akten bedeckte Tische, Stühle mit hohen Lehnen standen umher, eine Anzahl schöner Gemälde und Statuen zierten die Wände. In dem Zimmer befanden sich Dubois und Herr von Argenson und ihnen gegenüber saß in einem Lehnsessel die Herzogin von Berry.

Herr von Argenson blickt während des Gespräches, welches die drei Personen führten, häufig auf die Uhr — er erwartete, wie wir wissen, den Besuch des Räubers Cartouche.

Das Gespräch hatte zum Gegenstand einen neuen, frechen Einbruch, den — wie die Anzeige lautete — der gefürchtete Bandit im Hôtel der Marquise de Verrue, im Schlosse Precy, verübt haben sollte. Herr von Argenson hatte, in Erwägung der Situation, befohlen, mit der Verfolgung der Sache langsam vorzugehen — er wollte erst seine Unterhandlungen mit dem Räuber beenden, denn Lord Stair befand sich in einer furchtbaren Aufregung und hatte schon drei Mal gesendet, um anzufragen: Ob noch keine Aussicht zur Entdeckung vorhanden sei. Die Herzogin von Berry zweifelte an dem Gelingen. Es schien ihr nicht glaublich, daß der Räuber sich einfinden werde — Argenson war der Einzige, der an solcher Möglichkeit festhielt, und seine Kenntniß der Personen sollte ihn nicht täuschen, denn als die Uhr wieder mit hellem Schlage die zehnte Abendstunde verkündete, trat ein Agent Argenson's in das Zimmer und meldete: „Er ist da."

Die drei im Zimmer anwesenden Personen verriethen durch ein leises Zittern die Aufregung, welche sich ihrer bemeisterte. „Treten Sie hinter die Tapete, Frau Herzogin," bat Dubois, „und halten Sie sich ganz ruhig." Die Berry huschte hinter den Vorhang, Argenson schob einen Tisch in die Mitte des Zimmers, Dubois nahm in einem Sessel Platz.

„Wenn der Kerl einen Schlag gegen uns vorhätte?“ flüsterte er Argenson zu.

„Seien Sie ohne Sorge — Cartouche wird nichts wagen — ich habe übrigens das Schloß mit Agenten umstellt, wenn er frech wird, ist es sein letzter freier Abend gewesen, wir dürfen nur auf Wiedergewinnung der Cassette denken,“ sagte Argenson und gab dem Agenten einen Wink. Kaum fünf Minuten später trat der Beamte mit einem Manne herein, dessen schlanke Gestalt ein leichter Mantel bedeckte. Der Eingeführte hatte sein Gesicht mit einer schwarzen Sammetmaske bedeckt, er hielt einen Gegenstand unter seinem rechten Arme.

Sobald der Agent das Zimmer verlassen hatte, nahm der Mann die Maske ab und die Anwesenden erblickten die intelligenten Gesichtszüge des Hauptmanns Cartouche. „Herr Minister, ich habe die Ehre, Euer Excellenz zu begrüßen — der Herr Abbé Dubois, wenn ich nicht irre,“ sagte er, sich verneigend.

„Wir haben im Auftrage Seiner Hoheit mit Ihnen zu verhandeln,“ begann Argenson, ohne den Gruß zu erwidern, „sonst können Sie wohl denken, daß wir Sie nicht auf solche Weise in diese Räume geführt hätten.“

Das Gesicht des Räubers verzog sich zu einem

Lächeln. „Ich bin gewöhnt daran, mit Euer Excellenz nur zu verkehren, wenn es wichtige Dinge zu erreichen gilt,“ sagte er, „und ich weiß, die heutige Sache ist wichtig.“

„Sie haben nicht darüber zu entscheiden, sondern einfach zu erklären: ob Sie zur Wiedererlangung eines von Ihren Genossen entwendeten Gegenstandes behülflich sein wollen.“

„Euer Excellenz wissen, daß ich trotz meines Handwerkes auch der Polizei behülflich bin und gern einen Auftrag übernehme — wie treu ich es in solchen Dingen meine, das werden Euer Excellenz am besten daraus ersehen können, wenn ich Ihnen dieses hier präsentire.“

Er schlug den Mantel zurück und zeigte eine schön gearbeitete Cassette. Dubois und der Polizeiminister fuhren betroffen in die Höhe. Es war die ersehnte Cassette. Cartouche setzte sie auf den Tisch.

„Sie sehen, meine Herren — hier das englische Wappen mit der Krone, die Chiffre Seiner Lordschaft des Herrn Stair — es ist Alles richtig,“ entgegnete Cartouche.

„Wir müssen Ihnen unter solchen Umständen danken,“ fuhr Dubois, jetzt das Wort nehmend, fort „Obwohl Sie, wenn Sie unsern Standpunkt einneh-

men wollen, sich sagen werden, daß jener Dank uns schwer wird. Wir lassen ein Verbrechen ungestraft."

„Herr Abbé," versetzte Cartouche, „über Verbrechen ließe sich viel, sehr viel sagen. Es ist richtig, ich agire als das Haupt einer Gesellschaft, welche man die Ritter von der Landstraße nennt, die sich durch gewaltsame Anleihen ernähren und die Taschen ihrer Nebenmenschen gern genau kennen lernen — das Gesetz belegt diese Beschäftigung mit schweren Strafen, aber wenn Sie gütigst erwägen wollen, was in Frankreich seit einiger Zeit an der Börse des Herrn Law gestohlen wird, so werden Sie zugestehen müssen, daß unsere Geschäfte nur mit sehr geringem Gewinn gemacht werden, daß unsere Erwerbungen sehr kleine sind im Vergleich mit jenen, welche gewandte Speculanten unter dem Schutze des Gesetzes den Franzosen aus den Taschen ziehen. Wir haben als Stätte unserer Heldenthaten die Landstraße — Herr Law und seine Agenten feiern ihre Siege über die Börsen der Leichtgläubigen — in der Straße Quimcampoix — es kommt Alles nur auf die Auffassungen an."

Dubois und d'Argenson schwiegen betreten und der Gobelin-Vorhang bewegte sich leise, was dem Räuber nicht entging. „Ich hege keine Furcht," sagte er. „Denn ich habe des Regenten Geleitsbrief in der Tasche

— sonst würde die kleine Bewegung des Vorhangs mich stutzig machen.“ Seine Augen wurden so drohend, fast schreckerregend, daß die Herren eiligst die Versicherung abgaben: nur ein Wind habe den Vorhang bewegt.

„Zur Sache denn,“ begann d'Argenson. „Wir sind beauftragt, Ihnen eine Summe von zwei Tausend Dukaten auszuzahlen, wenn Sie die Cassette richtig und unversehrt überliefern.“

„So habe ich diese Summe verdient und darf sie dankend annehmen, denn die Cassette steht bereits hier — und zwar unversehrt.“ Dubois betastete den Kasten.

„Es scheint in der That so, allerdings hat wohl auch die Festigkeit der Arbeit und das nicht zu eröffnende Schloß den Inhalt geschützt,“ sagte er.

„Wenn Herr Abbé dadurch mein Verdienst um die Sache verkleinern wollen,“ sagte Cartouche lächelnd, „so müßte ich dagegen mich gehorsamst verwahren. Mylord Stair glaubt — und zum Theil mit Recht — dieses Schloß sei nicht zu öffnen — allerdings für gewöhnliche Arbeiter und Menschen überhaupt — mag es ein unübersteigbares Hinderniß bieten, für Dominique Cartouche ist es eine leichte Arbeit, die Oeffnung zu vollziehen.“

Er nahm schnell aus seiner Tasche ein kleines,

seltsam geformtes Sperreisen und einen sauber gearbeiteten Nachschlüssel. „Sie erlauben?“ sagte er, an den Tisch tretend. Mit einem Drucke schob er das Sperreisen in das Schloß und handhabte es kaum zwei Minuten lang, dann sagte er: „Die Federn des Schlosses sind willig gemacht — jetzt einen Versuch mit dem Schlüssel.“ Er steckte den Dietrich in die Oeffnung, drehte einige Male hin und her — mit leichtem Krachen flog der Deckel der Cassette empor — sie war geöffnet und der Räuber trat von dem Tische zurück, wobei sein Gesicht das Lächeln des Triumphes und die Miene stolzer Ueberlegenheit zeigte.

Dubois griff sogleich in die Cassette und zog eine Anzahl von Papieren heraus, die er hastig durchsah. — „Es sind die richtigen,“ sagte er zu d'Argenson, „und hoffentlich alle.“

„Sie können sich darauf verlassen, Herr Abbé,“ bekräftigte Cartouche. „Ich habe die Cassette zum ersten Male geöffnet. Sie werden leicht denken können, daß ich bei der Eile und der Wichtigkeit, welche gelegentlich der Wiedererlangung des Behältnisses von Seiten des Herrn Polizeiministers an den Tag gelegt wurde, schnell auf die Vermuthung kommen mußte, daß höchst werthvolle Dinge in dem Kasten verborgen seien. Geld oder Schmuck enthielt er nicht — das

konnte ich leicht errathen, wenn ich ihn schüttelte. Es waren Papiere — Law'sche Banknoten vielleicht, aber weshalb sollte der Lord diesen ein so besonderes Behältniß anweisen? Ich merkte an dem Eifer, der für die Wiedererlangung der Cassette aufgewendet ward, daß die Papiere dem Staate von höchster Bedeutung seien. — Nun gehen seit einigen Tagen seltsame Gerüchte von geheimen Verhandlungen mit England wegen Spanien — ich höre so Mancherlei — wenn ich die Cassette öffnete und die Papiere herausnahm — ein Schreiben an die spanischen Bevollmächtigten gab, so würden diese, obschon die Papiere, wie ich bemerke, mit Chiffren beschrieben sind, doch bald genug von dem Inhalte Kenntniß gehabt und mir sicherlich die übrigen Documente sehr theuer bezahlt haben — allein ich bin, wie Sie sehen, Patriot, ich lieferte die Cassette aus."

„Hier die Anweisung an die königliche Kasse," sagte d'Argenson.

„Wollen Euer Excellenz mir nicht gestatten, die Summe durch einen meiner Leute auf Ihrem Bureau erheben zu lassen? Ich gehe gern sicher, der Geleitbrief des Herrn Herzog-Regenten lautet nur auf heute."

„Ein verschmitzter Bursche," murmelte Dubois. „Es sei, wie Sie wünschen," entschied d'Argenson. „Sie haben immerhin einen wichtigen Dienst geleistet."

„Dafür bin ich bezahlt," sagte Cartouche. „Ich habe die Cassette abgeliefert, eine andere Sache ist noch nicht bezahlt: meine Discretion. Ich öffnete die Cassette zum ersten Male, vor den Augen Euer Excellenz — das verdient Lohn."

„Wie, die zwei Tausend Dukaten genügen Ihnen noch nicht?"

„Ich wünsche für meine Discretion belohnt zu werden, aber fürchten Sie keine Geldforderungen, meine Wünsche sind ganz anderer Art. Gestern Abend," fuhr er fort, sich umsehend, „gelang es mir, ein kleines Stückchen glücklich zu vollenden, ich stattete der Marquise de Verrue einen Besuch im Hôtel Precy ab."

„Ja," rief d'Argenson entrüstet. „Ein Diebstahl, bei welchem Pretiosen und Papiere abhanden kamen."

„Derselbe," sagte der Räuber mit artiger Verbeugung. „Und bei dieser Gelegenheit holte ich aus einem Kasten, der beinahe eben so schwer zu öffnen war als jene Cassette dort, einige Documente — ich habe sie hier." Er nahm ein kleines Bündel Papiere aus der Tasche. „Diese Papiere enthalten eine seltsame Erklärung, sie betrifft die kleine Marquise Jeanne de Precy. Diese will einen braven Mann, den Capitain George de Mortain, heirathen, allein die Marquise de Verrue giebt es nicht zu. Wenn Mademoi=

selle Jeanne aber diese Erklärung ihres verstorbenen Vaters in Händen hätte, könnte die Marquise von Verrue nichts ausrichten — sie hat daher stets geläugnet, daß eine solche Erklärung ihres verstorbenen Bruders existire, allein sie ist vorhanden — sie ist hier;“ er deutete auf ein Papier. „Ich habe sie gestohlen und verlange nun als Zahlung für meine Discretion nur, daß man diese Erklärung des verstorbenen Marquis de Precy Herrn Capitain George de Mortain zustelle. — Es wird das ihn an's Ziel seiner Wünsche bringen — er ist ein braver Mann.“

„Geben Sie her,“ sagte d'Argenson. „Man wird das Weitere veranlassen.“

„Ich warte darauf, daß Sie es dem Capitain geben! Er ist mein Freund — weshalb und woher mag er Ihnen selber erzählen, es thut das seiner Ehrenhaftigkeit keinen Schaden.“

„Geben Sie her — ich werde sie dem Capitain zustellen.“ Cartouche übergab die Papiere.

„Doch hier,“ fuhr er fort, „bei dem Packete lag dieses Etui, es enthält zwei Perlen von hohem Werthe, welche die Marquise, wie ich sicher weiß, nebst einer dritten durch den Abbé Gambiac geschenkt erhielt. Der Herr Abbé hatte sie einst — als Diener der Kirche wohl sehr billig erstanden, obwohl sie immerhin theuer

genug sein mochten für einen Prediger des siebenten Gebotes; denn diese drei Perlen waren gestohlenes Gut, sie waren aus einem Heiligenbilde, dem zwei derselben als Augen, die dritte als Diademschmuck eingesetzt waren."

Dubois und d'Argenson starrten den Räuber an und hinter dem Vorhange hervor lugte der Kopf der Herzogin. „Sie häufen da einen großen Verdacht auf einen angesehenen Geistlichen," sagte Dubois. „Wie wollen Sie das beweisen?"

„Einfach, weil ich selbst bei dem Diebstahle beschäftigt war und den Mann in meiner Gesellschaft hatte, der den Handel mit dem Abbé abschloß, auf dessen Anrathen auch falsche Pretiosen in das Heiligenbild gesetzt wurden — ich liefere die Perlen ab, weil ich ein gutes Geschäft mit der Cassette gemacht habe. — Sie können aus dem Ganzen dagegen wieder auf's Neue lernen, meine Herren, daß die Diebe und die Hehler nicht allein an der Landstraße und in den Schlupfwinkeln von Paris zu finden sind, daß sie auch in frommen Stiften und in großen Hôtels wohnen und daß eine höchst respectable Dame aus Liebe zum Gelde einen kleinen Spaß machen kann, den das Gesetz mit einigen Monaten Correctionshaus belegt,

wenn Alles recht gut abläuft, und nun, meine Herren, bin ich wohl entlassen."

„Cartouche," sagte Argenson. „Ich warne — ich ermahne Sie — halten Sie ein mit Ihrem Kampfe gegen die Gesellschaft und das Gesetz — Sie enden auf dem Hochgerichte, ich möchte Sie davor retten."

„Sehr gütig, Excellenz," sagte der Räuber frech. „Aber ich nehme den Kampf auf, von morgen an beginnt er auf's Neue; des Herrn Herzogs Geleitbrief hat nur noch zwei Stunden lang Kraft — dann können Sie ja versuchen, ob Dominique Cartouche so bald zu fangen sein wird — meinen Agenten, der das Geld holen soll, werden Sie ungehindert ziehen lassen. Gute Nacht, Messieurs." Er steckte die Sammetmaske vor, schlug den Mantel um und schied mit einer Verbeugung aus dem Zimmer.

„Ein unverbesserlicher Spitzbube," sagte Argenson. „Er wäre so trefflich als Polizeispion anzuwenden."

„Welch ein Glück, daß der Bandit Wort hielt — wir waren verloren, wenn die Papiere in schlimme Hände geriethen," frohlockte Dubois auffallend.

„Ein ganz interessanter, höchst amusanter Galgencandidat," lachte die Herzogin hinter der Gardine hervorkommend. „Ah, Herr Minister, ich danke Ihnen eine vergnügte Stunde!"

„Nehmen Sie die Papiere und die Cassette, Herr Abbé, und eilen Sie zu seiner Hoheit, die Bericht erwartet,“ mahnte Argenson.

„Und die Documente, die Perlen der Verrue?“ fragte Dubois verschmitzt.

„Es ist wohl natürlich, daß ich sie der Eigenthümerin zurückerstatte.“

Die Herzogin trat zornig ihm gegenüber. „Ist es möglich, Herr von Argenson,“ rief sie, „daß Sie ein gegebenes Wort brechen, welches Sie dem Räuber gaben, der Ihnen das seinige hielt? — Sie können nicht im Ernste daran denken und wollten Sie es — ich bin da, ich werde meinem Vater von dem, was ich gehört und gesehen — was sich in Ihren Händen befindet, Rechenschaft geben — ah — die ganze Gesellschaft von Paris müßte mit Cartouche zugleich vor den Richter. — Herr Abbé,“ fuhr sie erregt fort, „Sie gehen jetzt, wie Sie selbst sagten, zu Seiner Hoheit dem Regenten, Sie werden ihm die aus der Cassette geretteten Papiere, deren Bedeutung ich jetzt wohl erkenne, übergeben. — Sie werden aber diesen Papieren auch die Documente hinzufügen, welche der Herr Polizeiminister von dem Räuber empfing, — die Documente und die Perlen, das gestohlene Gut. — Sie werden genau rapportiren, woher es stammt, wie es

zurückgehalten wurde, und Seine Hoheit werden entscheiden. — Ich gehe jetzt — aber in einer Stunde bin ich bei meinem Vater, um zu erfahren, wie Sie Ihren Rapport vollendet haben. — Gute Nacht, meine Herren." Sie schritt stolz grüßend aus dem Zimmer.

„Nehmen Sie die Documente und die Perlen der Marquise," sagte Argenson seufzend und dem Abbé das Packet einhändigend.

Eine Viertelstunde später wurde dem bereits unruhig wartenden Regenten gemeldet: „Der Herr Abbé Dubois zum Rapporte für Eure Hoheit."

— — — — — — — — — — — —

An der Gartenseite des Palais Royal hielt ein Wagen, dessen Pferde in prächtigem Geschirre paradirten. Der Diener, welcher von dem Tritte herabgesprungen war, öffnete den Schlag und half einer sehr elegant gekleideten Dame aus dem Wagen. Sie schritt, während die im Flure befindlichen Schweizer die Hellebarden präsentirten, die mit Sammetdecken belegten Stufen der Treppen hinan und befand sich bald im Empfangssaale des Regenten.

Hier angekommen, ordnete die Marquise de Verrue, denn sie war jene Dame, vor dem großen Spiegel ihre Toilette und wartete dann, eine graziöse Stellung einnehmend, bis die Flügelthüren sich öffneten und

der Page die Meldung rief: „Seine Hoheit der Regent.“

Philipp von Orleans trat ein, die Marquise machte eine tiefe Verbeugung. „Ich bitte Platz zu nehmen, Madame,“ sagte der Regent, einen Sessel vorschiebend, in welchem die Marquise sich niederließ.

„Ich habe um Ihren Besuch gebeten,“ nahm der Herzog das Wort. „Ich wünsche eine Unterredung mit Ihnen.“

„Euer Hoheit sind allzu gnädig,“ entgegnete die Marquise, „und ich ahne, daß es sich um den abscheulichen Vorfall handelt, welcher sich am verwichenen Freitag in dem Hôtel Precy ereignete. Euer Hoheit sind auf's Neue als energischer Handhaber des Gesetzes aufgetreten — ich danke im Voraus dafür.“

Die Miene des Regenten wurde finster und streng.

„Sie irren nicht, Frau Marquise,“ sagte er, sich an den Pfeilertisch lehnend, der den großen Spiegel trug. „Es handelt sich um den Vorfall — um den Raub im Hôtel Precy. Der Räuber war schon auf der Flucht mit der gewonnenen Beute, aber wir haben sie ihm wieder abgenommen.“ Die Marquise athmete leichter. „Indessen,“ fuhr der Regent fort, „es ist seltsam — wenn auch nicht neu — daß bei gewissen

Diebstählen sich Güter befinden, auf deren Besitz verschiedene Personen Anspruch machen könnten."

„Ich verstehe Euer Hoheit nicht ganz genau," entgegnete die Marquise nicht ohne einige Bewegung.

„Nun — nehmen Sie an, es würde hier ein Einbruch verübt, die Räuber nähmen eine meiner Chatoullen mit sich — diese Chatoulle würde wiedererlangt und von der Polizei untersucht, dabei fände sich unter den in dem Kasten befindlichen Papieren ein Document, eine Erklärung, welche zu Gunsten einer Familie, eines einzelnen Menschen gewisse Bestimmungen enthielte — dieses Document wäre ein solches, das von Rechtswegen schon längst in den Händen Derjenigen sein müßte, die von seinem Vorhandensein kaum eine nothdürftige Kenntniß besitzen, obwohl der Inhalt der Erklärung ganz dazu angethan wäre, das Glück der ängstlich Suchenden zu begründen — nehmen Sie ferner an, daß ich die Verpflichtung gehabt hätte, den interessirten Personen dieses Schriftstück auszuhändigen, daß ich es aber absichtlich zurückhielte, weil mich Eigennutz dazu trieb, das Vorhandensein zu verhehlen — wie würden Sie, Frau Marquise, ein solches Verfahren bezeichnen?"

Frau von Verrue war bleich wie der Marmor geworden, der die Wände des Zimmers bekleidete, sie

hatte sich halb erhoben, ihre Hand griff krampfhaft in die Seitenlehne des Sessels. „Hoheit — ich bitte um nähere Erklärung,“ stammelte sie.

Der Regent besaß zu viel angeborene Gutmüthigkeit, um eine Dame und obenein eine ältliche — länger in solcher qualvollen Erregung vor sich erblicken zu können. Er wollte der Sache mit einem Schlage ein Ende machen.

„Frau Marquise,“ sagte er, „kennen Sie dieses Papier?“ Er hatte aus seiner Brusttasche eine Schrift gezogen, welche er entfaltete und der Marquise vorhielt, die in den Sessel sank und die Hände vor ihr Gesicht legte.

„Ja, Hoheit — es ist der Wille meines Bruders,“ hauchte sie.

„Sie werden diesen Willen zu erfüllen trachten. Mademoiselle de Precy liebt den Capitain George de Mortain — er ist ein braver Soldat, ein tadelloser Edelmann, ich nehme mich seiner Sache an und stütze das Recht der jungen Dame auf dieses Document, welches Sie wider alles Gesetz verborgen hielten — ich brauche einen milden Ausdruck.“

Die Marquise zitterte. Es war nicht allein die Sorge wegen des bevorstehenden Scandals, den dieses Ereigniß hervorrufen mußte, es war auch der Zorn, welcher sie beben machte.

„Hoheit,“ keuchte sie, „ich bin eine schwache Frau, räuberische Gewalt entriß mir diese Papiere, es ist die Frage: ob ich vor dem Richter nicht die sofortige Auslieferung meines Eigenthums verlangen könnte.“

„Wollen Sie die Sache einem Richter übergeben? Ich willige darein,“ rief der Regent.

Die Marquise schwankte, ihre Hände griffen an ihre Brust. „Ein Papier, welches der Familie gehört,“ sagte sie. „Freilich, wenn man Räuber mit dem Wiederaufsuchen zarter Familiengeheimnisse betraut — —“

„Sie sprechen sehr kühn, Madame,“ fuhr der Regent fort. „Freilich fand sich dieses Papier bei dem Räuber — aber er hielt den Willen eines Verstorbenen nicht zurück, er wollte nicht diesen Gewinn sich abkaufen lassen, er lieferte ihn aus, und damit Sie einsehen, daß auch Banditen vor dem Besitze gewisser Dinge von materiellem Werthe eine Art von Scheu hegen — blicken Sie auf diese Pretiosen, welche der Räuber ebenfalls zurücklieferte.“ Er reichte ihr das Etui hin, in dessen Sammeteinlage die beiden Perlen sich befanden. Die Marquise war vernichtet, sie ergriff das Etui, dann stand sie, einer Statue gleich, ohne eine Bewegung zu machen, vor dem Regenten.

„Diese Perlen sind Ihnen bekannt,“ fuhr er fort. „Nehmen Sie dieselben zurück, ich werde keine Unter-

suchung anstrengen, wenn Sie mir sagen, den Inhalt dieses Documentes vollziehen zu wollen. Noch ist es Zeit. Niemand außer mir und den mir untergebenen Staatsdienern weiß um die böse Geschichte etwas Bestimmtes — ich gebe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. Sie haben zu entscheiden, ob der Richter oder der wohlwollende Gebieter sprechen soll."

„Es bedarf keiner Ueberlegung," sagte die Marquise. „Ich werde den Willen meines Bruders vollziehen und dann den Bettelstab ergreifen."

„Daß Letzteres nicht geschehen kann, wird meine Sorge sein. Sie lassen das Document in meinen Händen — eine gerichtliche Abschrift wird genommen, dann geht es für Jeanne de Precy zurück, der Sie es überreichen werden — ich lasse Ihnen den Ruhm, das Glück der beiden jungen Leute begründet zu haben."

Frau von Verrue verneigte sich stumm — nach einer Pause sagte sie: „Ich habe Euer Hoheit zu danken — Sie werden milde wie immer verfahren."

„Ich danke Ihnen, daß Sie es mir ersparten, das Amt eines Richters antreten zu müssen."

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Dienstag war das Hôtel Precy glänzend erleuchtet, eine auserlesene Gesellschaft wogte in dem

großen Saale hin und her, Alle waren freudig und in heiterster Laune, am glücklichsten aber Jeanne de Precy uud der Capitain George de Mortain — denn die Tante Frau Marquise de Verrue und der Baron Chamartin hatten die Verlobung der beiden jungen Leute verkündet. Die Marquise hatte man seit langer Zeit nicht so heiter gesehen, sie schien ganz in dem Glücke der beiden Liebenden aufgehen zu wollen und liebkoste besonders ihre Stiefschwester Frau von Chamouy und die kleine Mademoiselle Dangeau.

„Wie schön und erhaben muß das Gefühl sein: zwei Glückliche in der Nähe zu wissen!“ sagte der Chevalier de Joncy zu Frau von Verrue. „Sie haben uns Alle überrascht mit der frohen Kunde.“

„Das war seit langer Zeit meine Absicht,“ lächelte die Marquise. „Ich habe die Neigung der jungen Leute längst bemerkt, aber es bedurfte meines ganzen Einflusses, um Chamartin geneigt zu machen — er wußte nichts von dem letzten Willen meines verstorbenen Bruders. Kommen Sie, mein Freund, ich sehe dort den Abbé Gambiac, der soeben erscheint, um seinen Glückwunsch abzustatten.“

— — — — — — — — — — — — — —

Am 28. November 1721 endete Cartouche auf dem Schaffot. Seinen Missethaten wurde die gerechte Ver-

geltung, wenngleich die barbarische Strafe, welche die Gesetze jener Zeit über den Verurtheilten verhängten, mit Schaudern erfüllte.

Fern von der Menge, welche dem schrecklichen Schauspiele beiwohnte, waren zwei Personen: Jeanne, die glückliche Gattin des Capitains George de Mortain, und dieser selbst, allein in dem traulichsten Zimmer des Hôtel Precy beisammen. Sie blickten auf die Uhr des Gemaches und als diese die eilfte Vormittagsstunde kündete, falteten die beiden Gatten unwillkürlich die Hände, um ein kurzes Gebet für die Ruhe der Seele des Verurtheilten zu sprechen, der zu jener Stunde durch sein schweres Ende die Verbrechen gesühnt hatte, deren Ausübung seit langer Zeit ein Schrecken für die Bevölkerung von Paris gewesen war.

Schwere Stunden.

Wolkenlos war ein herrlicher Sommertag zu Ende gegangen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne sendeten ihre gluthrothen Lichter über die im Schmucke der Saaten prangenden Felder; die kleinen Teiche und schmalen Wasserarme, welche das fruchtbare Land unterbrachen und durchzogen, glitzerten zwischen den Wiesen hervor, oder warfen ihren blitzenden Schein durch die Lücken der prächtigen Waldungen, die sich in langer, dichter Reihe von dem Herrensitz „Dreieichen“ bis zum Gute des Freiherrn von Heinitz und von dort bis in die Gegend der kleinen Ortschaft Mittelhausen hinzogen. Von den Thürmen der Dorfkirchen tönte das Geläute — das sogenannte „Leiern“, ein Zeichen, daß der Tag vollendet anzusehen sei, ein Ruf für die fleißigen Arbeiter, welche sich noch auf dem Felde befanden, heimzukehren und in Ruhe die letzten Stunden vor Einbruch der Nacht zu genie-

ßen. Durch die Wege, über die sanften Hügel und in den tieferen Schluchten zogen blökend die Heerden der Schaafe und Rinder, getrieben von den Hirten und umkreist von den klaffenden Hunden. —

Die ganze, sehr reizvolle Landschaft ward von den Bergen umsäumt, welche dem Harze angehörten. Sie begannen bereits ihre Nebelhülle anzulegen, und ihre Kuppen allein wurden noch von dem röthlichen Sonnenlichte umspielt, während die Waldung schon in das tiefe Dunkel der anbrechenden Nacht tauchte.

Die Gegend, von der wir nur eine flüchtige Beschreibung gegeben haben, lag nicht weit von Sangerhausen, nördlich von Allstädt. Von mehr oder minder wohlhabenden Landleuten bewohnt, enthielt sie viele verstreut liegende Herrensitze und große Grundbesitze reicher Gutseigenthümer. Einer jener Herrensitze, den wir schon einmal genannt haben, war das alterthümliche Schlößchen: „Dreieichen".

Es lag auf einer kleinen Anhöhe, war von einem schönen Parke umgeben, der in den Wald auslief, und hatte vor sich einen spiegelglatten Teich, auf dessen Fluthen sich Schwäne wiegten. Zu dem, mit mächtigem eisernen Gitter umschlossenen Vorhofe führte ein sanft aufsteigender Weg, dessen Ränder von Taxushecken eingerahmt waren. Zu beiden Seiten des ver-

einzelt liegenden Hauses führten andere Wege in den hinter dem Gebäude liegenden Park, am Fuße des Hügels erhoben sich kleine, bescheidene Wirthschaftsgebäude.

Bot die ganze Landschaft das Bild des tiefsten Friedens, so wurde dieser friedliche Eindruck noch dadurch gesteigert, daß in unmittelbarer Nähe des Herrenhauses kein lebendes Wesen sichtbar war, als die Feierstunde begann. Nur einzelne Laute klangen aus der Tiefe des Parkes, hin und wieder tönte das Gebell eines Hundes und der heisere Ruf des Nachtvogels begann sich hören zu lassen.

Eine Zeit lang blieb diese Menschenleere auch durch Nichts unterbrochen. Plötzlich tauchten an der südlichen Ecke des Schlosses zwei helle Gestalten auf — sie schienen leichten Trittes über den Rasen zu schweben, näherten sich, den Kiesweg vor dem Gitter betretend, dem Teiche und blieben am Rande desselben stehen.

Es waren zwei Damen in jugendlichem Alter. Die Eine trug einen breiten Strohhut auf ihren dunklen Locken — die Andere hatte ihn am Arme hängen, ihre reichen blonden Haare fielen über den Nacken, die blauen Bänder ihres Gewandes flatterten im Abendwinde. Beide Damen waren in einfache, weiße Kleider gehüllt.

Es waren Therese und Anna von Boldau, die lieblichen Töchter des Besitzers jenes kleinen Schlosses, das sich auf dem Hügel erhob und von den Bäumen des Parkes beschattet war.

Der Freiherr von Boldau hatte sich, in dem Unglückskampfe von Jena schwer verwundet, aus den Reihen des preußischen Heeres zurückziehen, den von ihm schmerzlich empfundenen Abschied nehmen müssen. Die unheilvolle Zeit, welche unser deutsches, besonders aber preußisches Vaterland schwer empfinden mußte, war an der Familie von Boldau nicht vorübergegangen, ohne auch für sie die bedauerlichsten Folgen zu hinterlassen. Die Vermögensverhältnisse des Majors von Boldau hatten schwer gelitten. Von einem überaus glänzenden Besitze war ihm nur der eine — das Herrenhaus zu den „Dreieichen" geblieben. Es machte mit seinem Parke und dem zum Hause gehörenden Areal den ganzen Besitz Boldau's aus, dessen übriges Privatvermögen ebenfalls durch die Ungunst der Zeiten bedeutend verringert worden war.

Gleichwohl war ihm noch genug geblieben, um seine Familie in standesgemäßer Weise auftreten zu lassen, wenn er jede Anforderung zurückwies, welche der Luxus oder die Verhältnisse einer großen Stadt dem Edelmann gegenüber — erhoben, der einst im

Vollbesitze eines großen Vermögens eine glänzende Rolle unter seinen Standesgenossen gespielt hatte.

Zum Glück für den Major von Boldau hatten sehr viele seiner Freunde nicht minder gelitten. Er konnte mit weniger schmerzhaften Empfindungen an den Verlust seiner Güter denken, wenn er sich sagen mußte: daß nicht ihn allein so herbe Schläge getroffen hatten — das gemeinsame Unheil, welches über Alle hereingebrochen war, gab jedem Einzelnen den Trost, ließ das eigene Ungemach weniger schwer empfinden und kettete Viele an einander, die sich sonst fern gestanden hatten — auch war es dem Major nunmehr gestattet, den Aufenthalt in größeren Städten mit der Stille des Landlebens vertauschen zu können, zu dessen ruhigem und behaglichem Genusse seine ihm gebliebenen Mittel mehr als ausreichend genannt werden konnten.

Zu den materiellen Verlusten des Majors hatte sich aber bald nach seiner Genesung von den erhaltenen Wunden, welche ihn nöthigten den Abschied zu nehmen, denn er hatte den linken Arm eingebüßt — noch ein weit herberer und unersetzlicher gesellt: Er verlor seine geliebte Gattin. Die Thränen, welche er um die Schmach und den Fall des Vaterlandes weinte, mischten sich mit denen, welche er am Grabe seiner Gemahlin vergoß. Therese von Boldau war gestorben und hatte

dem trauernden Gatten zwei schöne, liebenswürdige Töchter hinterlassen.

Sie waren die Freude, der Stolz und das Glück des zum Krüppel geschossenen Majors geworden — ihre Erziehung hatte in den Tagen der Zurückgezogenheit seine einzige, mindestens seine Lieblingsbeschäftigung ausgemacht, und sie waren herangewachsen gleich zwei schönen, lieblichen Blumen in der Einsamkeit des Landlebens.

In der Folge gestalteten sich die Verhältnisse wieder heiter. Die schönen Schwestern hatten sich der Liebe und Zuneigung aller Bewohner des kleinen Dorfes zu erfreuen. Einladungen auf die benachbarten Güter folgten in schneller Reihe, die Einsamkeit, in welcher der Major bisher gelebt hatte, wurde in angenehmer Weise unterbrochen. Seine Nachbaren näherten sich ihm, er war im Stande, ihre Einladungen — wenn auch in bescheidener, doch immer in höchst anständiger Weise zu erwidern — und so stellte sich denn bald genug ein Verhältniß zwischen Boldau und dessen neuen Freunden her, welches stellenweis sogar ein inniges genannt werden konnte. Zu denjenigen, deren Umgang der Major am lebhaftesten pflegte, gehörten: der Freiherr von Heinitz, der Major von Braun, welcher in der Nähe von Mittelhausen, nicht weit von

Allstädt ein Besitzthum hatte — und besonders der Amtsrath Breymann auf Roschwitz bei Bernburg.

Nicht nur die gesellschaftlichen Vortheile und gegenseitiges Behagen, die persönlichen Sympathien und das Gefallen aneinander verband diese Männer. Mehr noch als dies Alles kettete sie die patriotische Gesinnung zusammen. Sie waren Einer wie der Andere gleich voll von Haß gegen die französische Tyrannei, sie hatten nur den einen Gedanken: daß die Schmach gerächt werden möge, die dem Vaterland und dem geliebten Könige, der längst hingegangenen edlen Königin Luise zugefügt worden war, und sie empfanden Nichts so schmerzlich als das Bewußtsein, daß es ihnen nicht vergönnt sein werde, thätig genug in dem einstigen Befreiungskampfe mitwirken zu können, den sie in ihrem prophetischen Gemüthe als sicher herannahend annahmen. Boldau war ein Invalide durch den Verlust seines Armes geworden, auch kränkelte er nicht selten an den übrigen schweren Wunden, die durch Schmerzen in den zerhauenen Gliedern oft genug von ihrem Vorhandensein Kunde gaben, wenn sie auch vernarbt sein mochten.

Major von Braun und Amtsrath Breymann waren hochbetagt — sie konnten es nicht mehr wagen, einst noch in die Reihen der Kämpfer zu treten.

Alles aber, was diese wackeren Männer für das Heil des Vaterlandes sonst zu thun vermochten, das leisteten sie mit Aufopferung von Geld, Zeit und Kraft — in vollem Maaße. Der Harz war um jene Zeit nicht mehr der stille, von keinem Tosen der Ereignisse berührte Erdwinkel, der er sonst gewesen. Auch in seine Berge war der Lärm des Kampfes gedrungen, auch seine Dörfer und seine Städte waren von den Massen des Feindes durchzogen, mit drückender Einquartierung belegt worden, und die Bewohner der einst so friedlichen Gefilde hatten oft genug die Ueberhebung des gewaltigen Feindes empfinden müssen — Alles war unter dem Joche.

Wie enthusiastisch Boldau und seine Freunde daher die Erhebung des Vaterlandes begrüßten, wie leidenschaftlich, mit welcher jugendlichen Gluth des Herzens und Geistes sie den Aufruf vernahmen, den der König an sein Volk erließ, das bedarf keiner Schilderung. Sie leisteten dem Gebote jeden Vorschub, sie schossen Geld zusammen, brachten aus dem ganzen Umkreise Mittel auf, so viel nur möglich zu beschaffen waren, und schleppten Fourage, Proviant herbei, wenn es galt, die vaterländischen Schaaren damit zu versorgen, welche den Kreis durchzogen, in dessen Bereich die patriotischen Männer wohnten.

Die Erhebung aller Stände, deren Angehörige zu den Waffen griffen, hatte neben der schönen, freudig begrüßten Thatsache auch manche schmerzliche und trübe Scene im Gefolge. Wo sich der Gatte von der Gattin riß, der Sohn die Eltern, der Bruder die Schwester, der Bräutigam die Braut verließ — da mußte sich tiefes Weh in die jubelnde Freude über des Vaterlandes bevorstehende Rettung mischen, und es bedurfte eben des ganzen Bewußtseins, der Anerkennung höherer Pflicht, um nicht in dem schmerzvollen Seelenkampfe zu erliegen.

Ein solcher war auch Therese von Boldau nicht erspart worden. Carl von Horst, der Sohn eines reichen Grundbesitzers in der Nähe von Sangerhausen, hatte die schöne Tochter des Majors auf einem ländlichen Balle kennen gelernt, den der Freiherr von Heinitz einst vor den Tagen des Aufrufes „An mein Volk“ gegeben hatte. Seit jener Zeit entspann sich zwischen ihm und Therese ein freundschaftliches Verhältniß, dem die Liebe nicht fern bleiben konnte. Boldau und seine Freunde waren hocherfreut, als der eben so schöne wie ehrenwerthe und liebenswürdige junge Mann sich die Hand Theresens erbat. Alle Bedingungen für ein künftiges Glück waren ja in reichem Maaße vorhanden — das Jawort des Majors

blieb nicht aus, auch Carl's von Horst Eltern hatten den Bund einst gesegnet — man traf Vorbereitungen, die künftigen Geschicke der Liebenden und Verlobten in reizvollster Weise zu regeln — da erschien des Königs Ruf „zu den Waffen", wie hätte ein begeisterter, kraftvoller Mann da zurückbleiben können? wie wäre es denkbar gewesen, daß der einstige Schwiegersohn des enthusiastischen Patrioten, des Majors von Boldau, dem Kampfe fern bleiben könne? — Carl von Horst umarmte seine schluchzende Braut, drückte den biedern Major an sein Herz und riß sich dann los von ihnen, von der weinenden Schwester Theresens, der lieblichen Anna, um in das Freicorps der Lützower Jäger zu treten, von dessen Thaten die Patrioten bald zu erzählen hofften. — Die Tage des Kampfes begannen, man hörte von dem kühnen Lützow und dessen Schaaren, die Briefe Carl's von Horst strömten über von Wonne, welche er im Kampfe für das Vaterland empfand, und sein einziger Schmerz war der: daß es bisher noch immer nicht dem Geschick gefallen hatte, die Schaar der Lützower in ein ernstes gefahrvolles Unternehmen zu verwickeln. Die Streifzüge an der Elbe und Saale hatten Carl von Horst später in die Nähe der Heimath gebracht — aber es war ihm nicht vergönnt, die geliebte Braut begrüßen zu können. Die Schlachten von Lützen

und Bautzen wurden neben vielen andern ruhmvollen Gefechten geschlagen — die Familie Boldau und ihre Freunde erhielten Nachrichten von Carl — es hieß, das Freicorps werde sich in den Harz ziehen — man traf alle Anstalten, die Erwarteten zu empfangen — aber das Freicorps zögerte, diese Bewegung auszuführen, denn man mußte befürchten, daß eine Wendung nach dem Harze die französischen Generale Philippon und Sebastiani ebenfalls dorthin ziehen werde — aber diese feindlichen Truppen sollten bald zur Hauptarmee abmarschiren, dann wollte Lützow jene beabsichtigte Unternehmung ausführen. Bis dahin ließ er die Lützower am linken Elbufer von ihren Thaten hören — und endlich vernahm man in den Harzgegenden von kühnen Streifzügen der Freischaaren, von den Angriffen auf Gardelegen, Hadmersleben und Salzwedel. Man wußte im Schlosse Dreieichen, daß die Lützower bei Ballenstädt, Leimbach, Aschersleben gewesen waren und über Allstädt ihren Marsch genommen hatten — so nahe dem Geliebten sein und ihn nicht sehen zu können — das war für Therese von Boldau eine Zeit des tiefsten Schmerzes, des ungestillten sehnsüchtigen Verlangens.

Zweimal hatte sie sich aufgemacht, in die Nähe der Freischaar zu gelangen — aber die streifenden

Patrouillen des Feindes — oft genug waren es deutsche Truppen, die unter des Kaisers Fahnen fochten — hatten die Annäherung gefährlich gemacht.

Während dieser Zeit war die französische Truppenmacht oft genug erschienen. Sie trat, jetzt noch immer das Feld behauptend, als gemäßigte Truppe auf. Aber allgemein hörte man von den Franzosen schwere Verwünschungen gegen die Lützower ausstoßen, sie galten als Räuber, als zuchtlose Parteigänger, und Alle zitterten bei dem Gedanken, daß Angehörige des Freicorps in die Hände der Franzosen fallen könnten. Hatte man doch erfahren müssen, wie der Kaiser Napoleon die Männer des Schill'schen Corps behandelte. Bisher hatte ein günstiges Geschick den Verlobten Theresens bewacht. In den gefahrvollen Streifzügen war er vor jedem schweren Unfall bewahrt worden — Therese sagte sich: sie werde, sie müsse ihn einst glücklich wiedersehen, und mit lautem Jubel vernahm man die blutige, aber gelungene Unternehmung der Lützower gegen die Stadt Hof — und als am 30. Mai der Kanonendonner bei Halberstadt ertönte, als Tschernitscheff in glücklichem Gefechte den Feind schlug, da glaubten Alle, die Stunde sei gekommen, welche die Feinde vertreiben und die heimathlichen Berge von dem Drucke übermüthiger Sieger befreien werde. Zwar

erfüllte sich diese Hoffnung nicht, aber die Lage des Lützow'schen Freicorps war eine höchst günstige. Lützow selbst befand sich mit Geld und Mannschaft reichlich versehen im Voigtlande, Petersdorff stand vor Leipzig, seine Stellung war eben so günstig — nur wenige Tage sollten noch vergehen und er erschien im Harze — unter seinen Schaaren befand sich auch Carl von Horst, der sehnsüchtig Erwartete — unter den Befreiern seiner Heimath war Theresens Verlobter — welch' ein Gedanke — ihn an das hochklopfende Herz drücken zu können. —

Da trat ein Moment heran, der sonst von Allen wohl mit Freuden begrüßt worden wäre, der jetzt aber den Patrioten in trübe Stimmung versetzte: Zwischen Napoleon und den Alliirten war es zum Abschluß eines Waffenstillstandes gekommen. Sollte all' die mächtige Erhebung nur zu halben Erfolgen geführt haben? sollte noch ein Mal die feile diplomatische Kunst die Fortschritte der Waffen hemmen? — man wünschte den Frieden, aber nicht um solchen Preis — der Waffenstillstand beruhigte die Gemüther nicht — er erhitzte sie vielmehr. Alles sollte vergebens gewesen sein; wenn es Napoleon gelang, sich vortheilhafte Bedingungen zu erringen, denn der gewaltige Kaiser war nicht so bedrängt worden, seine Macht war nicht genügend zurück

geworfen, als daß man auf überaus günstige Bedingungen hoffen konnte, und mitten im Lande stand noch überall der Feind in drohender Haltung, die besonders durch die kleinmüthige Stimmung der Bevölkerung gehoben ward.

Therese von Boldau hatte, wie alle Frauen jener Zeit, die Nachricht von dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit sehr getheilten Empfindungen vernommen. Schlug ihr Herz auch freudig höher bei dem Gedanken, den Verlobten bald wieder sehen zu können, der aus den Gefechten glücklich, in der Fülle jugendlicher Kraft ihr zurückkehrte, so empfand sie doch eine Regung des Schmerzes, indem sie sich in die Seele Carl's hineindachte. Er hatte auf größere, ruhmvollere Thaten gehofft, er hatte nicht genug gekämpft, um, nach seinen Ansprüchen, den Namen eines Streiters für das Vaterland zu verdienen, und jetzt, wo das Glück, welches der Mann im Kampfe zu erringen vermag, ihm lächelte, wo die Gelegenheit zum ruhmvollen Streite so nahe lag — jetzt vereitelte der Abschluß des Waffenstillstandes all' die Hoffnungen, welche Jugend, Patriotismus und Kühnheit auf die Kraft des Schwerts gesetzt hatten. —

Aehnliche Gedanken hatten Therese beschäftigt, als sie noch spät Abends mit der Schwester einen Gang

durch den Park des Herrenhauses machte. Nach dem überaus heißen Tage war eine erfrischende Kühlung über die ermatteten Fluren gezogen, und die Blätter der Bäume und Blumen hoben sich, befeuchtet vom Thaue der heraufziehenden Nacht. Die Schwestern standen vor dem Schwanenteiche, dessen Beherrscher, zwei prächtige Schwäne, langsam über die spiegelglatte Fluth ruderten, als sie die Gestalten der beiden Damen gewahrten, aus deren Händen sie gewöhnlich Futter empfingen.

Therese lehnte an dem Pfeiler der kleinen Schleuse, durch welche das Wasser des Teiches regulirt werden konnte. Sie hatte ihren linken Arm um die Schwester gelegt und starrte einige Sekunden lang in die klare Fluth.

„Wir sprechen von trüben Dingen," begann Anna ein wenig schüchtern, „Du siehst gar zu schwarz, Therese. Eine bessere Zeit wird anbrechen, wenn wir Frieden behalten und Carl — —"

„Oh — er wird nicht glücklich sein," fiel Therese plötzlich ein. „Ich kenne ihn zu gut. Sieh — er ist ein wackerer Mann — damit ist Alles gesagt. Ein Blick in seine Briefe muß mich belehren, wie unglücklich es ihn machte, das Schwert nicht im großen Kampfe ziehen zu können. Jetzt erwartete er mit fester Zuversicht, daß die Tage ernsten Streites für die Lützower

herangekommen seien — von jetzt an sollte die kühne Schaar in den Kämpfen glänzen und da — inmitten der Hoffnung, schlägt der Ruf: legt Eure Waffen nieder, alle Hoffnung zu Boden."

„Er wird Dir heimkehren — frisch und geschützt vor aller Gefahr. Ein Glück ist es zu nennen, daß die tückische Kugel ihn verschonte, daß der Stahl des Feindes ihn nicht traf, und daß er den wüthenden Verfolgern entging."

„Du kennst ihn nicht," sagte Therese das Haupt schüttelnd. „Dieser Frieden, der ihn in der Heimath erwartet, er wollte ihn erkämpfen helfen, er wollte einer von denen sein, welche nach ruhmvoller Arbeit erst die Früchte derselben genießen. Er wird sagen, wie wenig haben wir gethan! wie gering ist der Antheil gewesen, den wir an der Befreiung des Vaterlandes haben! — das ist kein Glück für den Mann — nach halbgethaner Arbeit ruhen zu müssen."

„Ach – ich begreife Dich nicht, Schwester; wenn ich an Deiner Stelle wäre, wie würde ich frohlocken, daß der Frieden gekommen, der den Heißgeliebten mir zurückbringt und mich der schönen Zukunft entgegenführt. Wenn wir das erreichen — —"

„Wir werden es nicht erreichen," unterbrach Therese. „Noch steht der Feind in allen Dörfern und

Städten. Du siehst plötzlich seine Schaaren durch die Felder und Wälder streifen. Spielen diese Franzosen und ihre Helfer nicht heute noch die Herren? Sie sind nicht gedemüthigt, nicht zaghaft geworden durch den Aufstand, den des Königs Ruf wider sie erregt hatte — nein — sie kämpfen um den Besitz des geraubten Landes, und wenn der Friede zu Stande kommt, werden sie nicht ruhen ohne günstige Bedingung. Das Vaterland wird zum Theil ihre Beute bleiben — alle Hoffnung verschwindet — die Zuversicht des Feindes ist noch nicht gebrochen — sieh — das sind die Gedanken meines Carl, ich weiß es, er kann nicht glücklich in seinem Herzen sein, er kehrt nicht froh zurück, und ich möchte den Mann, der für seine Ideale zu streiten auszog, so gern als einen frohen, mir heiteren Menschen grüßen — es wird nicht so werden."

„Und hat nicht Jeder der muthigen Männer das Seinige gethan? Als der Ruf zu den Waffen erschallte, wie eilten Alle, sich in die Reihen der Kämpfer zu drängen, Keiner blieb zurück — daß es nicht Allen beschieden war, glänzende Thaten zu erreichen, das ist kein Umstand, der ihre muthige Haltung verkleinert."

„Ach — Du wünschest den Frieden, Du bist nicht die Braut eines Soldaten der Armee des Vaterlandes." Anna senkte das Haupt und seufzte leise.

„Ich bin vielleicht in Euren Augen eine Thörin. Ich sollte frohlocken, daß mir der Geliebte nach kurzer Trennung wiederkehrt — ich kann es nicht, weil ich weiß, daß auch er nicht zufriedenen Herzens die Schwelle unseres Hauses überschreitet. Ich bin unruhig — unwillig bei dem Gedanken an die Ereignisse, welche uns vielleicht bevorstehen. Denke Dir eine Zusammenkunft der heimgekehrten Krieger unseres Heeres mit den Feinden, welche ringsum ihre Standorte haben. Kommt die französische Einquartierung nicht wöchentlich einige Male von Allstädt herüber? Unser Vater ist genöthigt, diese Franzosen und ihre Begleiter mindestens einmal in der Woche an seinem Tisch zu sehn — haben wir nicht häufig genug die Besuche unserer Todfeinde zu empfangen? Sie tafeln mit uns, sie dürfen mit uns plaudern, wir können, so lange sie die Herren dieses Landstrichs sind, nicht anders als in Freundschaft mit ihnen verkehren — wenn ich bedenke, daß Carl an einem Tische mit dem Hauptmann Henri de Bellon sitzen sollte — der Jäger von Lützow's Schaar mit dem Franzosen, dem Sohne der Bretagne — ha, ha, ha, es wäre fast komisch, wenn es nicht so ernst — so tief ernst — so unendlich traurig wäre.“ Sie strich sich mit heftiger Geberde die Locken aus der Stirn.

„Und was fürchtest Du von einer solchen Zusammenkunft?“ sagte Anna fast zagend.

„Alles — Alles! Nicht der Streit, der möglicher Weise gar bald zwischen Carl und der französischen Gesellschaft entbrennen, den ein Wort, eine ganz flüchtige Bemerkung herbeiführen kann — nicht dieser Streit ist es allein, den ich fürchte, wir würden dazwischentreten — nein — es ist der tiefe Unwille Carl's, der mich besorgt macht, denn er wird unser Haus meiden, so lange die Franzosen hier eintreten, diese Stätten, in denen er sich so heimathlich, so glücklich fühlte, sie werden ihm nicht lieb und werth bleiben, weil der verhaßte Feind hier seinen Fuß auf jenen Rasen setzte, dort an der Tafel Platz nahm, aus jenem Fenster sich lehnte, um die Gegend, welche er beherrschte, zu betrachten, und er wird nie mehr die Tasten des Klaviers berühren, welchem Henri de Bellon Töne entlockte, als er seine heimathlichen Weisen sang.“

„Du siehst zu schwarz — ich sage es noch einmal,“ entgegnete Anna, ihren Kopf an die Schulter der Schwester lehnend, so daß diese nicht vermochte, ihr in's Auge zu blicken. „Wenn Carl wirklich so glühenden Haß gegen den Feind hegt — er wird der Zeit, den Verhältnissen gehorchen, die Feinde, mit denen wir Frieden schlossen, sind keine Feinde mehr und —

Henri de Bellon ist ein edler Mann. Wie hat er sich stets ehrerbietig und jetzt freundschaftlich zu uns bewiesen — hat er nicht Alles aufgeboten, das harte Loos zu mildern, welches unsern Kreis nach den Befehlen Philippon's treffen sollte, als die Lützower ihren Streifzug nach Gardelegen machten, als Halberstadt von Tschernitscheff angegriffen ward? Niemals hat Henri de Bellon ein dreistes Wort gegen uns oder eine unserer Freundinnen gewagt, er war ein sorgsamer Hüter aller der ritterlichen Eigenschaften, mit denen er so reich ausgestattet ist, — Du selbst, Therese, hast dem Hauptmann Lob gespendet, und der Vater — seine Freunde — alles eifrige Patrioten und Gegner des Kaisers, sind eins darin: daß wir einen edlen Mann in unsern Mauern sehen."

„Es ist wahr," sagte Therese zögernd. „Der Colonel Henri de Bellon ist ein wackerer Mann — ein Abbild der Cavaliere aus der guten Zeit Frankreichs. Ich gönne ihm alles Glück."

„Alles Glück?" fiel Anna schnell ein. „Ja — ja — Du gönnst ihm — die Heimkehr in sein Vaterland," setzte sie schnell verbessernd hinzu. „Er verdient es — er würde uns stets ein Helfer gewesen sein, und ich setze mein Leben zum Pfande, drohte uns Gefahr, er wäre der Erste, der sie mit Einsetzung seiner Person

von uns abzuwenden suchte. Wie — wenn Du Dich irrtest? Wenn Carl in dem Hauptmanne einen Freund — — ach so weit will ich nicht gehen — einen Gegner erkennen würde, dem er seine ganze Achtung, seine Neigung zuwendete? Es giebt solcher Beispiele genug — und dann — dann — der Frieden ist da, die Waffen ruhen, vielleicht zieht jetzt schon eine glückliche Zeit herauf, in der wir Alle vereint uns die Hände reichen, die Freunde den ehemaligen Feinden — eine Zeit, die Alles eint, was sich fern stand, die Schmerzen, Wunden heilt und die Sehnsucht zu stillen vermag, welche in unserm Herzen lebt."

Therese hatte diesen leidenschaftlich gesprochenen Worten der Schwester mit wachsender Spannung gelauscht, ihre Gesichtszüge drückten Erstaunen und Ueberraschung, zuweilen sogar Besorgniß aus. Als Anna schwieg, faßte Therese die Hände der Schwester und blickte ihr in das Gesicht. Der Mond war aufgegangen und schien hell auf die beiden Geschwister herab — Therese vermochte die Erregung der Schwester wohl zu erkennen, deren Augen leuchteten und deren Wangen zu glühen schienen. Nur wenige Sekunden hatte Therese geschwiegen, dann zog sie die Schwester heftig zu sich und sagte schnell:

„Anna — Anna — Du liebst Henri de Bellon?"

Mit leisem Aufschrei sank Anna in die Arme der Schwester. Sie vermochte nicht zu sprechen — aber was bedurfte es der Worte? Therese wußte Alles — dieses Schweigen war eine stumme Bejahung der Frage.

„Armes Kind," fuhr Therese fort, die Wange der Schwester streichelnd, „Du liebst den Feind — der Soldat des Franzosenkaisers ist es, der Dein Herz gewann — ach — das ist ein Verhängniß mehr, welches über diesem Hause schwebt — es ist ein Unheil."

„Oh verdamme mich nicht. Ich gestehe es Dir — ich liebe Henri — ich sehe in ihm nicht mehr den Feind des Vaterlandes, nur den edlen, braven Mann, dem ich mein Herz geschenkt, der mich ehrfurchtsvoll und doch so innig um meine Liebe bat — oh, Therese, wenn ich glücklich werden könnte!"

Therese drückte das Haupt der Schwester an ihre Brust. „Weine — weine recht innig und dann — dann? ja was dann? Es ist ein furchtbares Schicksal, entsagen zu müssen."

„Entsagen?" fuhr Anna auf, „ihm entsagen? Nimmermehr."

„Du hast die Unüberwindlichkeiten nicht bedacht. Du kannst nie die Seine werden."

„Ich will ihm angehören — ich werde es. Er hat

mein Wort. Als er den ersten Kuß auf meine Lippen drückte, da habe ich gelobt, ihm zu folgen."

„Dem Feinde, dem Manne, dessen Herkunft, dessen Verhältnisse uns Allen unbekannt sind, den wir nur als einen aus der Schaar jener kriegerischen Abenteurer kennen?"

„Was fragt meine Liebe darnach? Henri kann nicht lügen — schau ihm in die Augen, höre sein sanftes Wort."

„Ja ja — ich kann mit Dir fühlen — ich verstehe diesen Entschluß," sagte Therese zerstreut. „Henri ist ein schöner, ein liebenswürdiger Mann — aber —"

„Wozu noch fragen — zaudern — überlegen," sagte Anna leidenschaftlich. „Ist nicht Alles für uns günstig? Der Friede wird hoffentlich geschlossen sein, mit ihm kehrt Dein Verlobter zurück — die Schwerter senken sich vor dem Rufe „Frieden, Frieden". Henri de Bellon ist nicht mehr unser Feind — er ist unser Bruder — ist mein Verlobter, und ich darf dem angehören, der nun nicht länger seine Waffen gegen die Söhne unseres Landes wendet."

„Unglückliches Kind und des Vaters Wort? Du hast es nicht bedacht, wie schwer sein Haß gegen die Franzosen ist — er wird niemals eine solche Verbindung vollziehn."

„Wir sollen ja Frieden haben, Therese — Henri ist kein Feind mehr.“

„Unsers Vaters Abscheu gegen die, welche sein Vaterland so schmachvoll gedemüthigt haben, wird bleiben — mehr noch: seine Liebe zu Dir wird schwinden, denn Du hast ihn getäuscht, sein Vertrauen mißbraucht, als Du dem Feinde die Hand reichtest, Dein Herz ihm schenktest.“

„Gebiete diesem Herzen, Schwester. Ich kann es begreifen, wie der Kampf nur ein kurzer war, den Liebe und Pflicht mit einander führten — oh —“ rief sie schmerzlich, auf das Herrenhaus und den Park deutend, „diese stillen trauten Räume, diese Waldungen und ihre Büsche — wie viel der stummen Klagen des Herzens haben sie in kurzer Zeit vernommen.“

„Und wie viel des Glückes. Dort an jener Buchengruppe war es, wo er mir zum ersten Male von seiner Liebe sprach, wo er meine Hand an seine Lippen führte — da unten an jenem kleinen Pavillon, der sich zwischen dem Eppich und dem Ginster versteckt, sprach ich mit ihm, wenn er heimlich herüber kam von Allstädt — hier am Rande des Parkes fanden wir uns — —“

„Er kam — er kam heimlich zu Dir?“ sagte Therese vorwurfsvoll.

„Schelte mich aus,“ flehte Anna. „Aber ich muß es Dir gestehen. Henri fand sich oft ein, und wenn

Ihr glaubtet, ich wandle einsam durch den Park — dann war er in meiner Nähe. Er konnte mich ja nicht täglich sehen, da fast gezwungen nur der Vater ihn in unser Haus lud — ich konnte nicht Wochen vergehen lassen, ohne ihn zu sehen.“

„Du hast gefehlt, Anna,“ sagte Therese. „Hast Du bedacht, welches Unheil entstehen kann, wenn der Vater diese Zusammenkunft erfährt? Gott des Himmels, welch' ein Moment — ich wage kaum ihn mir zu denken — der wüthende Feind des Franzosenthums erblickt die geliebte Tochter an der Seite des Gegners — Anna, ich würde das Schlimmste erwarten, wenn dies geschähe, ich sehe Blut fließen — wage es nie mehr — halte Henri fern — —“

In diesem Augenblicke vernahmen die Schwestern ein Rauschen in den Büschen, welche, nicht weit entfernt am Rande des Teiches stehend, eine Art von Laubweg bildeten, der in den Park auslief. Erschrocken wendeten Beide ihre Köpfe — die Gestalt eines Mannes war deutlich in dem Halbdunkel zu erkennen.

„Er ist es,“ hauchte Anna, die Hand der Schwester krampfhaft umklammernd.

„Wer? Henri?“ flüsterte Therese. „Wir sind verloren. Der Vater wollte uns nachkommen, mit uns den Park durchwandeln.“

„Ich vermag nicht zu sprechen — meine Sinne schwinden, hilf mir.“

„Fasse Dich — wir müssen ihm entgegengehen, ihn warnen.“

Therese zog die Schwester mit sich fort — Beide verschwanden in dem Laubwege, die Gestalt schien sich zurückzuziehen. „Rufe ihn an,“ flüsterte Therese.

„Henri! Henri!“ rief Anna mit bebender Stimme. Die Gestalt blieb wie gebannt — die Strahlen des Mondes, welche durch das Laubwerk schimmerten, ließen erkennen, daß der Mann einen Degen in der Hand hielt. Die Schwestern standen nur einige Schritte von dem Fremden entfernt.

„Herr von Bellon,“ begann Therese, „nähern Sie sich uns — es sind Freunde.“

Der Angerufene kam näher. „Ich traue kaum meinen Augen,“ sagte er ebenfalls mit zitternder Stimme, „Sie sind es, gnädiges Fräulein, die ich an der Seite der Schwester erblicke.“

„Ich bin es, die soeben das Bekenntniß einer unglücklichen Liebe erfahren hat. Herr Hauptmann, Sie haben uns Unheil gebracht.“

„Halten Sie ein, mein Fräulein, Sie verwunden mich tief durch dieses Wort.“

Er reichte seine Hand der bebenden Anna und senkte das Haupt.

„Ich weiß Alles," fuhr Therese fort, „Sie konnten Ihrem Herzen eben so wenig gebieten, als es meiner Schwester gelang, eine Neigung zu unterdrücken, deren Entstehen ich vollkommen begreife. Ein Mann wie Sie — ist wohl geeignet, auf das Herz eines Mädchens einen tiefen bleibenden Eindruck zu machen — aber Sie haben die Gefahr nicht bedacht, welche Sie über Anna brachten."

„Gefahr? oh, mein Fräulein — es giebt keine Gefahr, welche ich scheue, wenn es gilt, einige Minuten bei ihr verweilen zu können, der mein Herz, mein Blut gehört."

„Sie kennen die strengen Ansichten meines Vaters, Herr von Bellon. Sie sind unser Feind."

„Ich hoffe, daß der Frieden Alles ausgleichen wird. Helfen Sie mir und Ihrer angebeteten Schwester."

„Ich vermag es nicht. Auch mit dem versöhnten Feinde wird mein Vater kein Bündniß schließen wollen — die Trennung meiner Schwester von uns wäre sicher, wenn sie Ihnen zu folgen fest entschlossen ist."

„Sie schmettern mich zu Boden, mein Fräulein. Lassen Sie es mich wagen, um die Hand Anna's zu bitten — ich hoffe auf Ihres Vaters edlen Sinn. Ich war ihm stets ein geachteter Feind — vielleicht wandelt dieses Gefühl der Achtung sich in Zuneigung um."

„Ich fürchte — nein. Und wenn es sein könnte — — wenn er die Neigung meiner Anna, ihre Liebe zu Ihnen billigen könnte — es sind andere Hindernisse vorhanden — bedenken Sie, binnen Kurzem trifft mein Verlobter hier ein — er gehört jener Schaar an, die in Ihnen und Ihrem Kaiser den größten Feind des Vaterlandes erblickt, die geschworen hat, diese Feinde zu vertilgen; ein Frieden ist den Schaaren des Majors von Lützow verhaßt, die schwarzen Jäger werden niemals die Hand zur Versöhnung reichen — Sie zerreißen das Glück, die Ruhe unserer Familie, wenn Sie meine Schwester die Ihrige nennen wollen.“

Henri de Bellon verhüllte sein Antlitz. „Ihr Verlobter, der Mann, der *Ihnen* angehört, kann nur ein edler Mann sein,“ sagte er nach kurzer Pause. „Ich will ihm vor allen Andern mich entdecken — er wird entscheiden.“

„Und wollte er es auch — wollte er die Stimme des Herzens hören — er würde es nicht dürfen, vor seinen Genossen. Alle die Kämpfer, welche der Friede jetzt gelähmt hat, sie würden aus den Freunden Carl's von Horst dessen Gegner werden. Binnen wenig Stunden treffen die Lützower vielleicht schon hier ein, eine Abtheilung derselben, welcher mein Verlobter an=

gehört, sollte auf dem Marsche zum Harze sein, sie können schon bei Anbruch des nächsten Tages erscheinen, und den mannhaften Kämpfern wird mein Vater sein Haus öffnen — er kann nicht zu derselben Zeit die Verlobung seiner Tochter mit dem Feinde des Vaterlandes feiern — die Lützower Jäger würden über ihn zu Gericht sitzen."

Henri hielt die bebende Anna umschlungen. Er richtete sich empor und faßte Theresens Hand. „Mein Fräulein," begann er, „die Minuten sind kostbar. Einer der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens ist über mich gekommen — da Sie mir zeigen, welche Hindernisse dem höchsten Glücke Henri de Bellon's sich entgegenstellen, dennoch preise ich das Geschick, welches Sie zur Mitwisserin eines zarten Geheimnisses machte — um so schmerzlicher ist es für mich, der Ueberbringer einer Nachricht zu sein, welche Sie auf's Tiefste erschüttern muß."

„Großer Gott — was sagen Sie da? — Sie haben eine schlimme Nachricht von ihm — von Carl erhalten?" rief Therese, die Hand Bellon's ergreifend.

„Gebe der Himmel, daß Ihr Verlobter nicht unter Denen ist, welche ein grausames Geschick ereilte. Vor kaum achtundvierzig Stunden hat ein schweres Gefecht in der Nähe des Dorfes Kitzen stattgefunden. Es ist

zwischen Truppen unserer Armee und der Lützow'schen Freischaar zum blutigen Kampfe gekommen, der mit der gänzlichen Niederlage des muthigen Corps endete. Der größte Theil desselben ist niedergehauen oder gefangen worden, nur wenige retteten sich — Lützow selbst entkam mit genauer Noth unsern Soldaten — das Corps ist zersprengt, und ich fürchte, Sie werden den Fliehenden kein Obdach gewähren können."

Therese stieß einen Schrei aus und lehnte sich halb ohnmächtig an den Stamm eines Baumes. „Carl! Carl!" rief sie verzweifelnd. Anna eilte der Schwester zu Hülfe.

„Sie — Sie — wissen das sicher? Herr Hauptmann — sprechen Sie."

„Eine Ordonnanz brachte heute Abend die Kunde nach Allstädt."

„Aber," rief Therese außer sich. „Das ist schändlich — das ist Verrath, das ist Friedensbruch. Seit länger als zehn Tagen ist der Waffenstillstand verkündet, wie ist es möglich, daß so Etwas geschehen konnte — die Jäger Lützow's —"

„Sind als Freischaaren nicht mit eingeschlossen in den Waffenstillstand. Des Kaisers Befehl lautete: „Diese gefährlichen Männer zu vernichten." Ich fürchte jedoch, daß ein Mißverständniß die schreckliche Kata-

strophe herbeigeführt hat, denn freilich sollten nach den Bedingungen alle Truppen der Deutschen vor Angriffen gesichert sein."

Therese rang mühsam nach Fassung. „Ein Unglück mehr für Dich, armes Kind," hauchte sie leise, Anna umfassend. „Dein Vater wird diesen Verrath — denn ein solcher war es gewiß — nie verzeihen — und Er — Er —" rief sie. „Wo ist Er? Er liegt vielleicht schwer getroffen darnieder — in dem Dunkel eines Gebüsches liegt er ächzend, mit tiefer Wunde bedeckt — schlimmer noch für mich — sie haben sein treues Herz durchbohrt, ich sehe ihn niemals wieder." Sie sank an den Baumstamm nieder — Henri und Anna versuchten, sie empor zu richten. Ein helles Pfeifen schreckte die Gruppe auf. Es klang wie das Signal eines Hornisten — gleich darauf rief aus der Ferne eine Stimme:

„Therese! Anna! heda — Kinder, wo steckt Ihr denn? Das Essen steht schon auf dem Tische."

„Der Vater naht," flüsterte Anna erschrocken. „Geliebte Therese, erhebe — Dich — nimm alle Kraft zusammen — verrathe Dich — mich — uns nicht."

Therese spannte alle Kräfte an — sie vermochte sich zu fassen. „Eilen Sie hinweg von hier, Herr von Bellon," sagte sie leise. „Anna ist unglücklich, wenn

der Vater Sie hier findet — ich denke jetzt nur an sie — meinen Verlobten übergebe ich Gottes Hand."

Henri führte ihre Hand an seine Lippen. „Zählen Sie auf mich — was auch geschehen möge, ich bleibe Ihnen nahe — lebe wohl, geliebte Anna." Er drückte einen Kuß auf Anna's Stirn und verschwand im Gebüsche des Parkes.

„Unterstütze mich," lispelte Therese. „Ich vermag mich kaum zu halten."

„Geliebte Schwester, denke mein — Du mußt Dich fassen — Du darfst nichts wissen von der Schreckenskunde —"

„Nein, nein, sage nichts — ich werde schweigen."

Beide schritten den Gang hinab — der Major erschien jetzt. Er stützte sich auf einen starken Knotenstock und kam den Schwestern schnell entgegen.

„Aber, Kinder," rief er, „wo bleibt Ihr denn? Ich bin schon drüben im Parke gewesen, Euch zu suchen."

„Wir wollten die Aussicht — von dort — von dem Pavillon aus genießen — die Gegend bei Mondschein betrachten —" sagte Anna.

„Recht gut — aber bei so weiter Promenade habt Ihr die Zeit verloren, wir können nicht mehr lust=

wandeln, denn Johanna hat schon das Essen aufgetragen — also — hinein in das Haus."

Er schritt zurück, die Töchter folgten — die zitternde Therese war es jetzt, welche der Stütze ihrer Schwester bedurfte. „Wir leiden Beide genug," flüsterte sie Anna in's Ohr. „Ich wage nicht mehr zu hoffen."

Der Major war mit der Betrachtung des prachtvollen Sternenhimmels beschäftigt und achtete nicht auf die Geschwister. „Da seht einmal," sagte er nach Oben deutend, „wie herrlich der Himmel mit seinen Millionen Sternen auf uns niederblickt. Ueberall Frieden und Ruhe in der weiten Natur — und hier drunten müssen sich die Erdenwürmer gegenseitig abwürgen, weil es einem kleinen, bösen Wurme gefallen hat, die Uebrigen mit seinem gierigen Maule anzupacken — Na — mit Gottes Hülfe werden wir ihn ja los werden — sei's drum — ich hoffe auf ehrenvollen Ausgleich, oder es soll — eh — ich will nicht schimpfen. Vorläufig ging's noch gut aus, unserm Carl ist es zum Mindesten nicht bös ergangen — und da er glücklich heimkehrt — ist es immer eine Freude — nun? was ist Dir, Therese? Du stöhnst ja — he?"

„Oh nichts, Papa — nichts, ich freue mich so innig — ich gedachte seiner —"

Man war vor dem Hause angekommen. Der Major

ging durch den Hof, stieg die sechs bis acht Stufen hinan, welche zu dem Saale des Erdgeschosses führten, und öffnete die Glasthüre. Ein gedeckter Tisch stand in der Mitte, von den silbernen Armleuchtern strahlte das Licht der Kerzen. Die Töchter waren ihm gefolgt. Sie legten ihre Hüte ab und setzten sich an den Tisch, woselbst der Major schon Platz genommen hatte.

„So — nun, Fritz," befahl der Major dem Diener, „bring die Herrlichkeiten." Man begann zu speisen. „Ah," meinte Boldau, aus dem Glase einen Zug thuend, „wenn Alles gut geht, sind übermorgen spätestens die Lützower hier. Das soll mal eine Freude sein. Braun, unser Nachbar Heinitz, Horst's Eltern und — wenn es sich thun läßt, Breymann aus Boschwitz werden auch hier sein."

Die Schwestern machten einige zustimmende Bemerkungen.

„Es ist richtig," fuhr der Major ernst fort. „Carl wird nicht ganz zufrieden sein. Er hätte, wie all' seine Kameraden, gern noch mehr gethan — ich hätte es ihm gegönnt — indessen, da die verdammten Franzosen nun einmal die Waffenruhe angenommen haben, ist nichts weiter zu machen — ein Gutes hat mindestens die Sache: man wird das Gesindel hier los — diese infamen Fouragiere, die uns auf der Tasche liegen —

und wer weiß, was noch später wird. Heda! Johann — ist Alles besorgt wegen des Empfanges? das Bier aus Halberstadt ist doch gut aufgelegt?"

„Zu Befehl, Herr Major."

„Na gut so," fuhr Boldau fort, sich die Hände reibend. „Aber, Mädchen — Ihr seid so still — Therese, Du siehst blaß aus — und — ich irre nicht, Deine Augen sind voll Thränen — eh — die Andere hat auch geweint? was soll denn das heißen?"

„Papa," sagte Therese, gezwungen lächelnd. „Es ist natürlich, daß wir erregt sind. Ein solches Wiedersehen ist so schön, so ergreifend — man hat ja auch Thränen der Freude — wie des Schmerzes und ich — ich —" sie drückte das Tuch vor die Augen, Anna erhob sich, um der Schwester einen Kuß zu geben.

„Sie ist eine echte Patriotin," sagte Anna, ziemlich unbefangen scheinend. „Sie härmt sich, daß Carl nicht noch mehr im Gefechte war."

„Hm," meinte Boldau, „mir auch nicht ganz recht, aber wo die Lützower waren, da waren sie mit ganzer Seele und mit ganzem Schwerte dabei — daß sie jetzt feiern müssen — je nun — Soldatenloos. Er geht, wenn's befohlen, in's Feuer und kehrt wieder um, wenn der Befehl dahin lautet — wir heißen Carl herzlich willkommen. Immerhin ist er ein Befreier, er und

seine Kameraden. Sie haben den französischen Schuften gezeigt, daß sie einhauen können, also soll ihr Empfang hier ein guter sein. Wir wollen das so recht wieder einmal unter Deutschen feiern."

„Gott gebe, daß Carl uns wohlbehalten heimkehrt," sagte Therese, zum Fenster blickend.

„Was soll ihm heute noch inmitten seiner Schaar — im Frieden passiren?" lachte Boldau.

„Die Stunden wechseln in Glück und Unglück," entgegnete Therese ernst. „Es ist ja möglich."

„Werden die französischen Offiziere eingeladen?" fiel Anna hastig ein, theils um das Stocken Theresens zu unterbrechen, theils um dem Gespräche eine neue Wendung zu geben.

„Ich glaube, Anna, Du träumst," sagte der Major finster, sein Glas niedersetzend. „Wie sollte ich dazu kommen? diese Bursche hier bei einem Freudenfeste zum Empfange unserer Soldaten? ich bin froh, daß ich sie nicht sehe."

„Je nun Herr von Bellon," sagte Therese.

„Nun ja, der ist der Beste unter den Mosjehs — der geht allenfalls an," sagte Boldau. „Aber wenn's nicht gerade dringend nöthig ist — lasse ich ihn auch gern bei Seite — er ist eben ein Franzose, und zur Feier der Heimkehr unseres Carl darf der Herr mir

nicht in's Haus — ha — die Lützower würden gut die Nasen rümpfen, fänden sie hier Franzosen — Gott bewahre — ich will dem Herrn zeigen, daß ich seiner nicht mehr bedarf — so lange wir mußten, da holte man ihn heran, jetzt, wo vor der Hand Ruhe ist, kehre ich ihm den Rücken. Uebrigens glaube ich nicht, daß Bellon meine Einladung annehmen würde, er ist ein Mann mit Ehre im Leibe."

„Das ist er wirklich," eiferte Anna. „Ich meine, Du konntest mit ihm zufrieden sein."

„Ja — ja. Aber, er ist — er ist eben ein Franzose, damit ist Alles gesagt — ich mag diese Leute nun einmal nicht — mein Eingeweide dreht sich um, wenn ich von den Kerls höre." — Die Schwestern wechselten bedeutsame Blicke — Anna kämpfte ihre Thränen nieder, Therese erhob sich und ging zum Fenster.

„Was giebt's? hörtest Du Etwas?" fragte der Major.

„Es schien mir, als sei Jemand vom Park aus an das Haus gekommen," antwortete Therese, welche ihre pochenden Schläfe mit der Hand preßte und sich zum Fenster hinaus bog, um die Nachtluft ihre brennende Stirn kühlen zu lassen. „Gott schütze Dich," murmelte sie leise.

Die Glocke des Hauses ward gezogen. „Es kommt

Besuch — so spät noch?“ sagte der Major, sich erhebend, „vielleicht schon ein Bote von Carl?“

Der Hauptmann Henri de Bellon war nach der äußerst erregenden und für ihn so schmerzlichen Unterhaltung im Laubgange des Parkes, durch das Gebüsch sich windend zu dem breiten Wege gelangt, welcher vor der Hinterfront des Schlosses sich entlang zog. Von diesem Wege aus konnte man auf die andere Seite des Parkes kommen, die fast gar nicht cultivirt, sondern nach dem Willen des Majors in einem Urzustande geblieben war, so daß der Besucher jenes Parktheils sich im Walde befand. Nur das Vorhandensein einer Mauer deutete darauf hin, daß dieses Stück der Boldau’schen Besitzung ebenfalls in das Gebiet des Parkes gezogen war. An einer Stelle senkte sich die Mauer nicht unbedeutend, so daß man dieselbe vom Parke aus leicht ersteigen und dann auf das angrenzende Gebiet gelangen konnte, da die Mauer kaum über Mannshöhe hoch aufgeführt, das Hinabschwingen also ohne alle Schwierigkeit zu bewerkstelligen war.

Das angrenzende Grundstück war ein Ausläufer der Waldung, welche zu dem Gute des Herrn von Heinitz gehörte. Der Hauptmann Henri de Bellon war mit dem Terrain genau bekannt. Aus welchen Gründen,

wissen wir bereits. Allein nicht nur durch seine Zusammenkünfte mit Anna hatte er Kenntniß der Wege des Parkes und dessen Umgebung genommen, er hatte namentlich in letzterem vielfach Uebungen mit den in den Quartieren liegenden Truppen, theils Franzosen, theils Württembergern und Westphalen — auf dem Territorium des Herrn von Heinitz abgehalten.

Ohne sich also nur einige Minuten aufzuhalten, schritt der Hauptmann durch den Park, bis zur Stelle der Mauer, welche das Uebersteigen gestattete. Bald war er in dem Gehölze angekommen, dessen Wege ihm ebenfalls wohl bekannt sein mußten.

Daß die Gedanken des wackeren Mannes keine fröhlichen waren — bedarf keiner Versicherung. Der Hauptmann war vielmehr trübe, fast verzweifelt gesinnt. Er hatte für das schöne, edle Mädchen eine wahre, innige Neigung gefaßt. Was anfangs vielleicht einer romantischen Grille gleich schien — die Liebe eines Feindes zu der Tochter des unterjochten Landes, das hatte sich binnen kurzer Zeit in die leidenschaftlichste Neigung, in die höchste Verehrung zugleich verwandelt, und Henri de Bellon hatte trotz seines Ehrgeizes die Nachrichten von dem Waffenstillstande mit Freuden begrüßt. Die Eröffnungen Theresens mußten ihm daher tief betrübende sein. In ernster, trauriger

Stimmung schritt er durch den Wald. Bis zum Vorwerk von Peisen war er geritten und hatte dort sein Pferd eingestellt, um dann den Weg nach Dreieichen zu Fuß zu machen — er mußte jedes Aufsehen vermeiden, wollte er Anna sprechen. — Wie oft hatte er diesen Weg zurückgelegt in gehobener, hoffnungsreicher Stimmung — er hatte noch vor Kurzem so herrliche Träume von künftigem Glück gehabt, seit wenigen Minuten schien jede Aussicht für ihn verschwunden, das schöne, geliebte Mädchen sein nennen zu können. Der Franzosenhaß des Vaters vereitelte jedes Bemühen und jetzt vollends, nach den seit wenigen Stunden eingetroffenen Nachrichten, welche von einem Ueberfall der Franzosen sprachen, dem die halbe Schaar der Lützower erlegen war — ließ sich nicht an einen freudigen Ausgang denken. Henri de Bellon mußte sich obenein sagen, daß allen Aussagen zufolge die Lützower die Opfer einer Verrätherei, eines Friedensbruches geworden seien. Freilich fehlten noch genaue Details des schrecklichen Vorganges, allein das stand fest: Die Führer der Lützow'schen Schaaren hatten schon seit dem neunten des Monats Kunde und Befehl erhalten, den abgeschlossenen Waffenstillstand zu respectiren, und sie waren bereits auf dem Marsche in die Heimath, geleitet von einem sächsischen Commissär.

Henri de Bellon erwog dies Alles — denn es mußte zu seinen Ungunsten in die Wagschaale fallen, wenn er es unternahm, um die Hand Anna's sich offen zu bewerben. Die Pläne, Vermuthungen und Gedanken kreuzten sich einander in dem Kopfe des unglücklichen jungen Mannes — er hatte ringsum Alles vergessen und fast mechanisch schritt er zwischen den Bäumen des Waldes dahin; zuweilen blieb er stehen, holte tief Athem und sog die erquickende Nachtluft in seine pochende Brust — dann setzte er die nächtliche Wanderung fort, leise vor sich hin den Namen der Geliebten murmelnd. Auf solche Weise war der Hauptmann, ohne es zu bemerken, ziemlich weit ab von dem Wege gekommen, den er nehmen mußte, um das Dorf Eichen im Bogen zu umgehen. Er ward seinen Irrthum erst gewahr, als er plötzlich, auf einer ihm wohlbekannten Lichtung angekommen, seine Gedanken sammelte, die sich mit nichts weniger als dem rechten Weg beschäftigt hatten.

„Ah," murmelte er, „verfehlt — Alles, Alles verfehlt." Er lächelte schmerzlich vor sich hin und machte dann eine Wendung, um durch das Gehölz wieder auf den Steg zu gelangen, der, über eine kleine Schlucht führend, in dem rechten Ausgange des Waldes gegen das freie Feld hin leitete. Der Hauptmann hatte kaum

einige Schritte gethan, als er plötzlich stehen blieb. Sein Kopf neigte sich seitwärts, seine Brauen zogen sich zusammen — er horchte. Ein seltsamer Ton war an sein Ohr gedrungen — ein Ton, den der Soldat kennen mußte, über den er sich nicht täuschte. „Es ist das Wiehern eines Pferdes,“ sagte Henri, den Athem anhaltend. „Da — horch — es wiehert auf's Neue — ha, es sind mehrere Pferde beisammen und jetzt, jetzt schallen Menschenstimmen herüber. Was geht dort vor?“

Der Hauptmann lauschte noch einmal, um sich der Richtung zu versichern, aus welcher die Töne zu ihm herüber drangen; nachdem er sich vollkommen orientirt hatte, schritt er wieder vorsichtig weiter. Er bog behutsam die Büsche auseinander, stieg eine kleine Anhöhe hinan und hinab — die Stimmen wurden jetzt immer deutlicher, der Hauptmann vernahm einzelne Worte, er hörte das Klirren von Eisen.

Eine Abtheilung seiner Leute konnte es nicht sein, das hätte Henri wissen müssen — es war die Möglichkeit, daß von Norden her eine Uebung oder ein Vorschieben französischer Truppen stattgefunden hatte — nur weniger Schritte bedurfte es noch, und der Hauptmann mußte über die Waldbesucher im Klaren sein.

Ein dichter Busch trennte ihn von denselben. Sie

mußten in der Tiefe einer Schlucht versammelt sein. Der Hauptmann blickte hinunter, matter Feuerschein leuchtete empor — Henri fuhr betroffen zurück. Um ein Feuer, welches absichtlich in der Tiefe des Kessels angelegt war, saßen einige fünfzehn soldatisch gekleidete Männer. Ihre Uniformen, die Czakos, das Riemzeug, die Handschuhe — Alles zeigte die schwarze Farbe — aber Uniformen und sonstiges Zeug war bestaubt, zerrissen und zerfetzt. Einige trugen keine Czakos, ihre Häupter waren mit blutbespritzten Tüchern umwunden. Andere ließen einen Arm in der Binde hängen — nicht weit von dem Kessel standen die Pferde, von einigen Reitern bewacht, zusammengekoppelt schnaufend noch, von einem langen mühevollen Zuge — ermattet Menschen und Thiere, die Kraft fast gebrochen, hingestreckt in das Moos des Waldes und begierig die Wassereimer leerend oder aus den Feldflaschen schlürfend.

„Es sind Jäger vom Lützow'schen Corps," sagte der Hauptmann leise vor sich hin. „Die schwarzen Jäger — ich kenne sie wohl — der Feind ist in der Nähe. Sie sind ohne Zweifel Versprengte von dem Treffen bei Kitzen."

Einer der Jäger ward jetzt aufmerksam, er mußte ein verdächtiges Geräusch vernommen haben. „Werda?"

rief er, nach oben schauend. Henri duckte sich hinter den Busch. „Es können keine Feinde in der Nähe sein,“ hörte er eine Stimme sagen. „Hoffentlich nicht,“ sagte eine andere. „Horst ist auf dem Wege zum Herrenhause — laß uns aber doch einmal nachforschen.“

Henri hatte den Säbel gezogen, er mußte sich auf einen Kampf vorbereiten, denn er sah wie zwei Jäger aus der Tiefe heraufstiegen und gerade auf die Stelle zuschritten, wo der Hauptmann sich befand, nur der Busch trennte Beide von ihm. Sie blieben stehen und lauschten aufmerksam — da Alles ringsum still blieb, vermochte Henri jedes Wort zu vernehmen. —

„Es war Nichts,“ sagte jetzt einer der Jäger, den Hahn seines Pistols in Ruhe setzend. „Es hat sich wohl ein Stück Wild im Gebüsche verlaufen, desto besser. Es wäre immerhin gut, kämen wir ohne Kampf durch — die Franzosen respectiren den Waffenstillstand nicht.“

„Sicher,“ meinte der Zweite. „Unser Plan könnte mißglücken — die Franzosen sind ringsum vertheilt.“ Henri horchte gespannt. Welcher Plan war es, dessen der Schwarze erwähnte? „Um Horst ist mir nicht bange,“ fuhr der Lützower fort. „Er ist schon auf eigenem Grund und Boden, sie werden ihn gut ver=

bergen, wenn es Noth thut — aber der Major von Lützow — ah — ich gäbe wer weiß was drum, wüßte ich, ob er glücklich angekommen wäre, weshalb nahm er nicht Einige von uns mit."

„Was giebt's denn?" riefen Einige der unten gebliebenen Jäger. „Nichts Schlimmes," lautete die Antwort. „Wir kommen wieder herab." Sie ließen diesen Worten auch die That folgen und stiegen in den Kessel. Henri athmete wieder leichter, die Feinde ließen ihm den Weg frei und vorsichtig, mit der größten Behutsamkeit von Baum zu Baum schleichend, entfernte er sich von dem Platze.

Er hatte genug gehört, um als commandirender Offizier seines Detachements in eine äußerst unruhige und erregte Stimmung versetzt zu werden. Aus den wenigen Worten des Lützower's hatte er erfahren, daß Horst auf dem Wege zum Herrenhause sei, er war also unter der Schaar der Versprengten. Weit wichtiger aber noch waren die anderen Entdeckungen, welche der Hauptmann in der Eile gemacht hatte. Unter den Flüchtigen befand sich der Führer der gefürchteten, und auf Befehl Napoleon's mit unerbittlicher Strenge verfolgten Schaar — der Major von Lützow. Dieser gehörte zu den Personen, welche der Kaiser mit seinem besonderen Hasse beehrte, es war jedem französischen

Offiziere zur Ehrenpflicht gemacht worden, den kühnen und gefährlichen Freischaarenführer zu ergreifen, ihn lebend oder todt auszuliefern. Die Ereignisse bei Kitzen hatten zur Genüge dargethan, daß die französischen Befehlshaber selbst einen Bruch des Völkerrechtes nicht scheuten, wenn es galt, Rache an den verhaßten Lützowern zu üben. Endlich aber hatte einer der Jäger von dem Plane gesprochen, den die Jäger ausführen wollten, und dies erschien dem Hauptmann als das Bedenklichste. Der an Tollkühnheit grenzende Muth, die nichts achtende Verwegenheit der Lützower Jäger waren ihm wohlbekannt. Wenn die Schaar auch durch den Ueberfall bei Kitzen versprengt sein mochte — Alles deutete darauf hin, daß ihr Führer einen Befehl gegeben hatte, nach welchem die Versprengten sich an einem gewissen Orte zusammenfinden sollten, und der Hauptmann zweifelte nicht daran: es werde von den also wieder Gesammelten irgend ein kühner Streich gegen die — in den Dörfern und Städten vereinzelt liegenden Franzosen oder westphälischen Truppen beabsichtigt. Lützow schien seine Leute nur verlassen zu haben, um von einer andern Stelle aus Alles für sein Unternehmen vorzubereiten, und da Carl von Horst in das Herrenhaus geflüchtet war, hielt der Hauptmann es nicht für unmöglich, daß von dort aus ebenfalls Unterstützung ge-

leistet werde. Es lag die Möglichkeit nahe, daß den Flüchtigen durch den franzosenfeindlichen Major von Boldau jeder Vorschub für ihr Unternehmen geleistet werde.

Ein neues schweres Unheil für die Liebe Henri de Bellon's, denn seine Pflicht gebot ihm, die soeben gemachte Entdeckung zum Besten seines Kaisers, seiner Leute zu verwerthen — er mußte mit aller Schärfe und so schnell als möglich gegen die ihm so theuer gewordene Familie vorgehen. Indessen war es gerathen, einen Versuch zu machen, ob sich nicht Bestimmteres erfahren lasse. Wenn es dem Hauptmann gelang, unbemerkt wieder in die Nähe des Herrenhauses zu kommen, so war es vielleicht möglich, die Bewegungen der Feinde zu erspähen, zu erfahren, ob etwa noch stärkere Zuzüge in der Gegend verborgen lagen, einem Ueberfall zuvorzukommen, der seinem eigenen Detachement gelten konnte, welches das nächstgelegene war.

Henri de Bellon setzte daher seinen Rückmarsch mit der bisher beobachteten Vorsicht weiter fort. —

Die Glocke, welche die Familie Boldau in ihrer einförmigen Abendunterhaltung gestört, hatte kaum ausgetönt, als schon Johann, der Diener, wieder in das Zimmer trat. Sein Gesicht drückte Schrecken aus

— er konnte nur stammeln: „Der Major von Braun ist da.“

„Er bringt schlimme Kunde,“ riefen Therese und Anna.

„Ja wohl! ja wohl,“ entgegnete eine tiefe Stimme, welche dem Major von Braun angehörte, der jetzt bestaubt und in höchster Aufregung in's Zimmer trat.

„Freund — was bringen Sie uns?“ rief Boldau, ihm entgegengehend.

„Sagen Sie Alles — oh — mein Gott,“ flehte Therese ihn an.

Der Major von Braun hatte sich ermattet auf einen Stuhl niedergelassen, er strich seine von Schweiß triefenden grauen Haare aus der Stirn, „laßt mich einen Moment Athem schöpfen — ich bin scharf geritten, mein Pferd steht im Dorfkruge, da ich jedes Aufsehen vermeiden muß.“ Anna reichte ihm ein Glas Wein, welches er hastig leerte.

„Ich werde die Bestätigung des Schrecklichen erfahren,“ flüsterte Therese der Schwester zu.

„Also denn,“ hob Braun an. „Ein furchtbarer Kampf hat am Siebzehnten bei Kitzen zwischen den Franzosen und Lützowern stattgefunden — die letztere Schaar ward fast vernichtet — zersprengt.“

„Gott der Gerechtigkeit,“ rief Boldau. „Es ist

nicht möglich — der Waffenstillstand gilt seit Beginn dieses Monats — es kann nicht sein."

„Die französischen Generale haben die Waffenruhe den Lützowern gegenüber nicht respectirt — sie haben plötzlich den Major und seine Schaar mit Uebermacht angegriffen. — Was nicht entkam, ward niedergemetzelt."

„Carl — mein Carl," jammerte Therese, zusammenbrechend. „Er ist gefallen."

„Sie wissen dieses schreckliche Ereigniß sicher?" sagte Boldau. „Gewiß?"

„Es kann nicht mehr eine Täuschung sein, denn der, welcher mir die Kunde brachte, ist der Major von Lützow selbst. Er befindet sich in meinem Hause, wohin er heute zur Abendstunde als flüchtig kam, nachdem er die vergangene Nacht in der Papenmühle bei Eisleben geblieben war, sich vor den ringsum streifenden Franzosen zu verbergen."

Die Hörer dieser schlimmen Nachricht vermochten nicht zu sprechen — sie starrten regungslos den Major von Braun an. Es war eine tiefe, schwere Pause.

„Und — Carl — Carl von Horst," sagte endlich Boldau leise, die halbohnmächtige Tochter in seinen Arm schließend. „Der Major von Lützow wußte nichts von ihm?"

Braun schüttelte stumm das Haupt.

„Er — hatte — keine Kunde von ihm?“ rief Therese.

„Nein,“ sagte Braun. „Der Major hatte ein kleines Häuflein Getreuer mit sich genommen — unter diesen befand sich Carl nicht. Ob er gefallen, verwundet, zurückgeblieben, das weiß der Major nicht.“

„Ich sehe ihn nie wieder,“ schluchzte Therese. „Fluch auf seine Mörder und Alle, die zu den Fahnen derselben gehören, welche sie besudelt,“ rief Boldau. Anna hielt sich mit Mühe aufrecht, sie preßte krampfhaft ihre Hand auf das Herz.

„Verzweifeln Sie noch nicht, liebe Therese,“ sagte Braun, sich erhebend. „Viele der Lützower haben sich durch den Feind geschlagen und sind auf verschiedenen Wegen entkommen. So die ganze von dem muthigen Oberjäger Beczwarzowsky geführte Schaar. Lützow selbst hat mir berichtet, daß noch bis gestern Abend sich verschiedene Versprengte einfanden.“

„So dürfen wir hoffen,“ fiel Anna ein. „Er kann noch unter den Lebenden weilen.“

„Gewiß dürfen Sie hoffen und glauben. Aber ich kenne den Patriotismus dieser Familie zu gut, als daß ich fürchten müßte, der Gleichgültigkeit gegen ihren eigenen Schmerz geziehen zu werden, wenn ich jetzt, mein Freund, Sie bitte, uns Ihre Hülfe zu leihen.“

„Das Vaterland hat die ersten Ansprüche," sagte Boldau. „Wie kann ich helfen?"

„Ich kam deshalb hierher," entgegnete Braun mit halblauter Stimme. „Lützow hat einen Theil seiner Leute hier dicht bei Ihnen im Walde liegen."

„Wie! hier — bei uns?"

„Im Walde des Herrn von Heinitz — ja. Zu dieser kleinen Schaar sollen die sich nach und nach Einfindenden stoßen — noch wissen die in der Gegend vertheilten Franzosen nichts von der Anwesenheit der verhaßten und gefürchteten Feinde; wenn sie es erfahren, so sichert kein Vertrag, kein Waffenstillstand die Lützower vor der blutigen Verfolgung durch die französischen Truppen. Wir müssen die Leute des Corps vertheilen — eine Abtheilung muß bei mir — eine Andere bei Heinitz — eine dritte bei Ihnen — eine vierte bei Breymann auf Roschwitz untergebracht — verborgen werden, bis Alles geschehen ist, um Sicherheit für die Bedrängten von dem französischen Hauptquartiere zu Dresden durch den Prinzen von Neufchatel zu erlangen."

„Ich bin bereit dazu — Sie haben wohl nicht daran gezweifelt," sagte Boldau, seine Hand dem Freunde reichend. „Mögen sie gleich kommen."

„Noch ist Zeit. Ich habe ein noch wichtigeres An-

liegen. Lützow ist bei mir — er kann nicht lange dort verweilen. In unmittelbarer Nähe von Mittelhausen liegen französische und die viel schlimmeren westphälischen Truppen. Bernburg, Dröbel, Poley, Baalberg, Gröna — sind Standorte feindlicher Mannschaften. Binnen wenigen Tagen treffen noch zwei Regimenter, die Kürassiere Nummer Eins und die Husaren Nummer Drei, ein. Ein unglücklicher Zufall kann den Major entdeckt werden lassen und — ich brauche Ihnen nicht zu schildern, welches Loos ihn dann erwarten dürfte. Hier — bei Ihnen ist er vollkommen sicher, die Gegend ist nicht mit Soldaten des Feindes belegt — erst in Allstädt liegen Truppen — wollen Sie den Major für einige Tage bei sich beherbergen?"

„Eine Ehre — eine Freude wird es mir sein," rief Boldau. „Es ist bei allen den schmerzlichen Nachrichten die einzige freudige, welche Sie mir bringen. Hier ist Alles sicher — hier kann Lützow weilen, so lange es ihm beliebt."

„Die französischen Offiziere kommen zuweilen hierher zum Besuch."

„Ich weise ihnen — den Dienern eines Mörders, die Thüre — hinaus mit den Buben!" schäumte Boldau. Anna erbebte.

„Das wäre thöricht, mein Freund," wendete Braun

ein. „Sie dürfen keinen Verdacht erwecken, Sie müssen im Gegentheil jetzt zuvorkommender als sonst sein. Nur darf Lützow sich nicht hervorwagen, wenn Sie französischen Besuch erhalten sollten. Leben Sie denn wohl für jetzt. Ich geleite den Major noch in dieser Nacht wieder hierher — ein Sopha, ein Lehnstuhl für ihn — wenn Sie nicht vorbereitet sind — genügt, der Soldat schläft überall gut. Ich habe zu Breymann gesendet, der ein Jüngling an Muth und Aufopferung ist, wenn es dem Dienste des Vaterlandes gilt. Er wird an allen Orten, wo die Lützower sich verborgen halten, Lebensmittel und Fourage bereit halten lassen — er ist es auch, der an dem Punkte, wo die Schaar die Elbe überschreiten muß, um nach Havelberg, dem Sammelplatze, zu gelangen, die nöthigen Kähne bereit stellen wird — ich weiß, Lützow kann auf ihn, wie auf uns, zählen."

„Grüßen Sie den wackern Patrioten von mir, mein Freund, und kehren Sie bald mit dem heldenmüthigen Führer der Freischaaren zurück. Was die im Walde befindlichen Lützower betrifft, so werde ich sie erwarten. Die Pferde können in meinem Stalle untergebracht werden, die Abtheilung, welche in meinem Hause bleiben soll — senden Sie sobald als möglich. Ich werde an der Stelle meines Parkes sein, wo das Uebersteigen

leicht ist — Johann kann Sie begleiten," sagte Boldau.

„Auf baldiges Wiedersehen denn," mit diesen Worten verabschiedete sich der Major von Braun. Boldau geleitete ihn aus dem Zimmer. Die Schwestern waren allein.

„Ich vergehe vor Angst," flüsterte Anna, die Hand der Schwester erfassend.

„Und ich vor Schmerz," hauchte Therese. „Wenn Henri noch in der Nähe wäre — er würde verloren sein."

„Wenn Carl in die Hände des Feindes fiel — welch' ein furchtbares Loos!"

Boldau kehrte zurück. „Meine geliebte Tochter," begann er, Therese in die Arme schließend. „Jetzt erst vermag ich die ganze, schmerzvolle Ungewißheit schwer zu empfinden. — Wir müssen sofort nach Carl von Horst forschen."

„Vater! Vater!" jammerte Therese, sich an seine Brust werfend. „Er wird nicht wiederkehren, er fiel unter den Kugeln und Klingen der feindlichen Soldaten."

„Die Schurken — die Mörder," fuhr Boldau auf. „Es sind keine Soldaten mehr, die gleich Banditen über die arglosen, dem Waffenstillstand vertrauenden Gegner

herfielen. Fasse Dich — wie Braun sagte: es ist noch Hoffnung."

„Kann ich mich fassen?" sagte Therese in leidenschaftlicher Erregung. „Ich bin mit meinen Gedanken bei ihm — ich sehe ihn im Getümmel des Gefechtes, wie er muthig und treu seinen Säbel führt, wie die wüthenden Feinde ihn bedrängen; ich sehe ihn sinken mit Wunden bedeckt, und es ist mir, als höre ich seine ersterbende Stimme rufen — —"

„Therese! Therese!" klang es in diesem Augenblicke von dem geöffneten Fenster her. Erschrocken wendeten sich Vater und Tochter um, in dem offenen Rahmen erschien eine männliche Gestalt — das Licht der Kerzen beschien ein bleiches Antlitz, eine blutgetränkte Binde umgab das Haupt.

„Ah!" kreischte Therese. „Carl! Carl — bist Du es? oder ist es der Geist meines Geliebten?"

„Therese! Vater! Anna!" rief der Mann, welcher sich jetzt in das Zimmer schwang. „Ich bin es — glücklich dem Verderben entronnen, in Euren Armen bin ich — gerettet! gerettet."

Er stand zwischen den Glücklichen, an seinem Herzen ruhte das Haupt der schönen Verlobten, die Rechte des heimkehrenden Kriegers hielt Boldau, und Anna

stand mit gefalteten Händen vor den glücklich Vereinigten — sie gedachte des Abschiedes von Henri.

„Aber bist Du es denn wirklich?" jauchzte Therese, von dem Kummer schnell zur höchsten Freude übergehend. „Ja, ja — ich habe Dich, ich halte Dich in meinen Armen."

„Preis sei dem Himmel, daß er Dich aus dem Gemetzel glücklich zu uns führte —" rief Boldau, „schnell hierher, labe Dich — Du bist vollkommen sicher."

„Nicht ganz — wir sind zersprengt — die Unsern sind in der Nähe."

„Oh wir wissen Alles," fiel Therese ein. „Braun war hier, wir erwarten Lützow — wir werden Deine Kameraden aufnehmen —"

„Wie, Ihr wißt? Ihr wißt, daß der Major uns nahe ist?"

Boldau theilte schnell die Umstände mit.

Carl von Horst reichte ihm stumm die Hand. „Es wird Alles gut werden, meine Geliebte," sagte er, Therese an sein Herz drückend.

„Und so lange hast Du uns in Kummer, in Sorge gelassen!"

„Ich bin Euch den Bericht schuldig. Ich gehörte zu den Versprengten, welche nicht mit Lützow zusammen vereint blieben. Erst heut Abend traf ich in der Mühle

von Eisleben ein, woselbst ich erfuhr, daß Lützow sich in die Gegend von Bernburg entfernt habe. Ich eilte nach — deshalb konnte der Major von Lützow an Braun keine Nachricht über mein Verbleiben geben, er weiß selbst noch nicht, wer von seinen Leuten fiel — wer glücklich davon kam. Von allen Seiten ziehen sie jetzt heran, hieher in diese Gegend, von wo aus wir die Elbe zu überschreiten versuchen wollen. Zwar ist uns der Feind nahe, aber mit solcher Hülfe wie Ihr, Ihr wackern Freunde, uns leistet, werden wir glücklich hinwegkommen."

„O sprich nicht von fortziehen — heute nicht — niemals," bat Therese.

„Wenn das Vaterland ruft, eile ich von hinnen," sagte Carl. „Ich muß kämpfen, meine Therese, wir haben noch nicht genug gethan."

„Der Frieden ist geschlossen," sagte Anna schnell.

„Gott gebe, daß er nicht lange andauert," knirschte Carl. „Wir müssen ganz — ganz siegen. Es kann nicht jetzt schon Friede sein zwischen Deutschland und Frankreich — es wäre schrecklich."

„Ich sende einen Boten an Deine Eltern," sagte Boldau, „sie von Deiner glücklichen Rettung zu unterrichten."

„Oh — ich gehe selbst. Meine Therese soll mich

begleiten. Der kleine Wagen trägt uns bald hinüber."

„Es geht nicht," wendete Boldau ein. „Du mußt hier bei uns bleiben, bis Alles sicher ist. Die Franzosen liegen in Allstädt, es ist zu besorgen, daß sie aufmerksam werden. Du darfst nicht fort von hier — ich lasse sogar andere Kleider für Dich bringen — wir müssen sorgsam jede Entdeckung vermeiden. Lützow soll verborgen werden, bis seine Schaar zum Aufbruch bereit ist."

„Es sei denn," entschied Carl. „Wie gern bleibe ich Dein Gefangener — und habe ich nicht meine treuesten Wächterinnen in der Nähe?" rief er, die Hand der Geliebten fassend. „Ach — wie ist es so herrlich, so schön, nach der bestandenen Gefahr in Frieden bei Denen zu weilen, für welche wir kämpften — denn wir Alle kämpfen für Euch — für Eure Freiheit — wir haben geblutet. Vaterland, Dir wollen wir sterben, so ruft unser Sänger und unsere Lieben sollen erben — was wir mit dem Blute befreit — ja — ja," setzte er hinzu, das Haupt stützend. „Es haben Viele geblutet, Viele das Leben verhaucht."

„Eine schwere Stunde ist an Dir vorübergezogen mein Sohn," sagte Boldau, die Hand auf des Eidams Schulter legend.

„Oh — eine furchtbare — schreckliche Stunde," rief Carl, sich erhebend. „Wie sie uns anfielen, gleich reißenden Wölfen! — wie sie ihre Klingen blitzen ließen und ihr wildes Geschrei tönte! So plötzlich, so unerwartet. Denkt Euch uns Alle in Frieden dahin reitend, in dicht geschlossener Schaar auf Altkarstädt den Weg nehmend. Da blitzt es vor uns auf — ein gewaltiger Haufen von mehr als fünftausend Mann — Reiter in französischen, deutschen Uniformen — Fußvolk dazwischen. — Alle im Marsch auf Kitzen, woselbst wir beim Floßgraben arglos gelagert hatten.

Lützow war schon voraus. Er wollte erkunden, um was es sich handele. Bei dem Vorreiten stürzte sein Pferd — einige württembergische Offiziere waren ihm in artiger Weise behülflich, wieder in den Sattel zu kommen — kein Anzeichen einer feindlichen Absicht — aber als wir Lützow fallen sahen, sprengten wir doch näher. Wir sahen ihn mit dem General Normann — dem Württemberger, unterhandeln — es war ein Deutscher, der sein Ehrenwort gab: Man wolle nur das nächste Dorf besetzen — uns Allen schien es bereits befremdlich, daß die feindlichen Truppen links von uns auf dem Wiesengrunde blieben — gefährliche Begleitung. Wir sehen Lützow, der zur zweiten Abtheilung geritten war, mit dem französischen General Fournier

unterhandeln, Lützow forderte ihn auf, Halt zu machen — das ist das Letzte, was ich berichten kann. Plötzlich sehen wir, wie Lützow sein Pferd wendet — in gestrecktem Galopp jagt er an der feindlichen Cavallerie vorüber — es mußte etwas Besonderes vorgefallen sein — wir blickten gespannt auf den uns entgegenkommenden Reiter — da — ein Schrei, der die Luft erzittern machte — ein ungeheuer langhinzuckender Blitz — die feindlichen Reiter — es waren Deutsche! Deutsche!" schrie Carl, die Faust ballend, „Württemberger — sie warfen sich auf uns. Im Nu ein Knäuel von Menschen, Pferden — ein Stampfen, Heulen, Ringen. Schüsse krachten, die Hiebe fielen von allen Seiten. „Verrath! Verrath!" schrieen die Unsern, „hinunter mit den Schwarzen!" die Feinde. Ein furchtbares Gemetzel begann. Lützow — schon vom Pferde gerissen, ward durch einen Angriff von zwölf unserer Ulanen befreit, er entkam zu Fuß aus dem Getümmel — dicht vor mir fiel Körner, der Held und Sänger, von schwerem Säbelhiebe in den Kopf getroffen — zwei feindliche Reiter drangen auf mich ein und es begann ein wüthender Kampf. Den einen meiner Dränger hieb ich vom Pferde, der zweite schoß nach mir, seine Kugel streifte meine Stirn — das Blut floß mir über die Augen, ich hieb wie rasend um mich her, ein

Schuß traf mein Pferd, hochaufbäumend stöhnte es und überschlug sich in convulsivischem Sprunge, niederstürzend mit seinem Reiter — ich lag unter der Last halb begraben, und von dem heftigen Sturze gewaltig erschüttert, schwanden meine Sinne. Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe — als ich endlich wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich in einem Bauernhause auf Streu liegend — um mich her eine alte Frau und ein Mann in Bauerntracht. Sie erzählten mir, daß man mich unter meinem Pferde hervorgezogen und, da ich noch Leben zeigte, in dieses Haus geschafft habe.

Ich fühlte mich bald gekräftigt, mein Streifschuß schmerzte nicht sehr — man hatte die Wunde gekühlt. Ich forschte vergeblich nach dem Schicksale des Majors — man konnte mir keine Auskunft geben. Noch an demselben Tage brach ich auf. Hinter Kitzen warf ich einen Blick auf die Gefechtsstätte — eine Anzahl Landleute war eben beschäftigt, die Gefallenen zu beerdigen. Von jenen Bauern erhielt ich ein eingefangenes Pferd und ritt gen Altkarstädt. Hier traf ich schon Versprengte, von denen ich erfuhr: Lützow habe sich gegen die Saale gewendet, um in den Harz zu gelangen — wir sollten ihm über Merseburg folgen — ich vernahm, daß das ganze Corps zersprengt sei — welch' eine

Kunde! sie schlug die Freude nieder, welche ich bei der Nachricht empfunden hatte, daß Lützow in den Harz gegangen sei — hatte ich doch gleich an Euch gedacht — wir mußten alle Vorsicht anwenden, um den Feinden zu entgehen, denn nach jenem Anfalle konnten wir Alles für möglich halten. Hinter Merseburg passirten wir die Saale mittels einer Furt — die Leute dort waren alle patriotisch gesinnt. Lützow hatte dem Verwalter des Vorwerkes, dem Prediger und dem Schullehrer Weisung gegeben, alle seine versprengten Leute zur Mühle bei Eisleben zu senden — dorthin ritt auch ich, aber Lützow war schon aufgebrochen — ich kam nach Sangerhausen, wie schlug mein Herz höher, bei dem Gedanken, Euch nahe zu sein — wenn ich es gleich bitter empfand, daß ich als ein Besiegter, Einer von Denen, welche niedergeworfen worden, in die Heimath zurückkehren mußte — aber Alles lachte mich so freundlich an — als ich die ersten Berge des Harzes aufsteigen sah, da schien es mir, als habe ich jedes Erdenweh von mir geworfen, und ich jauchzte laut vor Freude, als einer der Unsrigen, der in Sangerhausen zurückgeblieben war, mir die Nachricht brachte: Lützow sei nach Mittelhausen zu Braun gegangen — ein Theil seiner Begleitung im Walde von Gut Heinitz — das war ein glückliches Zeichen — ich sollte Euch — sollte

Dir, meine Geliebte, nahe kommen — ich kam und ich habe Euch wieder, was kann ich Höheres — Freudigeres verlangen?" Er schwieg uud blickte in die schönen Augen Theresens, deren feine Hand die wirren Locken von seiner Stirne strich.

„Aber jetzt auf," fuhr Carl fort. „Ich will die Kameraden hieher geleiten, wo sie verborgen werden sollen — es ist doch Alles hier um das Schloß herum sicher?"

„Welche Frage!" sagte Boldau: „Wir können uns auf unsere Leute verlassen. Die Franzosen sind weit entfernt. Geh, mein Sohn — bring mir einige der Wackern — ich bereite drunten Alles vor — Therese und Anna sollen mit der Dörthe die Zimmer für den Major in Bereitschaft setzen — er soll in den beiden kleinen Gemächern wohnen, welche nach dem Park hinaus liegen, die Schwarztannen gehen weit über das Dach und ihre Aeste verstecken fast die Fenster — laßt uns eilen — Braun muß bald zurückkehren — Johann ist im Walde bei den Rastenden — an's Werk."

„Ihr haltet Alles für sicher hier herum," sagte Carl plötzlich, „dennoch — es kann freilich ein Spiel meiner erhitzten Phantasie, eine Folge der Aufregung gewesen sein — allein ich glaubte in der That vorhin, als ich auf das Haus zuschritt, eine Gestalt zu er=

blicken, welche sich im Dickicht zu verbergen suchte, und diese Gestalt war — so schien es mir — so viel ich beim Mondlichte zu bemerken glaubte, in eine Uniform gekleidet.“ Die Schwestern zuckten betroffen auf, und Theresens Arm, den sie in den des Bräutigams gelegt hatte, zitterte merklich. „Ei, keine Unruhe deswegen,“ sagte Carl. „Ich sagte ja ausdrücklich, daß ich jene Gestalt für ein Gebilde meiner Phantasie halte — allein — man glaubt eben Allerlei zu sehen, zumal — wenn das Mondlicht seine Mitwirkung dazu leiht, und so wollte es mir auch scheinen, als bemerkte ich in der Hand der Gestalt einen blanken Säbel und als blitzten auf ihren Schultern Epauletten — ich will Euch gestehen, daß diese Gespenstererscheinung der Grund war, weshalb ich meinen Weg nicht durch die Thür, sondern durch's Fenster nahm, welches offen stand und durch dessen Flügel ich die süße Stimme meiner Therese vernahm, deshalb —“

„Kamst Du selbst fast wie ein Geist, um uns zu schrecken,“ fiel Therese gezwungen lachend ein, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Nein — noch sind keine Feinde hier,“ sagte Boldau, „und hoffentlich werden sie auch nicht wiederkommen. Wenn es irgend angeht, halte ich auch die Besuche der Offiziere fern, obwohl Braun Recht hat,

wenn er es für gerathen hält, jetzt gerade mit den Patronen in freundschaftlichem Verkehr zu bleiben — übrigens waren es artige Leute — besser als unsere feindlichen deutschen Offiziere — ein Herr Henri de Bellon, Hauptmann — ist ein ganz angenehmer Mann, aber dennoch sehe ich ihn lieber wo anders als hier — was Deine Gespenstergestalt anbetrifft, so wollen wir patrouilliren im Park; es kann nichts schaden."

Anna zerknitterte in der Angst ihres Herzens das Taschentuch — Therese barg ihr Haupt an Carl's Schulter. „Ich werde den Weg durch den Park rechts ab nehmen," sagte dieser. „Man ist schneller auf Heinitz'schem Grunde — leb' wohl für einige Minuten, mein holdes Mädchen — ich kehre bald heim — gieb mir die Hand, gute Anna — so — je, wie brennt diese Hand, das arme Kind hat sich um mich ebenso geängstigt wie Ihr Andern — und wir, die Flüchtigen, bringen Euch um die schöne Nachtruhe — auf Wiedersehen." Er drückte Therese einen Kuß auf die Lippen und eilte mit Boldau aus dem Zimmer.

Allein geblieben, fielen die Schwestern einander in die Arme.

„Er ist verloren, wenn sie ihn finden," flüsterte Anna.

„Er wird nicht mehr in der Nähe sein," entgeg-

nete Therese. „Carl hat vielleicht wirklich ein Phantasiegebilde gesehen.“

„Nein — nein — es war Henri, meine liebe Therese. Er blieb in der Nähe des Schlosses.“

Ein jäher Schrecken durchfuhr Therese, sie faßte die Hand der Schwester mit starkem Griffe. „Anna — wenn Henri wirklich noch hier wäre — es wäre schrecklich. Er würde dann die versteckten Lützower bemerken, er würde entdecken können, daß wir den Major verbergen — Henri ist Soldat, Offizier, Franzose — es würde ein Kampf in ihm entstehen, ein Ringen zwischen Liebe und Pflicht, dessen Ausgang zweifelhaft ist. Willst Du ihn verdammen, wenn er, durch Zufall Zeuge aller in der Stille hier sich vollziehenden Begebenheiten geworden — den gefährlichen Major von Lützow, den von seinem Kriegsherrn so bitter gehaßten und verfolgten Mann, aufzuheben und in seine Gewalt zu bekommen sucht? — Er hat die Mittel dazu — er würde nur als Soldat seine Pflicht thun, aber Du arme Schwester hättest das Unheil auf unser Haus gezogen.“

„Entsetzlich -- aber nein, nein, Henri ist ein edler Mann — er würde den flüchtenden Feind nicht verrathen.“

„Es wäre ein seltener Edelmuth — dessen ich Henri de Bellon freilich für fähig halte.“

„Der Frieden ist ja bereits geschlossen — es darf kein Kampf stattfinden.“

„Du hast gehört, wie die Franzosen die Verträge respectiren, so weit es die Lützower betrifft, und wenn Lützow im Kampfe fiele, man würde Henri im Quartiere seines Kaisers nicht mit Vorwürfen bedecken.“

„Ah,“ rief Anna, „thörichte Furcht — nutzlose Sorge — Henri wird schon fort sein. Wenn er es aber doch nicht wäre? — wenn sie ihn fänden? — Dann würde er als Opfer fallen, jene Lützower sind ein wildes Volk, sie würden den für immer stumm machen, dessen Ruf Alle in Gefahr bringen kann — oh — eine maßlose Angst befällt mich — ich will, ich muß hinaus — laß mich, Schwester — ich darf nicht zögern, wenigstens will ich versuchen, mir Ruhe zu schaffen.“ Therese suchte vergebens sie zurück zu halten. Anna war bereits aus dem Zimmer. Therese lehnte sich zum Fenster hinaus und horchte angestrengt. Alles war still — der Mond stand in voller Klarheit am wolkenlosen Himmel, die Bäume rauschten nur leise im sanften Nachtwinde. Therese lehnte sich an die Fensterbrüstung — dann — nach kurzem Sinnen ergriff sie eine der Kerzen und stieg in die oberen

Räume des Hauses — sie hörte den Vater drunten poltern und mit Johann und dem Gärtner sprechen. Er bereitete die Souterrainräume seines Hauses zur Aufnahme der Lützower vor.

Der Hauptmann Henri de Bellon, den wir auf seinem Wege zum Herrenhause verlassen haben, war, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, bis in die Nähe des Gebäudes — so dicht an dasselbe gelangt, daß er einzelne Worte vernehmen konnte, welche aus dem geöffneten Fenster schallten. Er hatte sich einen vortheilhaften, für den Lauscher geeigneten Ort ausersehen. Von hier aus bemerkte er zunächst, wie von der Dorfseite her ein stark gebauter Mann das Haus umging, die Glocke zog und dann, nachdem ihm die Thür geöffnet worden war, in dem Flure verschwand. Henri hatte den Major von Braun erkannt, mit dem er oft an Boldau's Tische gespeist. Daß der Major zu so außergewöhnlicher Zeit hier eintraf, war dem Hauptmann nur eine Bestätigung mehr für seine Annahme: daß sich absonderliche Dinge im Herrenhause vorbereiteten. Er sah den Major in Begleitung des Dieners wieder aus dem Hause kommen und den Weg in den Park nehmen. Henri ließ Beide ein wenig weiter gehen, dann wollte er sich anschicken, ihnen nachzuschleichen, er trat aus seinem Versteck, als er plötzlich durch

eine andere Wahrnehmung veranlaßt wurde, zu bleiben. Aus der entgegengesetzten Richtung kam nämlich hastig, fast wilde Bewegungen machend, ein Mann in der Uniform der Lützower, dessen Haupt mit einer weißen Binde umschlungen war. Er eilte auf das Herrenhaus zu — blieb eine Sekunde stehen und schien — so kam es wenigstens dem Hauptmann vor — diesen zu bemerken. Henri trat in den Schatten, der Lützower schritt weiter, sah sich noch einmal vorsichtig um, horchte und da in diesem Momente aus dem Fenster laute Töne des Gesprächs drangen, schien der Jäger einen Entschluß gefaßt zu haben. Er schwang sich an dem Weinspalier zum Fenster empor — ein Schrei ertönte drinnen, der Mann verschwand durch das Fenster — wieder lautes Rufen, ein Freudenschrei. — „Es ist sicher Carl von Horst," murmelte Henri, „der glückliche Besiegte — er ist bei den Seinen — er ist in ihrer Nähe und ich — muß scheiden." Er hatte sich entschlossen, nicht länger zu weilen — er wollte hinweg, wollte keine Entdeckung weiter versuchen — es blieb Zeit genug, morgen zu handeln — Henri that einige Schritte gegen die Parkmauer, er mußte, um aus dem Parke zu kommen, einen andern Weg einschlagen, wollte er nicht Gefahr laufen, den im Walde befindlichen Lützowern in die Hände zu fallen.

Der Hauptmann wurde jedoch in seinem Vorgehen durch ein Geräusch stutzig, welches jenseits der Mauer erschallte — er versuchte den Stumpf eines Baumes zu ersteigen, um über das Gemäuer hinweg sehen zu können. Von dieser Stelle aus gewahrte er einen Trupp Reiter, welche sich der Parkmauer näherten, und das scharfe Mondlicht gestattete ihm auch, in diesen Reitern Lützower Jäger zu erkennen. Sie kamen von dem nördlichsten Punkte des Dorfes aus der Richtung von Mansfeld und schienen geführt zu werden. Sie lenkten offenbar auf das Schloß Dreieichen und den dahinter liegenden Wald zu. Wenn diese Wahrnehmung schon an sich den Hauptmann erkennen ließ, wie gefährlich seine Lage war, so hatte er bald Ursache, eine zweite Entdeckung zu machen, welche die Gefahr für ihn noch steigerte. Er sah nämlich, wie in einer geringen Entfernung von der Parkmauer auf dem freien Felde eine Art von Postenkette gebildet war. Sie zog sich von Norden nach Süden, also bis in das Dorf Eichen hinab. Die Gestalten der Posten — Reiter und Infanteristen — setzten sich gegen den klaren, hell beleuchteten Nachthimmel so scharf ab, daß des Hauptmanns geübtes Auge jede Bewegung zu erkennen vermochte.

Henri de Bellon sagte sich, daß er vollkommen ein=

geschlossen sei, denn ohne Zweifel befanden sich auch auf der andern Seite des Parkes Vorposten. Es war also offenbar, daß das Haus Dreieichen und das ihm benachbarte Gut den Ausgangspunkt irgend eines Unternehmens der Lützower bilden sollte, zu dessen Ausführung die versprengten Freischaaren herangezogen wurden; aus diesem Grunde ließ sich auch annehmen, daß die ausgestellten Posten mit größter Aufmerksamkeit ihren Dienst verrichten würden; daß jeder Versuch, durch die Kette zu gelangen, mit äußerster Gefahr verbunden, ja fast eine Unmöglichkeit war. Eben so sicher mußte aber der Hauptmann entdeckt werden, wenn er im Parke blieb, da sicherlich das Herrenhaus von den im Walde gebliebenen Jägern besucht und ihnen möglicher Weise als Zufluchtsort geöffnet wurde. Henri de Bellon befand sich daher in einer hochgefährlichen Lage — die wilden Jäger schonten ihn sicher nicht, ihn — dessen Anwesenheit und Kenntniß der Ereignisse Lützow und seine Mannschaften verderben konnte, wenn er frei ausging. Henri aber hatte sich bald gefaßt — er war Soldat — zum Sterben bereit, und fest entschlossen, sein Leben theuer zu erkaufen, schritt er in das Gebüsch zurück, sich einen Ort suchend, woselbst er den Tag und mit ihm sein Schicksal erwarten wollte.

Da huschte von dem Herrenhause ein Schatten herüber — eine weiße Gestalt erschien, umspielt von dem bläulichen Schimmer des Mondlichts, auf dem breiten Kieswege — sie blieb einige Sekunden stehen, dann schritt sie hastig weiter — ah — sie war es, Anna — der Hauptmann erkannte die schlanke Gestalt der Geliebten, sie kam sicher, ihn zu suchen, ihm Hülfe zu bringen, immer näher schlich sie zu des Hauptmanns Versteck.

Endlich befand sie sich nur einige Schritt von ihm entfernt. „Anna," rief leise der Hauptmann, hervortretend.

„Henri — Sie sind es, mein Freund," flüsterte die Suchende. „Sie sind noch hier — hier, wo Ihnen die größte Gefahr droht? Ich kam, Sie zu suchen, Carl von Horst hat Sie bemerkt, eilen Sie schnell hinweg, man wird Sie finden, Sie werden in die Hände Ihrer Feinde fallen."

„Ich kann nicht mehr fliehen, Anna, es ist zu spät, das Schloß ist umstellt von den Posten der Lützower, ich habe Alles gesehen — ich muß mich dem Schicksal ergeben."

„Gott sei uns gnädig — Sie haben erfahren —"

„Ich sah und hörte, und das ist genug, um zu wissen: Es bereitet sich hier in dem Hause Ihres Va-

ters Etwas vor, ein Schlag gegen uns soll geführt werden, wäre ich durch die Posten, ich würde ihn vereiteln, meine Leute herbeirufen —"

„Und einen blutigen Kampf veranlassen, der in den Räumen unseres Hauses, auf dem Boden dieses friedlichen Besitzes ausgefochten würde."

„Es wird auch ohne dies einen Kampf geben, aber dreißig, vierzig Männer werden ihn gegen Einen unternehmen, denn wenn sie mich finden, sollen sie den Hauptmann Henri de Bellon nicht ohne Kampf in ihre Hände bekommen."

„Entsetzlich – und ich — ich bin die Ursache dieses Unheils, Sie kamen, um mich zu sehen, zu sprechen — ich werde es sein, auf deren Haupt alle schwere Verantwortung fällt, ich werde Schuld sein an dem Tode des geliebten Mannes und an dem Verderben der Lützower, der Meinigen — wenn Sie, Henri, die Hülfe Ihrer Leute gewinnen, denn Ihre Pflicht als Soldat gebietet Ihnen, die Feinde zu ergreifen, zu vernichten — deren Zufluchtsort Sie kennen."

„Seien Sie ohne Sorge, mein Fräulein," sagte Henri resignirt. „Das Letztere wird nicht geschehen. Ich bin ein Gefangener in diesem Parke, ich kann nicht durch die Feinde zu den Meinigen gelangen und ich werde das einzige Opfer des kurzen Kampfes sein."

„Ich vermag das Gräßliche nicht zu denken,“ sagte Anna händeringend, sie fuhr mit der Hand an ihre Stirn. „Ich rette Sie — ja — ich rette Sie, um jeden Preis müssen Sie frei werden — was Sie dann thun wollen, es sei Ihnen überlassen, es ist vielleicht ein Wink des Himmels, der mich sandte, Sie zu verbergen, Sie zu halten, bis alle Gefahr für Sie und die Kämpfer Lützow's vorüber ist.“

„Anna — was wollen Sie thun?“

„Fragen Sie nicht, folgen Sie mir. Die Minuten sind kostbar. Kommen Sie – Ihre Hand.“

Henri folgte fast willenlos ihren Worten. Sie hatte seine Hand ergriffen und zog ihn mit sich fort — zu seinem Erstaunen schlugen Beide den Weg zum Herrenhause ein. Anna öffnete schnell eine Seitenpforte. Henri befand sich mit der Geliebten im Dunkel eines kleinen Flures. „Jetzt halten wir uns rechts,“ flüsterte sie, „die Treppe hier hinan.“ Sie stiegen eine Treppe empor — der Hauptmann vernahm deutlich Stimmen, welche aus dem anstoßenden Raume zu kommen schienen. Nach einigen Minuten Emporsteigens im Dunkel betraten Beide einen Absatz der Treppe. Das Mondlicht schien hell durch die Fenster, die Umgebung ließ sich deutlich erkennen und Henri gewahrte einige hohe Schränke, einige Bilder an den Wänden. „Hier sind

wir zur Stelle," flüsterte Anna. „Ich bitte Sie, verhalten Sie sich ruhig — vermeiden Sie jedes Geräusch. Ich werde Sie gut verbergen." Sie trat zur Wand des Treppenflures und öffnete eine Tapetenthür, ein kleiner, fast dunkler Raum gähnte vor dem Hauptmann. „Hier hinein," sagte Anna, „Sie müssen in diesem Raume einige Zeit ausharren. Nach Allem, was ich vernommen, wird die Anwesenheit der Lützower nicht lange währen, sie wollen so bald als möglich fort von hier. Ich befreie Sie, wenn Alles sicher ist, sorgen Sie nicht — ich bringe Ihnen Speise und Trank."

„Geliebtes Wesen," flüsterte Henri, „Sie retten mich und ich soll dann weichen, von Ihnen fliehen und Sie niemals wiedersehen?"

„Denken Sie jetzt an sich, an Ihre Rettung — ich habe nur diesen Gedanken — man kommt — treten Sie hinein." Sie schob den Hauptmann durch die geöffnete Thür, und ehe dieser noch einmal zu sprechen vermochte, ward die Thüre zugeschlagen. Henri befand sich in dem kleinen engen Behältnisse. Er hörte, wie Anna's Namen gerufen ward — wie diese die Treppe hinab huschte — dann blieb Alles still. Der Hauptmann gewahrte bald, daß der Raum zur Aufbewahrung von sogenanntem Polterkram diente. Einige alte Geräthschaften, Tische und Stühle waren hier aufgespei-

chert, ein kleines Fenster, dicht unter der Decke angebracht, ließ einen Strahl des Mondlichtes einfallen. Henri tappte mit den Händen an der Wand umher, er fühlte, daß die eine Seite des viereckigen Raumes nur mit einer dünnen, aus Fachwerk hergestellten Wand versehen war. Sich in sein Schicksal ergebend und gehoben durch den Gedanken, daß die ihm so Theure seine Rettung bewerkstelligt hatte, ließ er sich erschöpft von der Erregung auf einen der im Gemache befindlichen Sessel nieder.

Anna war auf den Ruf Theresens schnell die Treppe hinab und in den Saal geeilt. Als sie eintrat, schallten Stimmen vom Parke herauf — Pferde wieherten. „Es war die höchste Zeit,“ flüsterte sie vor sich hin. „Die Lützower kommen in das Herrenhaus.“

„Nun,“ sagte Therese schnell, indem sie auf die Schwester zutrat: „Er ist hinweg?“

„Ja — ja,“ stammelte Anna. „Er ist fort. Ich bin durch den Park geeilt — er ist nicht mehr zu sehen.“

„Gott sei Dank, sie werden ihn nicht mehr finden,“ sagte Therese.

Die Thüre ward geöffnet. Carl von Horst, Boldau und einige der Lützower Jäger traten herein — lauter martialische Gestalten mit sonnverbrannten Gesichtern,

welche lange Bärte umgaben. Die Meisten waren verwundet und Alle schienen erschöpft. Johann brachte Wein herbei, Boldau ließ einschenken. „Auf das Wohl unseres edlen Wirthes,“ rief einer der Jäger das Glas erhebend — sie stießen mit Boldau an — dann entspann sich eine kurze Unterhaltung, als sie geendet, trieb Boldau zum Scheiden an. „Die Nacht beginnt zu weichen, meine Herren,“ sagte er. „Wir Alle können nicht wissen, ob nicht irgend eine Kunde von Ihrer Anwesenheit zu den Feinden drang. Man wird keine Haussuchung vornehmen, dessen bin ich gewiß, aber wenn man Sie hier sieht, so bedarf es derselben nicht, Sie sind sofort gefährdet. — Gehen Sie in die unteren Räume meines Hauses, ich habe zu Ihrer Aufnahme drunten Alles herrichten lassen — die Pferde sind in meinem Stalle untergebracht — wenn über den Weitermarsch entschieden wird, sind Sie frei.“ Die Jäger entfernten sich dankend, sie waren kaum aus dem Saale verschwunden, als ein Wagen in den Hof fuhr.

„Es ist Braun mit einem Fremden,“ sagte Boldau, an die Glasthüre tretend. „Sie steigen aus.“ Er öffnete die Thüre. Braun trat ein, gefolgt von einem hochgewachsenen Mann. Dieser warf den Mantel ab und zeigte sich in schwarzer, sehr bestaubter und zerrissener Uniform, ein Säbel hing an seiner Linken, im

Gürtel steckten Pistolen. Das edle Antlitz des Mannes trug die Spuren großer geistiger und körperlicher Ermattung, er reichte Boldau die Hand.

„Ich komme als Flüchtling zu Ihnen — geben Sie mir Obdach,“ sagte er.

„Sie ehren mich und mein Haus, wenn Sie meine Hülfe annehmen, Herr Major von Lützow,“ erwiderte Boldau. Carl trat zu seinem Kommandeur und drückte gerührt dessen Hand. „Das sind Ihre schönen, liebenswürdigen Töchter“ — fuhr Lützow fort, auf Therese und Anna blickend. „Welche ist Ihre Verlobte, Horst?“

Carl führte Therese vor. „Diese ist es.“

„Mein Fräulein,“ sagte Lützow, „ich hätte Ihnen gern den Verlobten im Schmucke des Siegers, mit den freudestrahlenden Blicken eines Kämpfers zurückgeführt, der den Feind zu Boden schlug — das Schicksal hat es nicht gewollt, daß wir als Glückliche in diese Berge ziehen sollten — um so höher ist es anzurechnen, daß Sie die Unglücklichen so gütig empfangen.“

„Sprechen Sie nicht also, Herr Major,“ sagte Therese. „Wir thun Alle nur unsere Pflicht. Die Unglücklichen müssen einander die Hände reichen, und wenn Sie nicht glücklich waren, so sind auch wir es nicht — Ihr Ruhm, das Gelingen Ihrer Pläne ist

der unsrige, ist Alles, was auch wir ersehnten. Wir leiden, wir triumphiren mit Ihnen."

„Meine jüngste Tochter Anna," sagte Boldau vorstellend.

„Sie sind zu beneiden, Boldau," sagte Lützow galant. „Ich hoffe, mein Fräulein, daß auch Sie einen Krieger für das Vaterland beglücken werden — wenn Ihr Herz noch frei ist."

Anna stammelte erbleichend einige Worte der Entgegnung.

„Und nun lassen Sie es sich wohl sein," bat Boldau. „Eine kleine Erfrischung, dann zur Ruhe."

Lützow nahm mit den Freunden am Tische Platz. Die Unterhaltung drehte sich um die Ereignisse bei Kitzen und die Flucht hierher, Lützow hatte nicht genug der Worte des Dankes. Alle Freunde Boldau's hatten gehandelt, die versprengten Mannschaften waren sicher untergebracht, die Pferde wohl aufgehoben. „Wir sind vorläufig sicher," schloß der Major. „Die abscheuliche That bei Kitzen ist vor dem Richterstuhle Europas heute schon verdammt. Es war ein Ueberfall schändlichster Art — ein Attentat von Banditen in Uniform — oh, meine Braven!"

„Wo blieb Körner? hat man Kunde von ihm?" fragte Carl. „Ich sah ihn nicht weit von mir fallen."

„Nach dem, was ich heute gehört, soll er vom Schlachtfelde schwer verwundet entkommen sein. Ich hoffe — er ist gerettet. Gedenken wir der besseren Zukunft, meine Freunde," rief der Major. „Wir werden diese Scharte auswetzen."

„Und der Waffenstillstand? der Frieden?" sagte Braun, finster blickend.

„Ich hoffe zu Gott, daß er nicht von Dauer sein werde," sagte Lützow. „Ich rechne fest auf die Starrheit, auf das Selbstvertrauen des Schlachtenkaisers — er wird den Frieden nicht annehmen und wir werden fortkämpfen dürfen, bis der Feind ganz darnieder liegt. Ein letztes Glas auf diese Hoffnung." Die Gläser klangen an einander.

„Und nun, Herr Major, zur Ruhe — Sie bedürfen derselben," sagte Boldau. „Wir geleiten Sie Alle in Ihr Zimmer — mögen Sie sanft unter meinem Dache ruhen."

„Wie sollte ich nicht — es ist das Haus eines Freundes, in welches ich einzog."

„Gewiß — gewiß! in Ihrer Nähe weilt Niemand, der nicht mit ganzem Herzen der Ihrige wäre." Alle erhoben sich, Carl ergriff einen Armleuchter, um dem Gaste in das ihm bereitete Zimmer voran zu gehen.

Die ganze Gesellschaft stieg zu dem ersten Stockwerke empor; schwankend — mühsam die Stufen erklimmend, folgte Anna als die Letzte im Zuge.

Henri de Bellon befand sich in seinem Verstecke in jenem Zustande, welcher die Mitte zwischen Schlafen und Wachen hält. Die Erregung hatte allmälich nachgelassen — sie war der Ermattung gewichen und die Natur forderte ihre Rechte. Der Hauptmann fiel, auf seinem Stuhle sitzend, in eine Art Halbschlummer. Aus demselben wurde er durch ein heftiges Geräusch geschreckt, welches aus dem anstoßenden, nur durch die Fachwand von dem kleinen Raume getrennten Zimmer kam. Henri fuhr auf, er hörte, wie verschiedene Personen in dem Nebenzimmer sich bewegten, man sprach sehr eifrig, er unterschied Theresens und Boldau's Stimmen — allem Anschein nach ward Jemand in dem Zimmer beherbergt und bald wurde die Unterhaltung ruhiger, so daß Henri jedes Wort deutlich vernehmen konnte. Es ward ihm schnell zur Gewißheit, daß die Gesellschaft den Major von Lützow in das Nebenzimmer geleitet hatte, welches diesem während seines Aufenthaltes im Herrenhause Dreieichen zum Wohnsitz dienen sollte. Der Hauptmann befand sich also Wand

an Wand mit dem gefürchteten Freikorps=Kommandeure und Feinde seiner Nation und seines Kaisers. Die Gesellschaft entfernte sich wieder, nachdem sie von dem Major Abschied genommen und ihm gute Nacht gewünscht hatte. Henri hörte den Bewohner des Gemaches eine Zeit lang auf und nieder gehen, dann schien er sich zur Ruhe zu begeben — es ward still im Zimmer.

Der Hauptmann war so gewaltig erregt, daß an Schlaf nicht mehr zu denken war, auch bemerkte er sehr wohl, daß der Tag bereits anzubrechen begann, und nicht lange währte es, so drang ein feiner Sonnenstrahl durch das Fenster von Henri's Gefängniß. Der Hauptmann mußte sich in Geduld fassen — obwohl seine Unruhe stieg. Nicht nur seine seltsame ungewisse Lage war es, welche ihn besorgt machte — vielmehr war er in Sorge darüber, daß sein Ausbleiben seinen in Allstädt befindlichen Leuten, dem ganzen Kommando daselbst bedenklich erscheinen werde. Ohne besondere Instructionen zu hinterlassen, war er am vergangenen Abend fortgeritten, er war nicht zur Stunde heimgekehrt, zu welcher er, nach den Vorschriften des Dienstes, eintreffen mußte, sein Pferd befand sich im Kruge des Dorfes und konnte leicht Veranlassung zu Nachforschungen seitens der Landbevölkerung werden.

Seine Pünktlichkeit im Dienste war so bekannt und streng, daß seine Leute sicher wähnen mußten, es sei ihm irgend ein Unfall zugestoßen. Dies Alles zusammen genommen führte möglicher Weise eine Katastrophe herbei, bei welcher Anna die größte Gefahr lief, wenn der Hauptmann entdeckt wurde, wenn es ihm nicht gelang, aus dem Hause und durch die Posten zu kommen. Die Sonne stieg höher, der Hauptmann vermeinte bereits einigen Lärm zu vernehmen — er lauschte eifrig — jetzt näherten sich leichte, eilige Schrite, ein Schlüssel ward in das Loch gesteckt — Henri zog den Säbel — die Thür öffnete sich: Anna stand vor ihm.

„Hier nehmen Sie diesen Trunk —" flüsterte sie. „Ich bringe Ihnen eine kleine Erquickung."

„Ich kann mich noch nicht für befreit halten?" fragte leise Henri.

„Noch nicht — aber nur kurze Zeit sollen Sie noch gefangen bleiben, theurer Henri. Ich hoffe, Sie bald befreien zu können; wenn Alle unten im Zimmer versammelt sind, dann ist die Gelegenheit günstig, ich eile dann zu Ihnen, wir gehen über die Hintertreppe in den Park und Sie können leicht die Mauer übersteigen. Die Lützower sind noch alle in ihren Verstecken, die Posten sind ringsum verschwunden — Sie werden

glücklich entkommen — leben Sie wohl — nur einige Zeit noch und ich befreie Sie."

Sie schloß leise die Thür. Der Hauptmann schlürfte hastig einen Schluck Wein die brennende Kehle hinunter, dann hielt er sich bereit, um jeden Moment benutzen zu können. Er hatte noch nicht lange in dieser abwartenden Stellung verharrt, als heftig an die Thür des Nebenzimmers gepocht wurde.

„Werda?" rief die Stimme Lützow's.

„Oeffnen Sie, Herr Major," rief es zurück. „Ein Freund ist hier."

Henri vernahm, wie die Thür geöffnet ward.

„Willkommen — tausend Mal willkommen," hörte er Lützow sagen. „Sie sind es, Herr Amtsrath Breymann."

Henri's Besorgniß um die eigene Person war jetzt ganz geschwunden, er hatte nur noch Sinn für das, was sich dicht in seiner Nähe begab, denn zweifelsohne konnte er jetzt wichtige Dinge vernehmen. Breymann war von Boschwitz, also verhältnißmäßig weit hergekommen, sicher hing sein Erscheinen mit den Plänen Lützow's zusammen. Der Hauptmann vernahm denn auch bald folgende Unterhaltung.

„Ich schätze mich glücklich," sagte eine Stimme, welche Henri als die des Amtsrathes erkannte, „Sie

hier begrüßen zu können, noch glücklicher aber, daß es mir vergönnt ist, Ihnen, mein theuerster Herr Major, meine Dienste widmen zu können."

„Braun hat Sie wohl von Allem unterrichtet," entgegnete Lützow. „Ich kann also jede Auseinandersetzung sparen."

„Ich weiß Alles" — sagte Breymann. „Die Sache ist nicht leicht durchzuführen, aber wir werden die Schwierigkeiten überwinden."

„Ich lege unser Schicksal in Ihre treue Hand — hier unser Freund Boldau hat bereits so viel für uns gethan, daß ich nur in schwachen Worten danken kann — und Sie Alle wollen noch mehr für uns wagen."

„Schuldigkeit, Pflicht der Patrioten. Sie müssen gerettet werden, Sie und die Ihrigen, denn die französisch-deutschen Truppen würden trotz des Waffenstillstandes die Lützower Jäger nicht unbehelligt ziehen lassen," sagte Boldau.

„Nimmermehr," fiel Lützow ein. „Ich habe einmal, vor dem schrecklichen Gemetzel von Kitzen, den Ruf aus des Generals Fournier Munde vernommen: L'armistice pour tout le monde excepté pour vous, das sagt mir genug — wir sind von Napoleon für vogelfrei erklärt — Jedermann kann uns ermorden."

„Sie treffen das Richtige," sagte Breymann. „Es

ist also für Sie das Wichtigste, diesen Netzen zu entrinnen, und es muß mit aller Vorsicht geschehen — daß dies ermöglicht werde — dafür haben wir gesorgt."

„Meine edlen Freunde," rief Lützow begeistert. „Wir werden Ihnen lohnen mit unserer Hingebung an das Vaterland."

„Zunächst die Mittheilung, daß es Ihrem Oberjäger Beczwarzowsky gelungen ist, mit den Trümmern seiner Abtheilung die Elbe zu passiren — er hat in Roslau übernachtet und ist auf dem Wege nach Havelberg, wohin Sie mit den Uebrigen gelangen sollen, wenn wir Sie glücklich durch die Feinde bringen."

„Gelobt sei Gott — der dem Wackern half. Ich gab ihn schon verloren — der beste Theil meines Corps wird mir erhalten bleiben, um mit ihm den neuen Stamm zu bilden."

„Hören Sie nun, Herr Major," fuhr Breymann fort. „Es ist dringend nothwendig, daß Ihr Aufenthalt und der Ihrer Leute nicht entdeckt werde — hier ist nirgend Verrath zu befürchten. Eine Abtheilung liegt bei mir verborgen — eine zweite hier im Hause Boldau's, eine dritte dicht neben diesem Orte, auf dem Gute des Herrn von Heinitz — eine vierte bei Braun. Alle diese Abtheilungen müssen sich heut Nacht im Walde vereinen — für tüchtige Führer ist gesorgt. Wenn Alle

beisammen sind, treten Sie den Marsch an. Große Vorsicht ist nöthig, damit die französischen Truppen und deren Alliirte nicht aufmerksam werden, denn in Dröbel, Poley, Gröna und die ganze Linie entlang ist feindliche Cavallerie stationirt. Ihr Marsch muß über Kloster Mansfeld, Leimbach, Burgörner, Schakenthal, Plötzkau und Rochwitz gehen, und zwar müssen Sie dort um die fünfte Morgenstunde eintreffen. Von da bis Saalborn an der Elbe ist nur ein kurzer Ritt — dort überschreiten Sie die Elbe. Es ist wahrscheinlich, daß Sie in Plötzkau Halt machen müssen — daß Sie erst zur Nachtzeit bis Saalborn gelangen können — es ist nicht unmöglich, daß Sie gezwungen werden, an den bezeichneten Orten rasten zu müssen, für solche Fälle habe ich schon heut früh an all' den denkboren Ruhepunkten Fourage und Lebensmittel aufhäufen lassen — Sie müssen Alle frisch und kräftig bleiben."

„Welche Männer — welche Patrioten!" rief Lützow. „Ich bin des guten Ausganges sicher — aber nur eine Schwierigkeit thürmt sich auf — wir werden schwerlich die Saale und Elbe ohne Verlust passiren können."

„Auch dafür ist gesorgt. Ich habe an den wichtigen Punkten überall Kähne und kleine Prahmen in Bereitschaft. Die Schiffer und Fischer längs des

Flusses sind sehr eifrige Patrioten — sie dienen Ihnen mit Allem, was Sie wünschen — wenn also kein feindlicher Ueberfall geschieht, und der könnte nur durch Verrath herbeigerufen werden — dann werden Sie glücklich nach Havelberg gelangen. Um aber jede Sicherung für Sie herbeizuführen, habe ich bereits fünf meiner Freunde, auch Braun ist unter ihnen, bestimmt, um mit mir vereint während Ihres Nachtmarsches die Patrouillen zu bilden. Wir reiten zu beiden Seiten Ihrer Truppe, recognosciren genau, ob Gefahr in der Nähe, und sind sofort bei Ihnen, wenn Verdächtiges sich zeigt. Wir können Sie jeden Augenblick benachrichtigen, ob vor Ihnen Alles sicher ist, und solchen Dienst zu leisten sind wir befähigter als Jeder Andere, denn wir sind des Landes vollkommen kundig." Was auf diese Meldung erfolgte, vermochte der lauschende Hauptmann nicht zu entdecken — es schien ihm eine stumme Umarmung der drei Männer. „Und nun kommen Sie hinunter in den Gartensaal," bat Boldau. „Die Meinigen sind versammelt, wir genießen den glücklichen Morgen."

„Ich bin bald bei Ihnen," sagte Lützow, seine Retter zur Thür geleitend. Henri hörte nun, wie Lützow sich schnell fertig ankleidete und ebenfalls das Zimmer verließ.

Der Hauptmann hatte eine sehr wichtige Entdeckung gemacht. Er konnte, den Befehlen seines Obercommandos gemäß, das die Jäger 'des Freicorps als Männer betrachtete, welche die Vortheile der Waffenruhe nicht genießen durften, den Abzug der Lützower vereiteln, es war sogar in dem vorliegenden Falle seine Pflicht, ein feindliches Corps konnte verhindert werden sich zu sammeln, um — für etwaige spätere Ereignisse — neue gefährliche Vorbereitungen zu treffen — und an der Ausführung dieses, für seinen Kaiser wichtigen Unternehmens hinderte ihn seine bedrohte persönliche Lage. Jetzt mehr als je schwebte er in Gefahr, denn wenn man ihn entdeckte, so mußte es sich ohne Weiteres herausstellen, daß der Hauptmann Kenntniß von dem beabsichtigten Marsche Lützow's und den Vorbereitungen, welche dessen Entkommen befördern halfen — genommen hatte. Henri de Bellon bebte vor Erregung, seine Hände zitterten, seine Schläfe pochten und er war schon einmal im Begriffe, die Thüre zu sprengen, sich gewaltsam — und komme es selbst zum Aeußersten — zu befreien — aber dann wäre ihm ja jede Möglichkeit benommen worden, handeln zu können, er entschied sich zu warten. Der Moment der Befreiung durch Anna mußte nahe, die Gesellschaft im Saale des Hauses bald versammelt sein, und das war ja die Zeit

der Erlösung, wie Anna verheißen, sie mußte jetzt bald erscheinen. Die Gedanken des Hauptmanns beschäftigten sich aber auch mit den weiteren Folgen; wenn er glücklich befreit ward und mit seinen Truppen das Haus Boldau's überraschte — welche Scenen fanden dann statt! Er malte sich den wüthenden Kampf aus, der die Räume durchtobte, denn die Lützower gaben sich gewiß nicht gutmüthig gefangen — Henri sah im Geiste die händeringende, verzweifelnde Anna vor sich, wie sie sich vergeblich in das Gewühl der Fechtenden stürzte, wie sie flehend vor Henri niedersank — er glaubte ihre Stimme zu hören, wie sie sich laut anklagte, alles Unheil auf die Ihrigen gebracht zu haben — war sie es doch gewesen, welche den Feind an jene Stelle geführt hatte, von welcher aus er seine Entdeckungen gemacht hatte — und Henri opferte seine Retterin — er nützte das, was er in dem Versteck erlauschte, der ihn vor den wilden Gegnern schützte, um Verderben über eine Familie zu bringen, mit welcher verbunden zu werden, sein innigster, glühendster Wunsch war. — Diese Gedanken durchkreuzten marternd sein Hirn. „Wenn ich schweige, wenn ich jene Entdeckung in meiner Brust verschließe — dann erreicht die Schaar glücklich ihren Hafen," sagte er zu sich. „Ich allein weiß um den Plan — soll ich ihn vollenden lassen,

wenn ich frei bin? Dieser Lützow will keinen Ueberfall wagen — will das Blut meiner Landsleute nicht vergießen, wie ich anfangs fürchtete — er will sich nur retten; thu' ich ein Unrecht, wenn ich diese Rettung geschehen lasse? Der Waffenstillstand ist geschlossen, man brach ihn schon bei Kitzen — soll ich auf's Neue solchen Bruch wagen? — im Hauptquartier werden sie mich deswegen nicht verdammen — aber hier — hier — in diesem Kreise einer verehrten Familie, von ihr, der Geliebten, wird der Mann verdammt werden, der zur Vernichtung Derjenigen eine Entdeckung benutzte, welche er in demselben Augenblicke machte, als seine eigene Rettung versucht ward — und sie — sie ist dann auf immer für mich verloren — sie geht mit den Verwünschungen der Ihrigen belastet durch das Leben, wenn sie es überhaupt zu tragen vermag." Henri sank in den Sessel und drückte das Antlitz in die Hände. Drunten im Saale war indessen heitere Stimmung vorherrschend. Kein Feind war zu erblicken, bisher hatte sich Alles günstig gestaltet, die Vorkehrungen wurden noch einmal durchberathen, Lützow fand Alles so trefflich geordnet, daß er nicht mehr an dem Gelingen seines Planes zweifeln konnte. Boldau erwartete zur Mittagszeit die Eltern Carl's — sein Bote hatte die Kunde von dem glücklichen Eintreffen Carl's

gebracht — daß auch er wieder mit Lützow ziehen würde — ziehen müßte — war eine Ehrenpflicht, welcher Carl mit Freuden gehorchte, deren Verletzung seine patriotische Braut ihm nie zugemuthet, nie verziehen haben würde.

Anna zwang sich, fröhlich zu erscheinen. Therese schrieb diese Heiterkeit auf Rechnung des glücklichen Entkommens Henri de Bellon's — aber Anna merkte sorgfältig auf Alles. Sie hatte sich bisher nicht verrechnet — die Dinge waren so verlaufen, wie sie es gewünscht und berechnet hatte; sie lauerte nur auf den günstigen Moment, wo es ihr gelingen sollte, sich aus dem Zimmer zu stehlen und die Treppe hinan zu eilen, um Henri's Gefängniß öffnend, ihn in's Freie zu schaffen. Dieser Augenblick schien nicht mehr fern. Die Männer waren mit Lützow in eifriger Unterhaltung begriffen, und Carl, der sich in bürgerliche Kleider geworfen hatte, befand sich im tiefen, vetraulichen Gespräche mit Therese — ein neuer Abschied stand ihr bevor.

Anna erhob sich — ihre Hand preßte den Schlüssel zur Thüre des kleinen Zimmers, in welchem Henri verborgen war — sie that einen Schritt vorwärts. In diesem Augenblicke schmetterte hell und schneidend ein Trompetenstoß von unten herauf — erschrocken

fuhr Alles in die Höhe — Carl, Boldau und Braun eilten zum Fenster. „Das ist ein französisches Signal,“ rief Lützow aufspringend. „Gott der Gnade, die Franzosen sind vor dem Schlosse,“ jammerte Therese, „Es sind Chasseurs von Allstädt — was wollen sie nur?“ rief Carl. „Vorsicht! Ruhe!“ mahnte Breymann.

In der That erschien eine Abtheilung Chasseurs auf dem Wege, der zum Hofe des Herrenhauses führte. Ein Lieutenant war an der Spitze.

„Ich kenne ihn — es ist der Lieutenant Laporte — er war oft in unserm Hause,“ sagte Boldau. „Lassen Sie mich mit ihm reden, — Fassung, meine edlen Freunde — Herr Major von Lützow treten Sie einen Moment in das Nebenzimmer, der Offizier wird irgend eine Auskunft haben wollen.“ Er schritt aus dem Saale über den Hof — man sah ihn mit dem Offizier sprechen, der artig die Honneurs machte.

„Das ist ein Unglück,“ sagte Breymann. „Die Franzosen scheinen heute in der Gegend zu streifen.“ Anna stand einer Bildsäule gleich an der Thür — sie hielt ihre Hand auf dem Griffe — sie vermochte nicht weiter zu schreiten, dieser Vorfall konnte Alles vereiteln. Boldau kam zurück.

„Nun? was ist? was giebt es?“ fragten Alle.

„Ein seltsames Ereigniß,“ sagte Boldau. „Seit ge=

stern Abend ist der Hauptmann von Bellon verschwunden. Man hatte ihn erwartet, da wichtige Rapporte vorliegen, denn sein Commando ist für morgen zum Abmarsche nach Dresden befohlen — er ist von Allstädt gegen Abend fortgeritten und nicht heimgekehrt — die Offiziere, welche seine Diensttreue kennen, vermögen sich sein Ausbleiben nur dadurch zu erklären, daß ihm ein Unglücksfall zugestoßen ist.“

„Wenn das Erscheinen der Franzosen keinen andern Grund hat,“ sagte Breyman, „so können wir ohne Sorge — —“

„Nein, mein Freund,“ fiel Boldau ein. „Wir sind in Gefahr. Ich bin in großer Unruhe. Sonderbarer Weise befindet sich des Hauptmanns Pferd hier im Dorfkruge. Der Krüger sagt aus, daß Bellon gestern bei ihm abgestiegen und zu Fuß weiter gegangen sei — weshalb? wohin ging er? das ist verdächtig genug, aber unserer Schützlinge Lage wird noch ernster dadurch, daß die Franzosen im Begriff sind, die Gegend zu untersuchen, um über des Hauptmanns Verbleiben sich Kenntniß zu schaffen. Sie wissen, daß versprengte Jäger in den Bergen sind, und fürchten, Bellon sei diesen in die Hände gefallen — es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß sie genaue Nachforschungen anstellen — die Nähe der Gefahr für uns ist nicht abzuleugnen.“

Die Anwesenden geriethen in größte Bewegung, man rief Lützow herbei, der seinen ganzen Plan vereitelt sah. „Wir müssen handeln," sagte Boldau. „Herr Major, Sie sind es vor Allen, dessen Person in Sicherheit gebracht werden muß. Ich bin zum Glück mit den Offizieren in gutem Vernehmen geblieben, man wird keine Haussuchung anstellen — da Bellon hier stets als willkommener Gast galt, aber ein unglücklicher Zufall könnte es fügen, daß einer der Offiziere Sie erblickte, ich bitte Sie, für einige Zeit sich zu verbergen, bis die Feinde sich entfernt haben."

„Ich gebe mich ganz in Ihre Hand, mein Freund," sagte der Major. „Ich bin Ihr Gefangener."

„Schnell denn," gebot Boldau. „Wir bleiben hier unten beisammen, Lieutenant Laporte vom dritten Chasseurregimente könnte bei uns vorsprechen, er hat vielleicht die Anwesenheit mehrerer Personen bemerkt und darf uns nicht anders, als unbefangen bei einander finden — Carl, geleite den Herrn Major. Oh — wir haben ja einen trefflichen Versteck."

„Wo sollen wir den Major verbergen?"

„Schnell hinauf die Hintertreppe in das kleine Kabinet neben den großen Schränken — wir bewahren dort Gerümpel auf — die Thür ist kaum zu erkennen, im Nothfall schieben wir einen Schrank davor — eile

Dich — Therese geht mit — wir bleiben hier, um genau zu observiren — Ihre Leute, Herr Major, werde ich beordern, sich still zu verhalten."

Als der Major von Boldau des Gemaches erwähnte, hatte Anna einen leisen Schrei ausgestoßen. Sie hielt sich nur noch an dem Thürgriff, ihre Augen umflorten sich, ihre Knie wankten — sie taumelte —

„Um Gottes willen, was ist Anna?" rief Therese, der Schwester beispringend.

„Sie ist in Ohnmacht gesunken," riefen die Herren. Man führte Anna zu einem Sopha, sie sank wie leblos nieder.

„Hinweg, hinweg, Herr Major," drängte Boldau, „die Reiter können jeden Augenblick wieder hier sein — eilen Sie — wir werden meiner Tochter schon Hülfe leisten — bekümmern Sie sich nicht darum." — Er schob Carl und Lützow zur Thüre hinaus.

Die Uebrigen waren um Anna beschäftigt. Therese versuchte der Schwester mit Riechsalz zu helfen — die unglückliche Anna hatte die Hände krampfhaft geschlossen, sie stöhnte, wie von einer unsichtbaren Gewalt überfallen.

„Es ist der Schrecken, der sie niederwarf," klagte Therese. „Die Erregung war zu gewaltig für ihr zartes Gemüth." Boldau hielt das Haupt der Tochter

— Breymann und Braun beobachteten vom Fenster aus den Weg vor dem Schlosse.

Carl trat jetzt wieder ein. „Der Schlüssel zur Thüre fehlt,“ sagte er. „Wo ist er?“ Der Diener ward gerufen — er wußte nicht Bescheid zu geben.

„Er steckt doch sonst immer im Schlosse — schnell — ich höre schon wieder ein Signal in der Ferne,“ rief Boldau.

„Hier ist ein Hauptschlüssel,“ sagte Therese, ein Schlüsselbund von ihrer Seite nehmend. „Oeffne mit diesem.“ Anna zuckte wie von einem Schusse getroffen empor. „Sie scheint sehr zu leiden,“ klagte Therese.

Der Major von Lützow hatte auf dem Treppenabsatze vor der Tapetenthür gewartet, er hatte seinen Säbel, der ihn nie verließ, in der Hand — die Waffe ruhte in der Scheide.

„So — nun werden wir Sie gleich verborgen haben, mein Major,“ sagte Carl, den Nachschüssel in das Schloß der Tapetenthür steckend.

Vergebens hatte der Hauptmann auf die Ankunft seiner Befreierin geharrt. Er vernahm von unten her Geräusch, er glaubte jeden Augenblick den Schritt Anna's zu erkennen — sie blieb aus. Plötzlich schallte das Schmettern des französischen Signals — Henri vernahm es deutlich. „Meine Leute sind da,“ murmelte

er. „Was bedeutet dies? was wird geschehen?“ — Es verstrich einige Zeit, während welcher Henri unsägliche Marter der Ungewißheit und Besorgniß erduldete — jetzt tönten Schritte, man stieg die Treppe hinan — es war nicht Anna’s leichter Schritt, wuchtige Tritte waren es, Sporen klirrten, es näherten sich zwei Personen der Thüre, tasteten daran herum. „Sie verzeihen, Herr Major von Lützow, einen Moment — der Schlüssel fehlt — ich hole ihn sogleich,“ sagte eine Stimme, dann entfernte sich der eine der Männer. Des Hauptmanns Blut siedete, sein Athem stockte — es war der Moment der Entdeckung und mit ihm der des Kampfes gekommen — Henri sollte binnen wenig Sekunden Lützow gegenüber stehen, er war genöthigt, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, denn seine Flucht war unmöglich, es galt offenbar Lützow zu verbergen, denn die Trompetensignale deuteten darauf hin, daß die Franzosen dicht in der Nähe des Schlosses waren, und jetzt, gerade jetzt vielleicht, wo die Seinigen ihm nahe waren, — sollte Henri von den Feinden niedergestoßen werden — die mit einem Blicke erkennen mußten, daß der Hauptmann im Besitze ihrer Geheimnisse war.

Und sie, — sie, die er liebte, weshalb hatte sie die Rettung nicht gewagt? — oder lieferte sie wohl gar — des Hauptmanns Haare sträubten sich bei diesem Ge-

danken — lieferte sie stillschweigend den Gefangenen aus? — nein — nein — das war nicht möglich, ein unglückliches Ereigniß trat zwischen Henri und seine Rettung — er zog den Säbel und hielt sich bereit. Er hörte Carl zurückkehren — seine letzten Worte — der Schlüssel wurde gedreht, die Thür sprang auf.

„Hölle und Teufel,“ kreischte Horst zurücktretend, „was ist das? ein Franzose!“

„Wir sind verrathen — Feinde hier,“ schrie Lützow, den Säbel aus der Scheide reißend.

„Jawohl, mein Herr von Lützow,“ sagte Henri, Fechterstellung annehmend. „Ein Feind — lassen Sie uns kämpfen.“

Dem ersten Schrecken über die plötzliche Erscheinung Henri's war eine kurze Pause gefolgt. „Halten Sie ihn fest, Herr Major,“ schrie Carl. „Ich hole Hülfe.“ Er war mit zwei Sätzen die Treppe hinab.

„Sehen Sie sich vor,“ rief Henri dem Major zu. „Ich versuche, mich durchzuschlagen.“ Er fiel scharf gegen Lützow aus, der nur mit genauer Noth den Stoß parirte und sofort einen Hieb gegen Henri führte, den dieser sehr geschickt auffing — die Säbel klirrten aneinander.

„Hülfe — Feinde im Haus,“ hatte Carl gerufen, als er in den Gartensaal stürmte.

„Wo? — was? — wie? riefen Alle durcheinander.

„Ein französischer Offizier — droben — schnell.“ Boldau, Breymann und Braun stürzten Carl nach, der einen Karabiner ergriffen hatte, welchen Boldau stets geladen in Bereitschaft hielt. Alle stürmten die Treppe hinan — sie vernahmen das Geklirr der Waffen.

Boldau war der Erste droben — er erkannte Henri sofort, „halten Sie ein, Herr de Bellon,“ rief er. „Herr Major, ich bitte Sie um des Himmels willen — —“ Er warf sich zwischen die Fechtenden, welche bereits erhitzt schienen.

„Schwester, Schwester — ich bin mit ihm verloren,“ wimmerte Anna, als die Männer den Saal verlassen hatten.

„Ha!“ fuhr Therese auf, „unglückliches Kind — ich meine Alles zu errathen.“ Sie preßte Anna heftig in die Arme. „Du hast uns Alle elend gemacht.“

Boldau hatte sich verfärbt — die Lippen bebten, seine Fäuste ballten sich. „Geben Sie Rechenschaft, Herr Hauptmann,“ donnerte er. „Wie kommen Sie hierher — in dieses Gemach — ah — hier enthüllt sich ein furchtbares Geheimniß, man übt Verrath in meinem Hause, der Eindringling ist mit allem Vorbedacht in dieses Cabinet geführt worden — man hat ihn mit Erfrischungen versorgt, da steht Wein — ah —

es ist entsetzlich –– meine Freunde, Herr Major von Lützow, ich bin schuldlos — —"

„Hinab mit ihm," rief Carl. „Wir müssen Alles wissen — — hinab, sage ich."

„Ich bin bereit, meine Herren," sagte Henri mit blitzenden Augen. „Aber wenn Sie morden wollen, so lassen Sie uns doch wenigstens um das Leben kämpfen."

Lützow machte eine Bewegung vorwärts — „Sie müssen zurückbleiben," rief Boldau. „Die Feinde sind unten."

„Ich trotze jeder Gefahr," rief Lützow. „Es gelte den Kampf." Hastig schritten Alle die Treppe hinab, sie traten in den Saal. Als Anna den Hauptmann erblickte, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus und streckte ihre Hände dem Vater entgegen.

Tiefes Schweigen herrschte im Saale — Boldau sowohl als seine Freunde hatten Alles um sich her vergessen — jede Gefahr schien ihnen nichtig, nur das, was sich hier vollzogen hatte, beschäftigte diese Versammlung. Boldau ließ seine Blicke von Anna auf den Hauptmann und von diesem wieder zur Tochter schweifen, seine Zähne waren fest aufeinander gepreßt — sein Haupt schüttelte er wie noch immer zweifelnd, aber man fühlte, daß er den Zusammenhang wohl errathen hatte, als er die flehenden Geberden der

Tochter sah — er stieß einen Wuthschrei aus, dann sank er in den nächststehenden Sessel. Carl und Therese eilten zu ihm.

„Was — was ist — denn nur geschehen?" begann er nach einiger Zeit, wie ein vom Traume Erwachender. „Oh — reden Sie doch, Herr de Bellon!"

„Fassen Sie sich, mein Freund," sagte Lützow, zu ihm tretend. „Wir wissen, daß Sie leiden — schwer leiden — aber noch ist nicht Alles verloren."

Henri de Bellon hatte mit gekreuzten Armen gestanden, seine Rechte hielt dabei den Säbel. „Mein Herr Major von Boldau," begann er, „ich liebe Ihre Tochter, sie liebt mich, in diesem Bekenntnisse liegt die Lösung dieses räthselhaften Ereignisses — wenn es für Sie Alle noch ein Räthsel sein sollte." Er sprach weiter, er berichtete alle Vorgänge der verflossenen Stunden, er schilderte lebendig, glühend seine Lage und seine Neigung zu Anna — „Und nun," schloß er, „verdammen Sie doch dieses edle, schöne Kind, welches den Geliebten retten wollte — strafen Sie Ihre Tochter dafür, daß sie mich nicht zerfleischt sehen mochte von den Hieben der wilden Jäger des Herrn Majors von Lützow, mich, den Einzelnen, der dem Wilde gleicht, welches die Meute umstellt. Es ist ein unglückliches Verhängniß für Sie, welches mich, wider meinen Wil-

len, gegen die Absicht Ihrer edeln Tocher zum Mitwisser des Fluchtplans machte — rechten Sie mit jener Schickung, Ihrer Tochter dürfen Sie nicht fluchen."

Major von Boldau hatte sich bereits von der Gewalt des Schlages erholt. Er erhob sich und schritt auf Anna zu — blieb vor ihr stehen und schaute sie fest, aber zugleich mit dem Blicke tiefer Wehmuth an.

„Vater," rief Therese. „Sie liebt ihn."

„Ich weiß es — mein Kind — ich weiß Alles," entgegnete Boldau mit gebrochener Stimme. „Hinter dem Rücken des Vaters vollzog sich dieses Bündniß mit dem feindlichen Manne, es ist geschehen — ich kann es nicht rückgängig machen, denn eine Lösung würde nicht möglich sein; ein Weib, welches so viel wagte, welches die Pflichten gegen ihr Haus, ihre Familie, gegen das Vaterland so kühn auf das Spiel setzt, um dem Geliebten zu helfen, ein solches Weib wird Den nicht verlassen und vergessen, um dessen willen sie so Unerhörtes wagte. Fräulein Anna von Boldau, Ihre Hand — Sie gehören diesem Manne, dem Herrn Henri de Bellon an."

„Vater," rief Anna, sich erhebend. „Sie züchtigen mich, indem Sie so feindlich erscheinen; Sie geben mich dem Manne meines Herzens, weil Sie mich strafen wollen dadurch, daß Sie mich einem Gegner des Vaterlandes überliefern — ich aber nehme diese Strafe

an — ich will die Ihre werden, Henri," sagte sie, dem Hauptmann die Hand reichend. „Wenn dieser Krieg zwischen Deutschen und Franzosen beendet ist, kehren Sie heim, dann bin ich die Ihre — so wird meine Liebe die Waage halten gegen die Pflicht der Patriotin und der Tochter des Majors von Boldau."

„Nicht doch — nicht doch — Fräulein von Boldau," rief der Major. „Ich verbitte mir das. Die Geliebte des Colonel Henri de Bellon, die ihm bestimmte Gattin kann nicht im Hause eines deutschen Patrioten weilen — sie muß fort von hier — sie folge dem Manne ihrer Wahl — der Kaiser Napoleon ist ja ein Protector der Heirathen vor der Trommel."

„Ah — das ist zu viel," riefen Anna und Henri.

„Freund! bedenken Sie Alles — überlegen Sie," mahnten Lützow und die übrigen Zeugen der peinlichen Scene. Boldau schüttelte das Haupt.

„Kommen Sie, meine Anna," sagte Henri mit fester Stimme. „Ihr Vater hat Sie mir vor diesen ehrenwerthen Zeugen übergeben — ich führe Sie fort aus diesem Hause. Sie sind keinem Bettler verlobt worden — Sie wurden nicht dem blinden Geschick überliefert — Sie werden eine Frau sein, die keine Sorge drückt, selbst wenn Henri de Bellon, Ihr Gatte, fallen sollte im blutigen Gefechte. — Kommen Sie."

Er reichte Anna die Hand, welche sie ergriff, an ihn sich schmiegend, thaten Beide einige Schritte zur Thüre. „Schwester“ — rief Therese. „Du darfst nicht gehen.“

„Und er eben so wenig,“ fuhr Carl auf. „Wie, meine Herren — hat Sie diese Komödie denn so blind gemacht gegen eigne Gefahr? Sie, mein Commandeur — können Sie einwilligen, daß dieser Mensch, der unser ganzes Wohl und Wehe bei sich trägt, frei ausgehe?“

„Ich werde mit Ihnen und meinen Jägern vereint kämpfen,“ sagte Lützow stolz.

„Ich dulde es nicht, daß so viel Blut fließe, wenn das Blut Eines Mannes genügt, um jenes zu sparen,“ rief Carl. — „Zurück von ihm, Anna!“ Er hob den Karabiner. Die Anwesenden stürzten zu ihm, Lützow selbst wand ihm die Waffe aus der Hand. „Lassen Sie mich — er verräth uns —“ wüthete Carl. „Seine Führer und Landsleute haben Hunderte von uns geopfert an dem Tage von Kitzen — was kommt es darauf an, wenn wir Einen schlachten.“

Anna hielt Henri umklammert, aber dieser hatte sich schnell ihren Armen entwunden und war mit einem Satze zum Fenster geeilt, dessen Flügel er aufstieß. — „Versuchen Sie es, Herr Jäger,“ rief er. „Geben Sie

Feuer — ich werde durch Ihre Kugel fallen, lautlos, ohne einen Schrei auszustoßen, als ein Mann und Soldat. Besudeln Sie den Boden dieses Hauses mit dem Blute eines Gemordeten — aber der Schuß, den Sie abfeuern, um mich zu tödten — er vernichtet auch Sie, denn er ruft meine Leute herbei."

Die Patrioten und Lützow standen unschlüssig dem Hauptmann gegenüber. Braun hörte die Rufe der französischen Reiter, das Wiehern ihrer Rosse, jeden Augenblick konnten die Feinde in das Haus dringen, aber Alles, was binnen Kurzem geschehen war, schien so schwer auf den Insassen des Hauses und deren Freunde zu lasten, daß sie keinen Versuch machten, ihr Rettungswerk fortzusetzen. Lützow stand auf seinen Säbel gestützt, mit der Ruhe eines Helden, die nächsten Ereignisse erwartend — er war entschlossen zu kämpfen, denn den Hauptmann an dem Herbeirufen seiner Mannschaft zu hindern, gab es kein Mittel.

„Oh — warum haben Sie ihn nicht oben gleich niedergestoßen, ehe er sein Versteck verließ," raunte Carl dem Major zu. Lützow machte eine abwehrende Bewegung.

Anna hatte Henri's Arm ergriffen — sie preßte sich an ihn — Boldau, dessen Hand Therese hielt, stand abgewendet von der jüngsten Tochter.

„Herr Major," begann jetzt Henri, sich sanft von Anna freimachend und vortretend. „Ich wende mich an Sie. Wie die Sachlage eben ist — bin ich im Vortheile. Sie haben gehört, auf welche Weise ich Mitwisser Ihres und der Freunde Pläne ward. Ich halte den Erfolg oder Mißerfolg Ihres Unternehmens in meiner Hand — fahren Sie nicht auf — es ist so. Sie können mich tödten — ich werde aber nicht fallen, ohne mich zu vertheidigen — ein Ruf aus diesem Fenster: A moi le troisième! und meine Reiter stürmen in das Haus — feuern Sie auf mich, ein einziger Schuß genügt, um die Chasseurs herbei zu locken — was dann geschehen würde, bedarf keiner Schilderung. Sie sind nicht im Stande, der Uebermacht zu widerstehen, von allen Seiten würde Succurs herbei eilen und Ihre muthige Schaar, der Rest des tapfern Corps, den Sie als Stamm zu Ihren späteren Unternehmungen verwenden wollen, wäre binnen Kurzem vernichtet."

„Es würde dies nur eine neue Bestätigung dafür sein, daß Ihre Leute den Kampf gegen eine Minderzahl in unrühmlicher Weise bestehen, wie sie es bei Kitzen gethan," sagte Lützow.

„Ich bedaure jenes Ereigniß von ganzem Herzen. Es war eine unrühmliche That. Jeder Soldat wird sie verdammen — noch ist der Sachverhalt nicht auf-

geklärt — aber Sie haben kein moralisches Recht, sich dafür an dem Einzelnen zu rächen, den ein Zufall in Ihre Hände gab — indessen thun Sie es, aber bedenken Sie die Folgen — das Blut der Ihrigen, welches ohne Zweifel vergossen wird — es fällt auf Ihr Haupt zurück und wenn Sie mich auch niederstrecken — glauben Sie, daß diese hier ihre Stimme nicht erheben werde?" er deutete auf Anna.

„Meine Tochter?" rief Boldau außer sich.

„Sie ist mein, Herr Major," sagte Henri kalt. „Sie haben dieses Kind verstoßen — haben es mir übergeben vor diesen Zeugen, Sie haben kein Recht mehr an die Verlobte des Colonel Henri de Bellon — und sie — sie hat keine Verpflichtung gegen den, der sie verstieß — ich übergebe mich Ihren Händen, aber meine Anna wird Rache fordern — ich bin dessen gewiß, und Sie werden, Herr von Lützow, auch die Tochter des Majors niederstoßen müssen, wenn Sie der Verschwiegenheit für Ihre Unternehmung sicher sein wollen."

Die ruhige Haltung des Hauptmanns imponirte Allen gewaltig. Selbst Lützow betrachtete ihn mit Theilnahme — Boldau konnte sich nicht verhehlen, daß Henri de Bellon schon jetzt großmüthig handelte. Nach all dem Herben, was er binnen wenig Minu=

ten erfahren hatte, machte er keinen Versuch, sich zu rächen, und doch bedurfte es nur eines Rufes, um die nur einige hundert Schritt entfernten Chasseurs herbeizurufen — Lützow zu überliefern.

„Genug denn," entschied Boldau. „Wir müssen zum Ende kommen. Sie mögen gehen, Herr Hauptmann — gehen mit — mit ihr — wir erwarten unser Schicksal."

Henri trat jetzt auf ihn zu. „Das Geschick — das Leben einer tapfern Schaar hängt von meinem Worte ab," sagte er. „Die Zukunft des ganzen Corps nicht minder — ich würde meinem Kaiser einen großen Dienst leisten, lieferte ich Herrn von Lützow todt oder lebendig nach Dresden — der ganze Plan ist mir bekannt und alle Diejenigen, welche dazu geholfen, diese wackern Herren hier, jene Fischer an der Elbe und Saale, sie würden die Gewalt unserer Commandirenden schwer empfinden, wenn es zum Kampfe käme, denn noch heut ist keine Ordre in unsern Händen, welche Ihr Corps, Herr von Lützow, den Truppentheilen gleich stellt, die sich der Vortheile einer Waffenruhe erfreuen — ich kann verderben — aber ich werde es nicht." Alle fuhren erregt und betroffen auf.

„Dieser Mann dort gab mir sein Kind — wenn auch im Zorne, gleichsam um dieses edle Mädchen zu

strafen, das den Geliebten retten wollte — gleichviel, diese Verstoßene trägt den Namen Boldau, ich gehöre durch sie diesem Hause an und bin ihm verbunden — ich werde nicht Unheil bringen über dieses Geschlecht und — über seine Freunde. Ziehen Sie hin mit Ihrer Schaar, Herr Major, kein Wort wird über meine Lippen kommen von dem, was ich gehört — ich will nichts wissen von Ihren Plänen — meine Leute ziehe ich bald zurück, und bis morgen um die zehnte Stunde werden keine Patrouillen von Allstädt aus entsendet werden — mögen Sie eben so glücklich im Norden sein, auch dort unsern Truppen entkommen, der Ausgang steht bei Gott — leben Sie wohl."

Die Starrheit, der patriotische Zorn war nach diesem hochherzigen Entschlusse schnell bei Allen gewichen, welche dem Hauptmann feindlich entgegenstanden — der Erste, welcher das Schweigen brach, war Lützow. Er faßte des Hauptmanns Hände. „Kamerad," rief er, „wackrer feindlicher Kamerad — Sie wollen so großmüthig, so edel handeln? — bedenken Sie, was Sie zu verantworten haben."

„Ich weiß nichts von Ihren Plänen, Herr Major, und ich halte die Bestimmungen des Waffenstillstandes auch auf Sie anwendbar. Kommt dereinst Alles zu Tage, so wird Henri de Bellon zu leiden wissen dafür,

daß er der Geliebten Vaterhaus nicht dem Verderben überlieferte."

„Henri — mein Henri," rief Anna, sich an seine Brust werfend.

„Welch ein Mann — ein edles, treffliches Herz," riefen Therese und Carl.

Braun und Breymann standen tief ergriffen — Boldau kämpfte mit sich, Aller Blicke waren auf ihn gerichtet, der Kampf war bald zu Ende. Er schritt auf Anna zu und schloß die Weinende in seine Arme, dann ergriff er die Hand Henri's und drückte sie innig.

„Dieser Händedruck sagt Ihnen Alles," rief er. „Verzeihen Sie mir."

„Ich würde nicht werth sein, unter den Adlern des großen Kaisers zu fechten — könnte ich dem Patrioten zürnen. Ihr Haß galt nicht dem Menschen Henri de Bellon, er galt dem Kämpfer Napoleon's — ich kann diesen Haß begreifen und — ehren," sagte Bellon. „Aber zaudern wir länger nicht — ich eile hinaus zu meinen Leuten, um sie zu beruhigen, sie zurückzubeordern — ich kehre bald zurück." Er küßte Anna's Hand und eilte hinaus. Vom Fenster aus sahen die Freunde, wie er sich dem Posten der Chasseurs näherte. Diese hatten ihn kaum erblickt, als sie einen Ruf der Freude ausstießen, der Trompeter gab ein Signal — im Trabe

kam die Schaar heran, der Lieutenant Laporte an der Spitze. Alle reichten dem Hauptmanne die Hände, am Fenster des Hauses konnte man bemerken, wie Henri mit Laporte eine Unterredung führte, als diese geschlossen war — reichten sich Beide noch einmal die Hand, dann wieder ein Trompetenstoß und im scharfen Trabe ritt die Schwadron die Dorfstraße hinunter.

Der Hauptmann kehrte in den Saal zurück. „Ich habe die Leute entfernt,“ sagte er. „Die Straße ist frei — Sie werden diese Nacht von jener Seite aus unbehelligt sein, denn schon heute Abend wird in Allstädt kein Franzose mehr weilen.“

„Was sagen Sie Hauptmann? es ist also wahr? Sie müssen —“

„Ich muß fort aus dieser Gegend. Das Commando ist zum Abmarsche nach Dresden beordert — deshalb suchte man mich so eifrig — ein Vorwand für mein Ausbleiben war leicht gefunden — oh! ich fühle in diesem Augenblick zum ersten Mal die ganze Gewalt des Schmerzes, der in der Stunde der Trennung unser Herz durchzittert, der uns — schwach — vielleicht feige machen kann — lassen Sie mich den Kampf schnell beenden, Anna — geliebtes Wesen — lebe wohl.“

Er schloß Anna in seine Arme. „Scheiden — jetzt

scheiden zu müssen, an der Schwelle des Glückes umwenden zu müssen — einer trüben Zukunft entgegen —" schluchzte Anna.

„Hauptmann Henri de Bellon," sagte Lützow vortretend. „Sie sind kein Feind mehr für uns in diesem Augenblicke. Ich darf zu einem Freunde sprechen: hätte ich eines Kindes Hand zu vergeben, ich gäbe sie Ihnen und wären Sie selbst im Treffen von Kitzen mir begegnet — und wenn ich also spreche — so spreche ich im Sinne dieses Mannes hier," er wies auf Boldau. „Er kann dem Edlen diesen Schatz nicht vorenthalten, der ihn um uns Alle verdiente. Major von Boldau — zahlen Sie die schwere Schuld ab, welche Henri de Bellon von uns zu fordern hat — verloben Sie ihm die edle, schöne Tochter in Liebe, in väterlicher Güte, wie Sie es vor wenig Augenblicken im Hasse gethan."

Boldau nahm die Hand Anna's. Er legte sie sanft in Henri's Rechte. „Ich segne Euch," sagte er tief erschüttert. „In dieser denkwürdigen — in dieser — ich will es bekennen für mich schmerzvollen Stunde, welche ihn entführt, vielleicht auf Nimmerwiedersehen."

„Vater! Freund!" riefen die Verlobten, sich an seine Brust werfend.

„Noch ist Hoffnung," sagte Therese. „Die Friedensverhandlungen schweben noch."

„Täuschen Sie sich nicht," fiel Henri ein. „Ich erwarte den Frieden nicht. Der Kaiser ist noch im Besitze gewaltiger Macht."

„Ehre gegen Ehre," rief Lützow. „Ich hoffe, es erfüllt sich, was Sie prophezeihen."

„Und wenn wir uns begegnen im heißen Gefechte," sagte Carl, dem Hauptmann die Hand reichend. „Sind die Klingen für uns geschliffen? sollen wir — die Freunde, die Brüder, uns morden?"

„Nein," rief Henri. „Nein, mein Freund — meine Hand darauf, wenn ich Ihnen oder dem Major begegne, senke ich den Säbel."

„Und wir wenden das Roß, wenn Sie uns entgegen stürmen mit dem Rufe: Dreieichen! Dreieichen," setzte Lützow hinzu.

„Und nun lassen Sie mich stark sein," sagte Henri. „Der Soldat darf keine Stunde länger säumen — meine Leute machen sich zum Abmarsche bereit — ich muß an ihrer Spitze sein, der schreckliche Augenblick ist da — Anna — Anna — ich muß Dich lassen."

„Sie bleibt Ihnen — für den Verlobten soll der Vater diesen Schatz hüten," sagte Boldau. „Meine beiden Kinder werden verlassen sein, auf lange Zeit

vielleicht von denen, welche sie so heiß lieben — das Vaterland fordert große Opfer — sei es das deutsche, sei es das französische Vaterland, für die Ehre beider kämpfen die Geliebten — und in diesem Bewußtsein finden meine Kinder — ich weiß es — den Trost. Carl! Henri! Gott mit Euch in den Stunden des Kampfes, ein Seherblick ist oft gegeben, wenn schwere Prüfungen an die Sterblichen herantreten, ich glaube, ein solcher Blick ist mir jetzt vergönnt: ich sage ziehet hin — ihr Männer — wir sehen Euch wieder, und wenn der Friede sich auf die blutgetränkten Gefilde niedersenkt, dann, meine Söhne, feiern wir das Fest Eurer Vermählung, das Doppelfest hier an dieser Stelle, in diesen Räumen, welche der Edelmuth eines Feindes vor der schrecklichen Berühmtheit bewahrte, die Stätte eines mörderischen Kampfes zu werden."

Carl und Henri reichten ihm die Hände, dann nahm der Hauptmann Abschied von Lützow, Breymann und Braun. Einen Kuß drückte er auf Theresens Stirn — dann innige Umarmung der weinenden Braut. —

„Vater, leben Sie wohl!" rief er — noch ein sanfter Kuß auf die Lippen des schönen Mädchens und sich gewaltsam aus ihren Armen reißend, stürmte Henri aus dem Saale; mit lautem Schmerzensrufe sank Anna

neben der geöffneten Thüre nieder. Wenige Minuten später jagte der Reiter am Schlosse vorüber — er blickte nicht mehr zurück, er hatte die Mütze tief in die Stirn gedrückt, und beugte sich auf den Hals des Pferdes nieder — er wollte nicht zurückschauen.

Als Anna aus ihrem Schmerze sich emporrichtete, war sie mit der Schwester allein im Saale. „Es waren schmerzliche und doch so glückliche Stunden,“ sagte sie matt. „Des Vaters Wort wird in Erfüllung gehen — ich sehe ihn wieder.“

Die Nacht war angebrochen. Der Himmel hatte sich in Dunkel gekleidet, nur spärlich drang der Schimmer eines fahlen Mondlichtes durch das Gewölk. Im Herrenhause „Dreieichen“ war es lebendig — im Parke nicht minder. Gestalten bewegten sich hin und her, Pferde schnauften und Lichter wurden hin und her getragen. Zuweilen unterbrach ein Commandoruf das Summen, welches zwischen den Bäumen wie das Sausen fernen Windes hin und her schallte. Dann endlich sah man eine dunkle Linie sich bewegen, schwarze Reiter, welche von dem Blattwerke der Büsche, an denen sie vorüber zogen, kaum zu unterscheiden waren — zogen aus dem Gehölze und ritten die Dorfgasse hinab. Ihnen vorauf trabten zwei Männer in bürger-

licher Tracht — es waren Braun und Breymann. Hinter ihnen ritten Lützow und Carl von Horst. Die Schaar der Lützower war im Abmarsche von „Dreieichen" begriffen. Die Eltern Carl's hatten den Sohn noch einmal in die Arme geschlossen — noch eine schwere Trennung war geschehen — Therese hatte sie überwunden.

Schweigend ritt Carl neben Lützow dahin durch die Nacht — „Alles sicher — nichts Auffälliges in der Nähe," hatte Braun rapportirt — an der letzten Biegung des Weges wendete sich Carl noch einmal um. Er gewahrte ein erleuchtetes Fenster und an demselben zwei weiße, vom Schimmer der Kerzen hell bestrahlte Gestalten — es waren die beiden Schwestern, sie hielten sich umschlungen.

„Vermagst Du die schwarzen Reiter noch zu erkennen?" fragte Anna.

„Ich sehe sie deutlich dort unten — jetzt sind sie an der Biegung — sie sind genau zu sehen, der helle Kiesweg läßt sie erkennen — ah," rief sie schluchzend. „Jetzt sind sie verschwunden."

Aus der Ferne tönte ein Gesang. Es war eine tiefe, wohlklingende Männerstimme, welche das alte, deutsche Lied sang: „Es ist bestimmt in Gottes Rath". Immer schwächer wurden die Töne — sie verhallten. Tiefe Stille herrschte. — „Es war seine Stimme — sein

Lebewohl." „Lösche das Licht, Schwester," sagte Therese. Beide verließen das Fenster und schritten durch den Saal in den Park hinab. —

Der gewaltige Kampf hatte die Länder durchtobt. Nach blutigem Ringen war der Koloß Napoleon gestürzt worden. Von den Höhen des erstürmten Montmartre hatten die Fahnen der Sieger geflattert — der Friede war endlich in seiner ganzen, milden Glorie heraufgezogen über die erschöpften Kämpfer.

Glückliche Tage standen bevor, in denen die Heimkehr von Tausenden festlich begangen wurde, in denen alle Diejenigen, welche unersetzliche Verluste zu beklagen hatten — sich trösteten mit dem Bewußtsein: „Das Blut unserer Lieben ist nicht umsonst geflossen — das Vaterland ist frei!"

Die Insassen des Herrenhauses „Dreieichen" gehörten zu den Glücklichsten. Was Boldau dereinst prophetischen Sinnes verheißen, war eingetroffen.

Mit dem heiligen Zeichen des eisernen Kreuzes geschmückt, kehrte Carl von Horst in die Heimath zurück, in die Arme seiner Eltern — seiner glücklichen, harrenden Braut. Aber auch der, welcher einst die kleine Abtheilung der Lützower gerettet — Henri de Bellon — war den Seinen geblieben. Zwar hatte ihn bei Belle-Alliance die Kugel der preußischen Schützen begrüßt —

verwundet aus dem Gefecht getragen, war es ihm erspart gewesen, Zeuge des zweiten Einmarsches der siegreichen Alliirten in Paris sein zu müssen. Aber er genas von den Wunden.

Henri und Carl waren sich nicht auf den Schlachtfeldern begegnet, ein günstiges Geschick hatte es gefügt, daß die so schnell zu Freunden Gewordenen nicht als Gegner auf dem Felde der Ehre zusammentrafen.

Die Neugestaltung der Dinge in Frankreich machte es dem einstigen Offizier des Kaisers unmöglich, in den Reihen der Soldaten Ludwig's des Achtzehnten zu verbleiben — aber mit Glücksgütern gesegnet, vermochte Henri de Bellon das Leben des Soldaten mit dem des Grundbesitzers zu vertauschen, der in den schönen Thälern, welche die Saone durchströmt, sein Land bebaute.

Als die versöhnten Völker sich im Frieden die Hände reichten — da eilte Henri zurück nach Deutschland — nach dem stillen, trauten Herrenhause zu „Dreieichen". Er fand Alle wieder, offne Arme empfingen ihn — er schloß die geliebte Braut, die glückliche Anna an sein Herz.

Boldau feierte, wie er dereinst gelobt, die Doppelhochzeit in den Räumen des Herrenhauses. Nach den festlichen Tagen führte Henri seine Gattin nach Frankreich — in seine Heimath. Wie Therese an der Seite

ihres Gatten, der inmitten der vaterländischen Berge sich sein Heim gegründet — so waltete Anna, vereint auf immer mit Henri de Bellon, in den Hallen eines zierlichen Schlößchens, welches von den Höhen bei Villefranche auf den Spiegel der Saone niederblickte — im ganzen Umkreise gekannt — als die „deutsche Dame“.

Die Trennung war für beide Paare keine dauernde.

Günstige materielle Verhältnisse gestatteten es ihnen, daß sie sich nicht fern blieben, daß es ihnen vergönnt war, sich auf deutscher und französischer Erde oft die Hände drücken und im trauten Beisammensein der entschwundenen Tage gedenken zu können. —

E n d e.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

